WALTER LIPPMANN



# DIE ÖFFENTLICHE MEINUNG

WESTEND

WESTEND

**Ebook Edition**

Walter Lippmann

# Die öffentliche Meinung

## Wie sie entsteht und manipuliert wird

Herausgegeben von Walter Otto Ötsch und Silja Graupe

WESTEND

German Translation copyright © 2018 by Westend Verlag GmbH
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Public Opinion« bei The Macmillan Company, New York.
Copyright © by Walter Lippmann, © renewed 1949 by Walter Lippmann All Rights Reserved.
Published by arrangement with the original publisher, Free Press, a Division of Simon & Schuster, Inc.

Aus dem Amerikanischen von Christian Deppe und Simon Lübeck. Urfassung von Hermann Reidt.

Walter Lippmann widmete in der Originalausgabe das Buch seiner Frau Faye.

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-86489-716-0
© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2018
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Satz und Datenkonvertierung: Publikations Atelier, Dreieich

# Inhalt

**Einführung von Walter Ötsch und Silja Graupe: Der vergessene Lippmann – Politik, Propaganda und Markt**

Wer war Walter Lippmann?

Leben und Werk Lippmanns bis 1922

Der lebensgeschichtliche Kontext (1889–1917)

Krieg und Propaganda (1917–1922)

Die öffentliche Meinung (1922)

»Die Bilder in unseren Köpfen«

Soziale Bilder-Welten

Die Herrschaft der Bilder

Bilder-ExpertInnen

Vom Missbrauch der Bilder

Die Rolle der Bildung

Lippmanns Wirken nach 1922. Das Beispiel des Neoliberalismus

Das Walter Lippmann Colloquium 1938

Marktfundamentalismus und Propaganda

Resümee

**Einleitung**

Die äußere Welt und die Bilder in unseren Köpfen

2

3

4

Die Tatsachen sind jetzt bekannt

Ohne Daniels Wissen

5

6

7

## Annäherungen an die äußere Welt

### Zensur und Geheimhaltung

1

2

3

### Kontakt und Gelegenheit

1

2

3

4

### Zeit und Aufmerksamkeit

### Schnelligkeit, Worte und Klarheit

1

2

3

4

5

6

**Stereotypen**

Stereotypen

1

2

3

4

5

Stereotypen als Verteidigungsmittel

1

2

3

Blinde Flecken und ihr Nutzen

1

2

3

Die Codes und ihre Feinde

1

2

3

4

5

Die Aufdeckung der Stereotypen

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

**Interessen**

Wie Interesse geweckt wird

1

2

3

4

Der Eigennutz unter der Lupe

1

2

3

4

5

**Die Entstehung eines gemeinsamen Willens**

Die Verlagerung des Interesses

1

2

3

4

5

6

Ja oder nein

1

2

3

4

5

6

Führer und Gefolgschaft

1

2

3

4

**Das Bild der Demokratie**

Der ichbezogene Mensch

2

3

Die eigenständige Gemeinschaft

1

2

3

4

5

Die Rolle der Gewalt, der Patronage und der Vorrechte

1

2

3

4

5

6

Das alte Bild in neuer Gestalt: der Gildensozialismus

1

2

3

4

5

6

Ein neues Bild

**Zeitungen**

Die Öffentlichkeit als Käufer

1

2

3

4

Der treue Leser

1

2

3

Das Wesen der Nachrichten

1

2

3

4

5

Nachrichten, Wahrheit und eine Folgerung

**Organisierte Intelligenzen**

Die Bedeutung der Fachleute

1

2

3

4

Informationsarbeit

1

2

3

4

5

6
7
8
Der Appell an die Öffentlichkeit
1
2
3
4
5
Der Appell an die Vernunft
1
2
3
4
5
**Anmerkungen**
**Literaturhinweise der Herausgeber**
**Personen- und Sachregister**

# Einführung

# von Walter Ötsch und Silja Graupe:

# Der vergessene Lippmann – Politik, Propaganda und Markt

## Wer war Walter Lippmann?

Walter Lippmann gilt in den USA als der am meisten gelesene politische Autor des 20. Jahrhunderts. Seine Lebenszeit (23.9.1889 – 14.12.1974) umspannt den Aufstieg der USA zur globalen Supermacht. Nicht ohne Berechtigung trägt eine umfangreiche Biografie den Titel Walter *Lippmann and the American Century* (Steel 1980). Eine andere Biografie beginnt mit folgender Aufzählung: Lippmann war Assistent des großen investigativen Journalisten Lincoln Steffen, geschäftsführender Sekretär eines sozialistischen Bürgermeisters, Mitglied im Team der Erstherausgeber eines führenden politischen Journals, Berater der Regierung Wilson in vier verschiedenen Funktionen,

Herausgeber der führenden Zeitungen der 1920er-Jahre, über 35 Jahre Kolumnist in mehreren Pressemedien gleichzeitig (mit mehreren tausend Beiträgen), Autor von 22 Büchern und Freund und Kollege der angesehensten und mächtigsten Personen in den USA (Adams 1977, S. 15).[1]

Lippmann verfasste von 1931 bis 1967 (meist viermal, später dreimal die Woche) eine Kolumne in der *New York Herald Tribune* und dann in der *Washington Post* mit dem Titel *Today and Tomorrow*, diese Kolumne wurde in mehr als 200 Zeitungen im Lande gleichzeitig veröffentlicht (vgl. die Liste von über 300 Kolumnen in Goodwin 2014, S. 377ff.). Lippmann war primär ein Journalist, der für eine gebildete Elite schrieb und am Höhepunkt seines Wirkens regelmäßig mehr als zehn Millionen LeserInnen erreichen konnte (Goodwin 2013). Sein persönlicher Einfluss war legendär, Lippmanns Name konnte beinahe jede Türe öffnen. Mehrmals ist es ihm gelungen, den politischen Diskurs in den USA zu verändern; Präsidenten, Politiker und die politisch interessierte Öffentlichkeit hörten auf ihn. Er verhinderte einen Krieg der USA mit Mexiko (Wasniewski 2004, S. 63ff.), verhandelte geheim und erfolgreich zwischen Mexiko und dem Vatikan, hat den berühmten 14 Punkte-Plan von Wilson entscheidend mitgestaltet, verfasste politische Reden für viele Präsidenten und beriet Kennedy und Johnson (Steel 1980, S. xiiiff.)

In Europa hingegen war und ist Walter Lippmann immer noch wenig bekannt, auch nicht in seinem Einfluss auf politische Weichenstellungen, die die Geschichte Europa verändert haben. Lippmann war etwa maßgeblich daran beteiligt, das Sprachbild des »Kalten Krieges« im politischen Bewusstsein zu verankern (Lippmann 1947; Porter 2011). Wodurch man die Öffentlichkeit erreicht und wie man Meinungen beeinflussen kann, wird von ihm in *Die öffentliche Meinung* auf eine neue Weise beschrieben, das Buch wurde 1922 publiziert und gilt als eines seiner

wichtigsten Werke. Lippmann hat damit eines der ersten grundlegenden Arbeiten über eine Thematik verfasst, die damals im Klartext »Propaganda« genannt wurde, – heute wird dieser Begriff vermieden und lieber von Public Relation gesprochen, wobei sich in der Sache aber nichts geändert hat. Das Buch gilt vielen Autoren als zentral für das Verständnis der heutigen Massenmedien, von Public Relations und der Wirkung von Bildern auf und in der modernen Gesellschaft (etwa Gárcia 2010). Insbesondere in den Kommunikationswissenschaften wird es oft als grundlegend bezeichnet (Kaid 2004. Zu einem Überblick über die Rezeption in der Psychologie und in den Sozialwissenschaften vgl. Bottom/Kong 2012, S. 376ff.)

Lippmanns beschreibt in *Die öffentliche Meinung*, wie Menschen durch imaginative Bilder beeinflusst und gesteuert werden können. Die Aktualität dieser Fragestellung liegt auf der Hand: Wir leben in einer Welt, in der andauernd versucht wird, die Vorstellungswelten breiter Schichten der Bevölkerung zu beeinflussen. Werbung, politischer Spin und Inszenierungen sind selbstverständlicher Bestandteil von Wirtschaft und Politik geworden. Der Rechtspopulismus hat dem eine neue Note verliehen. Auffallend ist, wie wenig über die mediale Beeinflussung von imaginativen Vorstellungen reflektiert wird. Ist Lippmanns Befund korrekt, dass die Fähigkeit verloren gegangen ist, über eigene Imaginationen und deren Veränderung in gebührender Distanz nachzudenken und sie aktiv zu gestalten? Lippmanns Werk ist für uns ein wichtiger Ausgangspunkt, um diese wichtige Frage zu thematisieren. Dazu passt noch eine zweite Seite von Lippmann, die kaum in ihrer Verbindung erkannt wird: Lippmann ist nicht nur ein Theoretiker der Propaganda, sondern hat auch in der Entstehungsgeschichte des Marktfundamentalismus (Ötsch u.a. 2017) eine Rolle gespielt: das *Colloque Walter Lippmann* 1937 in Paris gilt als die erste

internationale Konferenz einer neuen Spielart des Liberalismus, die sich die Selbstbezeichnung Neoliberalismus gab. Nach unserer Sichtweise kann sich das marktfundamentale Denken, das durch die Finanzkrise 2008 noch an Bedeutung gewonnen hat, nur durch eine andauernde mediale Beeinflussung imaginativer Bilder am Leben erhalten. Zentral ist insbesondere das Bild »des Marktes« in der Einzahl, der wie eine Person agiert und dem »wir uns« zu unterwerfen haben. Wir wollen diese zwei Seiten von Lippmann am Ende unseres Essays in Beziehung setzen. Vielleicht liegt darin ein Schlüssel für ein Verständnis der aktuellen Gesellschaft.

Zuvor aber beschreiben wir das Leben und Werk Lippmanns vor der Veröffentlichung von *Die öffentliche Meinung* im Jahre 1922, sodann das Werk selbst sowie die Wirkungsgeschichte Lippmanns nach 1922 am Beispiel des Neoliberalismus.

# Leben und Werk Lippmanns bis 1922

## *Der lebensgeschichtliche Kontext (1889–1917)*

Walter Lippmann wird am 23.9.1889 in New York geboren.[2] Er wächst als Einzelkind in einem wohlhabenden Elternhaus auf, seine Eltern pflegen ein ausgiebiges Gesellschaftsleben mit berühmten Persönlichkeiten. Lippmann kommt schon früh mit der Kunstszene in Kontakt, er reist als Kind auch mehrmals nach Europa (Goodwin 2013, S. 94), ursprünglich will er Kunsthistoriker werden (Steel 1980, S. 9). Lippmann besucht das *Sachs College Institute*, eine etablierte Privatschule in Manhattan. Mit 17 Jahren beginnt er in Harvard zu studieren und belegt Kurse in Literatur, Geschichte, Philosophie und Ökonomie; einen Abschluss aber macht er nicht. Das Studium lässt ihm Zeit, erste literarische Texte zu verfassen, die auch die Aufmerksamkeit des Philosophen und Psychologen William James erlangen, der ihn zu einer wöchentlichen Teestunde einlädt (William James stirbt 1910). Im Frühjahr 1908 vernichtet ein Feuersturm einen nahegelegenen Slum und Tausende werden obdachlos. Lippmann engagiert sich in einer studentischen Hilfsaktion und lernt erstmals die bittere Armut seiner Zeit kennen. Darauf beginnt er sozialistische und utopische Literatur zu lesen und gründet mit acht anderen Kollegen den *Sozialistischen Klub*. Lippmann begeistert sich für die britische *Fabian Society*, die in den 1880er-Jahren von Beatrice und Sidney Webb gegründet wurde und sich dann zu einer der historischen Wurzeln der *Labour Party* entwickelt. Er lernt unter anderem auch einen der ersten *Fabians* kennen – Graham Wallas, der auch in Harvard

Unterricht hält. Von ihm übernimmt Lippmann zwei Gedanken: dass die aktuelle Gesellschaft eine *Great Society* bilde, die so komplex und unsichtbar sei, dass es den meisten schwerfalle, sich dazu ein Urteil zu bilden, und zweitens eine skeptische Grundhaltung zum Sozialismus. (Wallis widmet 1914 sein Buch *The Great Society* seinem Schüler Lippmann.)

1910 wird Lippmann Assistent von Lincoln Steffen beim Magazin *Everybody's* (1911 wird er *sub-editor*) und verfasst als investigativer Journalist einen umfangreichen Bericht über Machenschaften von Wall Street Banken und die Macht von J.P. Morgan. Der Aufschrei darüber führt zu einer Kommission im Kongress (*Pujo Committee*), eine Folge ist der *Federal Reserve Act* von 1913, mit dem die US-Zentralbank gegründet wird. Lippmann geht kurz in die Politik, wird Wahlkampfmanager und Assistent eines Bürgermeisters, wendet sich aber bald enttäuscht ab.

Lippmann lernt die Schriften von Sigmund Freud kennen und wendet in seinem ersten Buch (*A Preface to Politics*, 1913) erstmals die Freud'sche Theorie des Unbewussten auf die Politik an (er korrespondiert auch mit Freud, lernt ihn einige Jahre später in Wien kennen und trifft auch Adler und Jung. Freud verfasst in seinem Journal *Image* auch eine positive Rezension von Lippmanns *Preface*.) Ein Exemplar des Werkes erreicht Teddy Roosevelt, der 1901 bis 1908 Präsident der USA war und 1912 mit einer eigenen Liste gegen Woodrow Wilson unterlag. 1914 trifft sich Roosevelt mit Lippmann, seither sind sie befreundet. Zu dieser Zeit bewegt sich Lippmann bereits mit großer Selbstverständlichkeit in einem umfangreichen Kreis bekannter Personen aus der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft, der Politik, der Wirtschaft und der Medien. (Die Liste umfasst Namen wie George Bernard Shaw, Leonard Woolf, H.G.Wells, John Reed, Alfred Kuttner, John Dewey oder Isodora Duncan.) Lippmann kann diese Kontakte ausweiten, als er im gleichen Jahr

Mitbegründer von *New Republic* wird, einem progressiven Organ ohne radikale Töne, das von reichen Geldgebern finanziert wird. Lippmann verabschiedet sich in diesen Jahren von sozialistischen Positionen. Er versteht sich zunehmend als Sozialingenieur und setzt seine Hoffnung auf die Managerelite, die er als Gegenspieler der Eigentümer sieht. (Die Verteilung des Eigentums wird von ihm nicht thematisiert. Lippmann glaubt, es sei breit gestreut.) Die Elite der Manager soll, gestützt auf die Wissenschaften, die Großkonzerne zum Wohle der Öffentlichkeit leiten (Steel 1980, S. 78ff.). Manche dieser Ideen finden Eingang in Lippmanns zweites Buch *Drift and Mastery*, 1914: *Drift*, das heißt die Akzeptanz des Status Quo, müsse überwunden und durch die neuen Wissenschaften (vertreten etwa durch Freud, Darwin oder Thorstein Veblen) »gemeistert« werden (Goodwin 2013, S. 98).

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs veranlasst Lippmann, sich mit außenpolitischen Fragen zu beschäftigen. In seinem nächsten Buch *The Stakes of Diplomacy*, 1915, kombiniert er eine Analyse der Rivalitäten der Großmächte mit psychologischen Aspekten des Nationalismus. Lippmann intendiert eine globale Hegemonie der USA, ihre Konzerne sollen im Ausland nicht via Staat, sondern via neu zu errichtenden internationalen Kommissionen agieren. Anfang 1916 bricht Lippmann mit alten Freunden und tritt für eine Wiederwahl von Woodrow Wilson ein. Er wird von diesem in sein Sommerhaus eingeladen und veröffentlicht vor dem Republikanischen Konvent ein langes Interview. Wilson gewinnt mit dem Slogan »He Kept Us Out of War« die Wahl, Lippmann erkennt aber früh, dass Wilson auf einen Kriegseinritt der USA hinsteuert. Diese Richtung intendiert auch Lippmann. So lehnt er in einer Kolumne im *New Republic* das deutsche Friedenangebot vom Dezember 1916 strikt ab: Es anzunehmen, würde »den Preußischen Militaristen« einen *Peace*

*without Victory* möglich machen und ihnen weiterhin erlauben, Europa zu kontrollieren. Wilson übernimmt diese Phrase für seinen eigenen Friedensplan und Lippmann gilt in der Öffentlichkeit als einflussreicher Berater des Präsidenten. Als Anfang Februar 1917 die Deutschen den unbeschränkten U-Boot-Krieg ausrufen und auch US-Schiffe versenken, verfasst Lippmann eine seiner wirkungsvoll-sten Kolumnen. Er erklärt die USA als Teil der »Atlantischen Gemein-schaft« (*Atlantic Community*): Sie sollen an der Seite der Briten für den »Highway der Welt« (das sind die offenen Meere) in die Schlacht ziehen (Wasniewski 2004, S. 52ff.) Aber Wilson zögert immer noch, den Neutralitätsstatus der USA zu beenden. Anfang März 1917 wird vom britischen Geheimdienst das so genannte Zimmermann-Telegramm (vom Januar dieses Jahres) abgefangen, in dem die Deutschen Mexiko eine Allianz vorschlagen und als Belohnung »die verlorenen gegangenen Territorien Texas, New Mexico und Arizona« anbieten (Steel 1980, S. 112f.). Der erboste Wilson erlaubt es, dieses Dokument in den USA zu publizieren. Lippmann schreibt dann für Wilson ein Memorandum für den Kriegseintritt, das Wilson aufgreift, als der russische Zar am 15. März abdanken muss: Die USA müssen – so der Sprachgebrauch – für »die Demokratie« kämpfen und »die Welt sicher für die Demokratie« machen. Am 6.4.1917 erklären die USA Deutschland den Krieg.

## *Krieg und Propaganda (1917–1922)*

Der noch nicht einmal dreißigjährige Lippmann ist mit diesen Aktivitäten in das Zentrum der politischen Macht aufgerückt. Am Tage des Kriegseintritts schlägt er dem Präsidenten vor – wie

andere auch – eine Behörde zu errichten, die die Öffentlichkeit auf den Krieg einstimmen soll.[3] Denn die Bürgerinnen und Bürger der USA sind zu dieser Zeit in einem beachtlichen Teil pazifistisch und neutralistisch gesinnt: Viele Immigranten haben deutsche Wurzeln und sympathisieren mit den Mittelmächten, und auch die Gewerkschaften sind gegen einen »Krieg der Reichen«. Wenige Tage später wird das *Committee on Public Information* (CPI) ins Leben gerufen, die Leitung bekommt der bis dahin unbekannte Journalist George Creel (gegen den Lippmann opponiert). Das CPI ist ursprünglich als Agentur für die Verteilung von Informationen gedacht. Als Creel und seine Mitarbeiter erkennen, dass viele in der Bevölkerung die Gründe für den Kriegseintritt der USA nicht wissen oder nicht verstehen, beginnen sie mit Aufklärungskampagnen, die immer eindringlicher werden und sich dann zu einer bis dahin unbekannten Hetz- und Propagandakampagne entwickeln (vgl. Bussemer 2005, S. 75). Creel erklärt später den Zweck des CPI als

> »Kampf um die Köpfe der Menschen, für den Sieg über ihre Überzeugungen … Die Frontlinie verlief durch jedes Haus in jedem Lande … Was wir haben wollten, war nicht einfach nur eine oberflächliche Einheit, sondern ein leidenschaftlicher Glaube an die Gerechtigkeit der amerikanischen Sache, der die Menschen der Vereinigen Staaten zusammenschweißen würde in einen einzigen weißglühenden Masseninstinkt aus Brüderlichkeit, Ergebenheit, Tapferkeit und unsterblicher Entschlossenheit.« (Creel 1920, S. 3 und 5, unsere Übersetzung)

In einer derart totalitären Perspektive (Jansen 2013a, S. 305) will das CPI den gesamten Alltagsdiskurs in den USA verändern. Unter anderem werden den Printmedien strenge Auflagen für ihre Wortwahl erteilt. Zugleich werden sie mit Propagandamaterial überhäuft, einige kritische Zeitungen werden auch eingestellt. Lippmann protestiert gegen die Zensur,

äußert aber auch Verständnis (Steel 1980, S. 125). Am Höhepunkt der Kampagne hat das CPI einen Zugriff auf über 20 000 Zeitungskolumnen im Lande und erstellt Cartoons für 750 Zeitungen (Ewen 1996, S. 111ff.; Carkeet 2007, S. 41ff.; Jansen 2013a, S. 306ff.). Vom Mai 1917 bis zum März 1919 gibt das CPI sechsmal in der Woche ein *Official Bulletin* heraus, das schließlich in einer Auflage von über 100 000 Exemplaren im Land verteilt wird. Die Broschüre *Why America Fights Germany* wird über 700 000 mal verbreitet, hier wird in den schaurigsten Tönen ausgemalt, was den USA blühte, besetzten die Deutschen das Land. Den größten Erfolg feiert das Pamphlet *How the War Came to America* mit über fünf Millionen Exemplaren, das von Creel persönlich verfasst wird: Der Krieg sei den USA aufgezwungen worden, es ginge um die Verteidigung der Demokratie weltweit, selbst die Russische Oktoberrevolution sollte »eine neue Demokratie« bewirkt haben (Carkeet 2007, S. 60). In Zusammenarbeit mit der Filmindustrie werden vom CPI auch Kurzfilme und abendfüllende Filme mit bekannten Schauspielern und Schauspielerinnen gedreht oder gefördert, zugleich wird das ganze Land mit Plakaten und Postern überzogen (Bildbeispiele sind in Ewen 1969, 120ff. zu sehen) Eines der bekanntesten Plakate macht Werbung für Staatsanleihen mit dem Slogan »*Beat Back the HUN with LIBERTY BONDS*«, mit den Hunnen waren die Deutschen gemeint. Man sieht einen riesigen finsteren Mann mit Pickelhaube am Horizont mit bluttriefenden Bajonett, vor ihm liegt eine zerstörte Landschaft (Axelrod 2009, S. 143; Maxwell 2015, S. 78, das Plakat ist in Bottom/Kong 2012, S. 369 abgebildet).

Die bekannteste Maßnahme sind vermutlich die *Four-Minute Men* (Carkeet 2007, S. 67ff.; Axelrod 2009, S. 113ff.). Dazu werden im ganzen Land 75 000 meist ortsbekannte Prominente organisiert, die – angeleitet durch ein wöchentliches Bulletin – in

der Öffentlichkeit und im privaten Kreis vierminütige Reden abzuhalten haben, wobei sie »spontan« und »enthusiastisch« wirken sollen. So sollen sie zum Beispiel vor einer Kinovorstellung unaufgefordert aufstehen und gegen die »Hunnen« und die »Sklaverei der preußischen Herren« wettern, ab 1918 wurden auch erfundene Gräuelgeschichten erzählt. Pro Woche werden gut 175 000 Reden gehalten, immer zum gleichen Thema, man schätzt, dass über 134 Millionen Personen diese Botschaften gehört haben. Im Hintergrund steht die Vorstellung, man könne die ganze Gesellschaft von einer Zentrale aus beeinflussen (vgl. Creel 1920 und Ewen 1996, S.121ff.), insgesamt wurde damit eine Massenkonformität vor dem Radiozeitalter erreicht (Jansen 2013a, S. 306; Ewen 1969, S. 126ff.).

Lippmann ist vom Erfolg der Aktionen des CPI tief beunruhigt. Er selbst wird nach Kriegseintritt Assistent beim Kriegsminister Newton D. Baker. Ende September 1917 befördert ihn Baker zum Generalsekretär einer geheimen Studiengruppe (die Leitung hat Sidney Mezes), die dann *The Inquiry* genannt wird. Hier werden bis zu 126 Experten aus den verschiedensten Wissensgebieten koordiniert, um Unterlagen für den kommenden Friedensvertrag auszuarbeiten (Steel 1980, S. 128ff.). Im Dezember 1917 erarbeitet eine interne Gruppe eine Zusammenfassung, aus der im Januar 1918 der berühmte 14 Punkte-Plan von Wilson entsteht. Der internen Gruppe gehörten Lippmann und Mezes an sowie Isaiah Bowman, der Direktor der *American Geographical Society*, und David Hunter Miller, ein Juristenkollege des Schwiegersohns von »Colonel« House, mit dem Lippmann befreundet ist. (House ist ein Vertreter der Bankenszene und einer der wichtigsten Berater von Wilson.) Viele der Phrasen, die Wilson in seinem Plan verwendet, kommen direkt von Lippmann. Zum zweiten Mal habe er, so äußert er sich Bowman gegenüber, »seine eigenen Worte dem Präsidenten in den Mund gelegt«

(Steel 1980, S. 134).

Mitte Juni 1918 entsteht im Kriegsministerium der Plan, unabhängig von der CPI eine eigene Propagandastelle der Armee für die deutschen und österreichischen Soldaten zu schaffen. Lippmann wird *captain* der *U.S. army* und schifft zuerst nach Paris, dann nach London ein, wo die *inter-Allied conference on propaganda* tagt. Lippmanns Aufgabe ist es, Flugblätter zu verfassen, die hinter den feindlichen Linien abgeworfen werden. Zwischen September und Oktober 1918 werden 18 Flugblätter in einer Auflage von über fünf Millionen Exemplaren produziert. Ende Oktober 1918 wird Lippmann von House nach Paris beordert, um die siegreichen Alliierten, die den Friedensplan von Wilson nicht gebilligt hatten, auf diesen einzustimmen. Ohne Unterlagen zu seiner Verfügung zu haben, muss Lippmann in weniger als 24 Stunden aus seinem Gedächtnis eine präzise Erklärung von Wilsons Plan ausarbeiten, die Wilson dann ohne große Änderungen übernimmt. Bei den Verhandlungen in Versailles (bei der Wilson anfangs teilnimmt), spielt Lippmann dann aber keine Rolle: Sein Verbindungsmann House war bei Wilson in Ungnade gefallen (Steel 1980, S. 151ff.).

Die geheime Gruppe *The Inquiry* hatte folgenreiche Konsequenzen. In Fortführung ihrer Aktivitäten wird 1921 das *Council on Foreign Relations* (CFR) vor allem von einflussreichen Bankern, Wirtschaftstreibenden und Rechtsanwälten gegründet (Grose 2006). Lippmann gilt in den Gründungsjahren als respektierte Person und spielt bis 1937 eine aktive Rolle. Er editiert 1931 und 1932 den laufenden Review des CFR *The United States in World Affairs* und schreibt mehrere Artikel in *Foreign Affairs*, dem Magazin des CFR (Steel 1980, S. 294f.), zeitweise ist er auch als Direktor für das Studienprogramm vorgesehen (Goodwin 1995, S. 341ff.). Das CFR war und ist einer der wichtigsten Think Tanks der USA bis heute. Seine Mitglieder

bilden immer noch das »Who is Who« der US-Elite und kommen aus allen Schlüsselsektoren der Gesellschaft, vor allem akademische Intellektuelle, mächtige Wirtschaftsführer und hochrangige Politiker. Das CFR bildet eine »permanente Konferenz« und fungiert als Koordinationsorgan der Meinungsbildung führender Personen der USA in außenpolitischen Fragen, vor allem zu der längerfristigen Strategie, die verfolgt werden soll. (Der Aufstieg der USA zur globalen Hegemonialmacht wird über Jahrzehnte vom CFR strategisch vorgedacht und begleitet.) Lippmanns Rolle in dieser einflussreichen Institution ist in der uns bekannten Literatur nicht erforscht. (Würde man sie kennen, müsste vielleicht das Bild von Lippmann verändert werden. Zur Geschichte des CFR vgl. Grose 2006 und Shoup 2015).

Die Fülle dieser Erfahrungen (auch hinsichtlich des Friedensvertrages von Versailles, bei dem Wilson sich kaum durchsetzen kann) veranlasst Lippmann zu einer breiten Reflexion über politische Prozesse. Man dürfe nicht länger, so meint er, nur über die Institutionen der Politik reden (wie dies damals von den Sozialwissenschaften gemacht wird), sondern müsse die Umstände in den Fokus nehmen, in denen eine erfolgreiche Politik möglich ist (vgl. Bussemer 2005, S. 85). Das Ergebnis sind drei Bücher: *Liberty and the News* (1920), *Public Opinion* (1922) und *The Phantom Public* (1925). In *Liberty and the News* richtet Lippmann seine Aufmerksamkeit auf die Presse. Sie sei für eine Krise der Demokratie verantwortlich und habe ihr Geschäft mit der von »Predigern, Anhängern von Erweckungsbewegungen, Propheten und Agitatoren« verwechselt und die öffentliche Meinung »blockiert« (Zitate nach Jansen 2013a, S. 313). Lippmann macht Vorschläge für strengere professionelle Standards, Teile von ihnen finden sich heute in den Objektivitätsgeboten eines seriösen Journalismus.

Zwei Jahre später kommt Lippmann in *Die öffentliche Meinung* zu einem viel weiter reichenden Schluss, der die eigentliche Bedeutung dieses Werkes ausmacht: Eine objektive Information des Publikums könne nicht allein durch medienpolitische Maßnahmen sichergestellt werden. Denn das eigentliche Problem sei grundlegender Natur: Es betrifft die Art, wie Menschen ihre Umwelt wahrnehmen und erkennen. Ein Verständnis von Beeinflussung und Propaganda erfordert ein Verständnis des Erkenntnisvermögens des Menschen.

# Die öffentliche Meinung (1922)

## *»Die Bilder in unseren Köpfen«*

*Die öffentliche Meinung* ist kein wissenschaftliches Werk im üblichen Sinn; Wilke spricht von einem »eigentümlich unsystematischen Vorgehen« (Wilke 2007, S. 602).[4] Lippmann ist kein Wissenschaftler, sondern Journalist, wenngleich er durch seine Studien in Harvard über eine Bildung in den in seinem Werk angesprochen Fragen verfügt. Lippmann verarbeitet in seinem Text eher assoziativ und narrativ eine Vielzahl von Themen, die weder klar voneinander abgegrenzt sind, noch klare Formen eines linearen Bezugs aufweisen. Zudem werden diese Themen häufig in damals aktuelle Kontexte eingebettet, die heutzutage oftmals verloren scheinen. Der Leser oder die Leserin heute ist deswegen verleitet, die vielen Assoziationen und Gedankengänge Lippmanns eher auszublenden, als sie für ein besseres Verständnis fruchtbar zu machen. Wie in unserer Einführung – so hoffen wir – deutlich werden wird, sind es aber gerade diese Assoziationen und Gedankengänge, die äußerst lebendige Bilder der von Lippmann behandelten Probleme zu geben vermögen: Bilder, die unsere produktive Einbildungskraft und unsere schöpferische Imagination anregen und gerade deswegen kaum geeignet sind, zu fixen, unreflektierten Stereotypen zu mutieren, die Lippmann als das zentrale Element einer von selektiver Wahrnehmung geprägten und prinzipiell durch Bilder steuerbaren Gesellschaft sieht. Anders: Der Stil, in dem Lippmann schreibt, mag nicht gerade einfach sein. Unserer Lesart zufolge aber trägt er wesentlich dazu bei, dass Lippmann zwar über

Stereotype schreibt, doch zumeist ohne selbst *mit* und *in* Stereotypen zu argumentieren. *Die öffentliche Meinung* betrachten wir deswegen nicht als Werk der Propaganda, der Manipulation oder der Beeinflussung, gleichwohl es sich über weite Strecken als ein Handbuch *für* diese Praktiken lesen lassen mag. Lippmann, so scheint es uns, möchte mit *Die öffentliche Meinung* aufklären, zum Denken anregen und Debatten anstoßen – alles individuelle wie soziale Praktiken, die er bereits Anfang des letzten Jahrhunderts auf dem Rückzug in unseren westlichen Gesellschaften sieht.

Walter Lippmann beginnt *Die öffentliche Meinung* mit seinem Kerngedanken: Menschen verfügen über keinen einfachen und direkten Zugang zu der »äußeren Welt«, stattdessen ist eine »Pseudoumwelt« dazwischen angesiedelt. Allein auf diese Vorstellungswelt reagieren Menschen. Aber ihr Handeln hat Folgen, – nicht in der Vorstellungswelt, sondern in der Realität, der Handlungswelt. (S. 64) Dieser Unterschied stellt für Lippmann den Schlüssel schlechthin dar, um die moderne Gesellschaft zu verstehen und der Frage nachzugehen, wie sie gestaltet werden kann. Lippmann verwechselt dabei die Pseudoumwelt nicht mit irgendeiner Form des Individuell-Subjektiven im Menschen, er spricht ausdrücklich von einer systematischen Trennung der Pseudoumwelt vom Menschen: Letztere »ist« weder dieser Mensch, noch könnte dieser über jene vollständig verfügen. Was aber ist sie dann? Lippmann spricht von »Fiktionen«, wobei er betont, dass damit keine Lügen gemeint seien. Stattdessen versteht er darunter

> »ein Bild der Umwelt, wie es sich der Mensch mehr oder weniger selbst schafft. Die Reihe der Fiktionen beginnt bei der vollkommenen Halluzination und endet bei der völlig bewussten Anwendung eines schematischen Modells durch den Wissenschaftler oder bei dessen Folgerung, dass für sein besonderes Problem jenseits einer bestimmten Anzahl von Dezimalstellen

Genauigkeit unwichtig ist.« (S. 64f.)

Der Bogen, den hier Lippmann von Halluzination bis zur vollständigen Bewusstheit aufspannt, scheint uns von enormer Bedeutung zu sein. Denn er verweist auf die Frage, in welchem produktiven Verhältnis die beiden Seiten – Fiktionen auf der einen, der Mensch auf der anderen Seite – stehen. Halluzinationen, so könnte man sagen, passieren uns Menschen, sie fallen oder überfallen uns, ohne dass wir uns gegen sie wehren könnten. Wir »machen« sie also nicht in dem Sinne, dass wir über diesen Schaffensakt entscheiden oder ihn kontrollieren könnten. Sie entstehen zwar in unseren Köpfen, aber wir haben keine Macht darüber, wie dies passiert.

Lippmanns Beispiel wissenschaftlicher Modelle verweist hingegen auf ein anderes Verhältnis, in dem der Mensch der Erschaffer seiner eigenen inneren Bilder ist und den damit einhergehenden schöpferischen Prozess bewusst gestalten und in der Folge auch kontrollieren kann.[5] Der Mensch verfügt bei Lippmann – und das ist auch für Lippmanns Mitwirkung an der Entstehung des Neoliberalismus (siehe unten) entscheidend – immer auch über die Freiheit, bestimmte Bilder in seinem Kopf zuzulassen, sie dort zu verfeinern oder aber zu verändern oder gar gänzlich zu negieren und als unangemessen (nach welchen Kriterien auch immer) zurückzuweisen.

Vereinfacht gesprochen: Lippmann erkennt und bespricht in *Die öffentliche Meinung* die Gefahr (oder auch nur das einfache Faktum), dass Menschen zu seiner Zeit immer mehr beginnen, auf Bilder in ihren Köpfen zu reagieren, deren eigener Schöpfer sie nicht sind, sondern eher wie besagte Halluzinationen gleichsam aus einer dunklen Quelle stammen, über die sie keine Macht zu haben scheinen. Wir Menschen schaffen ihm zufolge weniger Bilder, als dass wir bloß (noch) auf diese Bilder

reagieren. Obwohl diese Bilder in unseren Köpfen sind, sind es strenggenommen nicht unsere, sofern diese Art des »Besitzes« irgendeine Form der Verfügungsgewalt implizieren sollte. Stattdessen gilt geradezu umgekehrt: Die Bilder in unseren Köpfen beherrschen uns. Wer also diese Bilder beherrscht, kann uns beherrschen. Somit stellt sich zunächst die Frage nach ihrem Ursprung. Wie kommen derart mächtige Bilder überhaupt in unser Inneres?

## *Soziale Bilder-Welten*

Für Lippmann ist die Pseudoumwelt eine Mischung »aus ›menschlicher Natur‹ und den ›Bedingungen‹« (S. 72), das heißt gleichsam aus Angeborenem und sozialen Faktoren wie etwa der Art der Sozialisation. ›Bedingungen‹ werden von Lippmann – teils explizit und teils implizit – danach unterschieden, ob sie einer »primär« oder einer »sekundär erfahrenen Wirklichkeit« entstammen (Terminologie nach Wilke 2007). Die Bilder, die der primär erfahrenen Wirklichkeit entspringen, können immer dort entstehen, wo Menschen in näherer, intimer Beziehung zu den »abzubildenden« Dingen, Prozessen oder Personen stehen (S. 116). Sie entstehen vor allem im alltäglichen Umgang und dort, wo Menschen gewissermaßen Experten ihres eigenen Lebens sind und direkten Zugang zu den Ereignissen haben.

Doch im modernen Leben, so Lippmann, verfügen wir in vielen Bereichen weder über die Kraft noch die Fähigkeit, unsere eigenen Vorstellungen in und mittels direkter Erfahrung auszubilden. Stattdessen leben wir in einer »sekundär erfahrenen Wirklichkeit« (Wilke 2007, S. 608), in der wir über Vorstellungen von Dingen, Prozessen und Menschen verfügen, bevor wir diesen

begegnen oder – extremer noch – bevor wir ihnen überhaupt jemals begegnen und doch aufgrund dieser Bilder ein Urteil über sie fällen, das dann handlungsleitend wird. Wenn weder »Zeit noch Gelegenheit für eine nähere Bekanntschaft« ist, dann müssen wir nach Lippmann »den Rest des Bildes mittels der Stereotypen, die wir in unseren Köpfen herumtragen« füllen (S. 116). Damit wird durch Bilder – vermittelt über ein »Medium der Fiktion« (S. 64) – eine soziale Realität geschaffen, in der sich Menschen aufeinander beziehen und in der sie handeln. Dieser Prozess gilt Lippmann als unvermeidbar:

> »Denn die reale Umgebung ist insgesamt zu groß, zu komplex und auch zu fließend, um direkt erfasst zu werden … Obgleich wir in dieser Umwelt handeln müssen, müssen wir sie erst in einem einfacheren Modell rekonstruieren, ehe wir damit umgehen können.« (S. 65)

Lippmann erkennt, dass diese Art der Realitätsgestaltung in modernen Gesellschaften vor allem durch das Aufkommen der Massenmedien enorm zunimmt. Der Konsum von Medien, darauf weist Martus in seinem Werk »Aufklärung« hin (Martus 2015), entbettet Wissen immer mehr von alltäglicher Erfahrung. Die von Zeitungen und anderen Medien entworfenen Bilder von fernen Ereignissen lassen sich nicht durch persönlichen Austausch, Begegnungen und so weiter revidieren. Gleichzeitig motivieren sie kaum noch zu direktem Handeln. Wir erfahren aus den Zeitungen (und heute aus dem Internet und vor dem Fernseher) von Hungerkatastrophen, Kriegen und Umweltverschmutzungen, aber diese Ereignisse begegnen uns nicht in der Sphäre des öffentlichen Lebens, sondern am Frühstückstisch oder im Fernsehsessel und damit inmitten der Zurückgezogenheit des Privatlebens. Wir sind es folglich nicht nur gewöhnt, bildhafte Vorstellungen ohne persönliche Erfahrung oder direkte Involviertheit zu übernehmen, sondern auch, auf diese

Vorstellungen nicht mehr unmittelbar, sondern allenfalls mittelbar zu reagieren. Der Hunger in Nigeria, Somalia, Südsudan und Jemen wird über flimmernde Fernsehbilder oder Bilder und Druckerschwärze in unsere Wohnzimmer gebracht, und im Extremfall sind wir sogar daran gewöhnt, sie zusammen mit dem täglichen Abendbrot oder Frühstück zu konsumieren. Unsere aktuelle (private) Situation kann uns folglich auch nicht sagen, zu welchen Handlungen uns die Bilder bewegen sollten. Mit dem über Bilder vermittelten Wissen geht keinerlei Können einher, und eine direkte praktische Involviertheit scheint in jedem Falle ausgeschlossen.

Es ist unserer Lesart zufolge genau diese Grundkonstitution der Mediengesellschaft, die Walter Lippmann zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen nimmt. Deutlich wird dies etwa anhand des folgenden Beispiels:

> »Miss Sherwin aus Gopher Prairie – eine Gestalt aus der »Hauptstraße« von Sinclair Lewis – stellt fest, dass in Frankreich ein Krieg wütet, und sie versucht ihn zu begreifen. Sie ist niemals in Frankreich gewesen, und sicher ist sie hinsichtlich der Frontlinie nicht auf dem Laufenden. Sie hat Bilder von französischen und deutschen Soldaten gesehen, doch kann sie sich unmöglich 3 Millionen Menschen vorstellen. Niemand kann sich nämlich diese Zahl vorstellen, und die sich berufsmäßig damit befassen, versuchen es auch gar nicht. Sie sprechen davon in der Größenordnung von, sagen wir, 200 Divisionen. Aber Miss Sherwin hat keinen Zugang zu den Ordnungen der Generalstäbler. Wenn sie also an den Krieg denkt, so verbindet sich ihre Vorstellung mit Joffre und dem Kaiser, als ob diese beiden sich in einem persönlichen Duell Mann gegen Mann gegenüberständen.« (S. 62)

Und auch in systematischer Absicht beschreibt Lippmann diese Situation des modernen Menschen:

> »Wer die öffentliche Meinung analysieren will, muss daher mit der Erkenntnis der Dreiecksbeziehung zwischen dem Schauplatz, dem Bild des Menschen von diesem Schauplatz und der Reaktion des Menschen auf dieses Bild, die

sich wiederum selbst auf dem Schauplatz ereignet, beginnen.« (S. 65)

## *Die Herrschaft der Bilder*

Lippmanns Sorge ist, dass die »Demokratie in ihrer ursprünglichen Gestalt sich niemals ernsthaft mit dem Problem auseinandergesetzt hat, das daraus entsteht, dass die inneren Bilder der Menschen nicht automatisch mit der äußeren Welt übereinstimmen« (S. 76). Weil innere Bilder zu Handlungen motivieren, ist politisches Handeln für ihn bilderbasiert. Die politische Meinungsbildung erfolgt dabei kaum rational: Ihre Grundlage sind Gefühle, die unmittelbar aus der Vorstellung entspringen. Menschen reagieren auf ihre Emotionen, die Bilder hervorrufen, und diese Emotionen werden kaum aktiv hinterfragt oder tätig verändert. Lippmann beschreibt dies plastisch am Beispiel eines Berichts über ein in Russland hungerndes Kind. Man hat Mitleid, will ihm Nahrung geben, verfügt aber über keinen direkten Zugang zu diesem Kind. Man kann also nur

> »einer unpersönlichen Organisation oder deren Personifikation, zum Beispiel Mr. Hoover, Geld geben … Genauso wie der Gedanke selbst erst aus zweiter Hand kommt, so auch die Wirkung der Aktion. Die Erkenntnis ist indirekt, der Willenstrieb ist indirekt, lediglich die Wirkung selbst ist unmittelbar.« (S. 199f.)

Der menschliche Tätigkeits- und Schaffensbereich, so wird hier deutlich, wird in einer massenmedialen Gesellschaft damit extrem eingeschränkt. Der Mensch schafft sich nicht mehr seine Bilder, sondern konsumiert sie, und er formt seine eigene Umgebung nicht mehr aufgrund seiner Vorstellungskräfte tätig um, sondern wird durch die Vorstellungskräfte anderer geformt. Die primär erfahrene Realität, so könnte man sagen, zieht sich

auf einen winzigen Punkt tief im Inneren des Menschen zusammen, und zwar ausgerechnet dort, wo eher quasi-automatische Reaktionen, denn eine bewusste Schaffenskraft entspringen: im emotionalen Bereich, der den Menschen zumeist eher zu bestimmen scheint, denn dass es umgekehrt der Fall wäre.

> »Von den drei Teilen des Vorganges kommt der Reiz von irgendwo außerhalb unseres Gesichtskreises [das Bild des verhungernden Kindes, unsere Anmerkung], die Reaktion [das Überweisen von Spendengeld, unsere Anmerkung] darauf richtet sich ebenso irgendwohin außerhalb unseres Gesichtskreises, nur die Empfindung wirkt ganz im Innern der Person selbst. Diese hat vom Hunger des Kindes lediglich eine Vorstellung; ebenso von der Hilfe für das Kind; aber von seinem eigenen Wunsch zu helfen, gewinnt der Mensch eine reale Erfahrung. Die Empfindung in seinem Innern ist die zentrale Tatsache des Vorgangs, und sie ergibt sich unmittelbar.« (S. 200)

Menschliches Handeln droht auf diese Weise auf einen Reiz-Reaktions-Mechanismus reduziert zu werden: Im Falle des hungernden russischen Kindes wird das Gefühl »Mitleid« erweckt und dieses Gefühl löst einen Zahlungsimpuls aus, – eine weitgehend anonyme, nahezu vollständig vom eigentlichen Wirkungskontext entkoppelte Reaktion. Ein solcher Impuls impliziert keinerlei Können mehr, mit dem das Problem »Hunger« in irgendeiner Weise gelöst werden könnte. Die Kompetenz, eine Überweisung auszufüllen oder Geld in einen Klingelbeutel zu werfen, hat nichts mit den Kompetenzen zu tun, die es bräuchte, um ein Kind in tausenden Kilometer Entfernung tatsächlich die Nahrung zu bringen, die es benötigt.

Entspricht die Konstellation, die sich anhand dieses Beispiels abzeichnet, grundsätzlich unserer Situation heute, in dem Menschen scheinbar handlungsunfähig möglichen ökonomischen, politischen und ökologischen Krisen entgegentaumeln? Es ist jedenfalls unverkennbar, dass

Lippmann in diesen Prozessen die Grundlage für eine Art »Emotionsmanagement« sieht, das eben gerade nicht mehr durch den Menschen selbst, sondern durch sein Umfeld verantwortet wird. Denn da sowohl die Herkunft der emotionsweckenden Bilder als auch ihre tatsächlichen Wirkungen außerhalb des individuell-menschlichen Tätigkeitsbereichs liegen, lassen sich beide seiner Ansicht von anderen, das heißt von Dritten, gestalten. Lippmann fasst den Gestaltungskreis auf beiden Seiten sehr weit: Auf der Wirkungsseite dient das gespendete Geld der Erleichterung vom Gefühl des Mitleids, – was mit dem Geld dann wirklich gemacht wird, ist sekundär. Und auch auf der Seite der auslösenden Reize postuliert Lippmann einen großen Handlungsraum. Denn es lässt sich der ursprüngliche Reiz immer weiter verallgemeinern, bis er durch ein bloßes »Symbol« ersetzt ist:

> »Wenn zum Beispiel jemand den Völkerbund nicht mag, der andere Wilson hasst und ein dritter die Gewerkschaften fürchtet, können wir sie unter einen Hut bringen, sofern wir ein Symbol entdecken, das die Antithese zu ihrem Hassgegenstand ist. Angenommen dieses Symbol wäre Amerikanertum … Das Symbol in sich selbst stellt an und für sich nichts Besonderes dar, aber es kann sich mit beinahe allem verbinden. Und deshalb kann es das gemeinsame Band gemeinsamer Gefühle werden, selbst wenn diese ursprünglich an auseinanderstrebende Ideen geknüpft waren.« (S. 200)

Überdeutlich wird hier die Macht des Bildermachens als zentrales Herrschaftselement der heutigen Gesellschaft – mit Folgen für jede einzelne Person: Die Bilder *in* jedem Kopf (ausgelöst durch externe Reize und »Symbole«) sind nur zu einem geringen Teil *von* diesem Kopf selbst gemacht. Denn die menschliche Wahrnehmung ist zumeist von Stereotypen geprägt, deren Ursprungsort der betroffenen Person fremd ist. (Im Hintergrund stehen hier Lippmanns eigene Erfahrungen und Analyse der

Fehler bei den Verhandlungen in Versailles und Keynes' diesbezügliche Kritik, vgl. Bottom/Kong 2012, S. 373ff.):

> »Meistens schauen wir nicht zuerst und definieren dann, sondern definieren erst und schauen dann. In dem großen blühenden, summenden Durcheinander der äußeren Welt wählen wir aus, was unsere Kultur bereits für uns definiert hat, und wir neigen dazu, nur das wahrzunehmen, was wir in der Gestalt ausgewählt haben, die unsere Kultur für uns stereotypisiert hat.« (S. 110)

Damit geht nach Lippmann ein starker Verlust menschlicher Vorstellungskraft einher. Menschen scheinen in der Regel weder einzeln noch gemeinsam über die Fähigkeit zu verfügen, die sekundär erfahrene Wirklichkeit zu gestalten. Ja, sie merken zumeist noch nicht einmal, dass es überhaupt etwas zu gestalten gäbe, weil sie weder individuell noch kollektiv den substantiellen Unterschied zwischen Bild und Realität, sekundär und primär erfahrener Wirklichkeit, auch nur ansatzweise zu erkennen vermögen. Sie glauben schlicht an die »Wahrheit« der Bilder in ihren Köpfen: »was auch immer wir für ein echtes Abbild halten, wir behandeln es wie die Umwelt selbst« (S. 56). Und mehr noch: Nicht nur scheinen Menschen keine Macht über die sekundär erfahrene Wirklichkeit zu haben; diese Wirklichkeit scheint nach Lippmann im gewöhnlichen modernen Alltag auch dort zu dominieren, wo eine primär erfahrene Wirklichkeit eigentlich existieren könnte, das heißt, wo unser Leben in konkreten Beziehungen, gelebten Kontexten und Begegnungen die Vorurteile stereotyper Wahrnehmungen einfach überwinden helfen könnten:

> »Der wirkliche Raum, die wirkliche Zeit, die wirklichen Zahlen, die wirklichen Beziehungen, die wirklichen Bedeutungen sind verlorengegangen. Die Perspektive, der Hintergrund und die Dimensionen der Handlung sind in der Stereotype beschnitten und erstarrt.« (S. 166)

All das betrifft nicht nur das individuelle Erkennen und Handeln, sondern vor allem – das ist Lippmanns zentrales Anliegen – jede Form der Politik. Erkenntnis und Politik bilden für ihn keinen Gegensatz. Denn »die Welt, mit der wir es in politischer Hinsicht zu tun haben, liegt außer Reichweite, außer Sicht, außerhalb unseres Geistes« (S. 75). Wer über Politik nachdenkt, darf diese prinzipielle Schranke menschlicher Erkenntnis nicht ignorieren; eine Ignoranz, die Lippmann allerdings gerade den Sozialisten und Demokraten seiner Zeit vorwirft – könnte dies angesichts der populistischen Herausforderung für die Demokratie heute eine beklemmende Warnung sein?

## *Bilder-ExpertInnen*

Wie dem aus sei: Eine Politik, die ausschließlich auf Aufklärung und breit angelegten Sachverstand setzt, erscheint in *Die öffentliche Meinung* bestenfalls als naiv, eher aber als gefährlich. Was aber kann eine Alternative sein? Kurz gesagt liegt diese für Lippmann darin, die Mehrheit der Menschen nicht zur Überwindung der in ihren Köpfen angelegten innerer Bilder zu verhelfen, sondern geradezu umgekehrt: die Bildung dieser Bilder zu forcieren, um mit ihrer Hilfe eine Pseudoumwelt zu schaffen, auf welche die Mehrheit planvoll und damit zumindest prinzipiell vorhersehbar reagiert und damit steuerbar wird. Michel Foucault hat einmal gesagt, zu regieren hieße, »das Feld eventuellen Handelns der anderen zu strukturieren« (Foucault 1994, S. 255). Lippmann würde dem vermutlich zustimmen, für ihn ist dieses Feld dabei klar eines der Imagination: Die Regierung der Bevölkerung geschieht durch die Lenkung innerer Bilder. Für Lippmann steht diese Regierungsform in keinem

Gegensatz zur Demokratie. Im Gegenteil: Hier liegt für ihn der Kern der modernen Demokratie begründet, wobei er auf das Verständnis von der Bevölkerung als einer »Masse« zurückgreift (wie bei Gustav LeBon, den Lippmann auch zitiert, S. 193). Zugleich leistet er der Vorstellung einer »unsichtbaren Regierung« Vorschub, wie Edward Bernays sie wenige Jahre später in seinem Werk *Propaganda* nennen wird:

> »Die bewusste und intelligente Manipulation der organisierten Gewohnheiten und Meinungen der Massen ist ein wichtiges Element in der demokratischen Gesellschaft. Wer die ungesehenen Gesellschaftsmechanismen manipuliert, bildet eine unsichtbare Regierung, welche die wahre Herrschermacht unseres Landes ist.« (Bernays 2005, S. 37)[6]

Aus unserer Sicht vermag Lippmann diesen zentralen Punkt in *Die öffentliche Meinung* noch nicht klar zu formulieren. Doch vieles spricht dafür, dass er gleichwohl als der noch nicht gänzlich ausgesprochene Fluchtpunkt von Lippmanns Überlegungen angesehen werden kann.

Wer ist aber diese »unsichtbare Regierung«, von der Bernays spricht? Es mag für uns, die wir selbst im 21. Jahrhundert immer noch bereit sind, nahezu reflexartig die Politik oder sogar persönlich einzelne Politikerinnen und Politiker zu nennen, erstaunen, dass Lippmann diesem Bereich der Gesellschaft beziehungsweise dieser Gruppe von Menschen bereits Anfang des letzten Jahrhunderts (wie Bernays übrigens auch) kaum Macht zusprechen will. Tatsächliche Macht spricht er vielmehr Menschen und Institutionen zu, die für die Politiker wie die Bevölkerung *gleichermaßen* die grundlegenden Vorstellungsmuster prägen und damit den Raum des überhaupt Möglichen systematisch eingrenzen, ja überhaupt erst erzeugen:

> »Ich behaupte, dass ein repräsentatives Regime weder in dem, was gewöhnlich Politik genannt wird, noch in der Industrie erfolgreich

> funktionieren kann, gleichgültig, wie das Wahlsystem aussieht, wenn es nicht eine unabhängige, sachkundige Organisation gibt, welche die ungesehenen Tatsachen für diejenigen verständlich macht, die die Entscheidungen zu treffen haben. Ich versuche deshalb darzulegen, dass nur die ernst gemeinte Übernahme des Prinzips der Ergänzung persönlicher Repräsentation durch die Repräsentation der ungesehenen Tatsachen uns eine befriedigende Dezentralisation und gleichfalls ein Entrinnen aus der unerträglichen und undurchführbaren Fiktion gestattet, dass jeder von uns eine kompetente Meinung zu allen öffentlichen Angelegenheiten erlangen müsse.« (S. 77)

Wer aber sollte diese »unabhängige, sachkundige Organisation« sein? Lippmann verortet sie weder in der Politik noch in der Presse, das heißt in den Medien. Er konstatiert zwar, dass allgemein erwartet wird, dass die Presse »täglich und sogar zweimal am Tag ein getreues Bild der ganzen äußeren Welt« entwerfe (S. 279f.). Aber das kann sie nach Lippmann allein aufgrund der ökonomischen Struktur des Zeitungs- und Verlagswesens nicht leisten. Stattdessen fordert er, dass es noch Institutionen gleichsam »hinter« der Presse geben müsse, die die »öffentliche Meinungen für die Presse« zu organisieren haben. Dies zu leisten sei »Aufgabe vor allem einer politischen Wissenschaft« (S. 77), das heißt von Experten und Expertinnen. Sie sollen gleichsam den Boden, das heißt die Pseudoumwelt, vorbereiten, auf dem die Politiker ihre Entscheidungen treffen: Lippmann wünscht sich ein unabhängiges Expertentum, das vollkommen desinteressiert für die »ungesehene Faktoren in der Umwelt« eintritt (vgl. S. 319). Dies wird etwa an folgendem Beispiel deutlich:

> »So folgt dem Abdruck vergleichender Statistiken über die Säuglingssterblichkeit oft ein Zurückgehen der Sterblichkeitsquote von Säuglingen. Städtische Beamte und Wähler hatten vor der Veröffentlichung in ihrem Bild von der Umwelt keinen Platz für diese Kinder. Erst die Statistiken machten sie sichtbar, so sichtbar, als ob die Säuglinge einen Ratsherrn gewählt hätten, um ihre Beschwerden an die Öffentlichkeit zu bringen.« (S.

319f.)

Dieses Expertentum kann dabei für Lippmann ganz unterschiedliche Formen und Ausprägungen annehmen:

»Diese Männer sind unter allen möglichen Namen bekannt als Statistiker, Kalkulatoren, Bücherrevisoren, Industrieberater, Ingenieure vieler Fachrichtungen, wissenschaftliche Direktoren, Personalsachbearbeiter, Forscher, ›Wissenschaftler‹ und manchmal als einfache Privatsekretäre.« (S. 313)

Dabei ist Lippmann keineswegs naiv. Sehr genau weiß er, welcher enorme Zuwachs an Macht für jeden Experten erwachsen kann:

»Überdies wird er in Zukunft mehr Macht ausüben als jemals zuvor, weil sich die entscheidenden Tatsachen dem Wähler und dem Regierenden in steigendem Maße entziehen werden.« (S. 322)

Zugleich weiß Lippmann, dass mit diesem Zuwachs auch die Gefahr des Machtmissbrauchs steigen wird:

»Aber die Fachleute werden Menschen bleiben. Sie werden die Macht genießen, und sie werden in die Versuchung geraten, sich selbst zu Zensoren aufzuschwingen und auf diese Weise die wirkliche Funktion der Entscheidung an sich zu reißen.« (S. 322)

Das wesentliche Mittel, um dieser Gefahr zu begegnen, sieht Lippmann darin, die Sichtbarmachung des ansonsten Unsichtbaren, wie sie die Experten vornehmen sollen, von den Entscheidungen, die auf der Grundlage des Sichtbargewordenen getroffen werden, personell wie institutionell strikt zu trennen:

»Die einzige institutionelle Sicherung dagegen besteht darin, so absolut wie möglich die ausführenden Mitarbeiter von den Untersuchenden zu trennen.« (S. 322f.)

Konkret fordert Lippmann, dass die Experten auf der einen und

die (politischen) Entscheider auf der anderen Seite möglichst getrennten Körperschaften angehören sollten und, wenn möglich, aus verschiedenen Geldquellen bezahlt und von verschiedenen Vorgesetzten verantwortet werden sollten (S. 324). Zudem fordert er für die Experten gesicherte Geldquellen, so dass sie nicht von »alljährlichen milden Gaben« (S. 325) abhängig sein müssen, Beamtenstellen auf Lebenszeit, gesicherte und großzügige Pensionen sowie »Ferienjahre zur Fortbildung und Schulung« (S. 325). Kurz:

> »Wenn die Leistung hervorragend sein soll, müssen ihre Träger Ansehen, Sicherheit und zumindest in den oberen Stufen jene Geistesfreiheit haben, die man nur dort findet, wo Männer nicht zu unmittelbar mit praktischen Entscheidungen befasst sind.« (ebenda)

Lippmanns Werk *Die öffentliche Meinung* kann man also kaum vorwerfen, dem Wildwuchs der heutigen Armada von Think Tanks, Politikberatungen, PR-Agenturen et cetera Vorschub geleistet zu haben. Genauer: Es finden sich in diesem Werk kaum Anzeichen dafür, dass er diesen Wuchs in irgendeiner Form begrüßt hätte. Stattdessen schwebt ihm als ideale gesellschaftliche Entwicklung der Aufstieg eines unabhängigen Expertentums vor, das eben gerade keine eigene politische Agenda verfolgen und überdies in keiner Weise privat, sondern – wie bereits skizziert – in Form eines Beamtentums organisiert sein soll, das über ähnliche Rechte und Pflichten verfügen soll wie das akademische Personal an Universitäten.

Doch woher sollen die ExpertInnen kommen? Wo sollen sie (aus)gebildet werden? Auf welcher Grundlage sollen sie arbeiten und ihr Wissen und ihre Fähigkeiten erlangen? In die *Die öffentliche Meinung* setzt Lippmann sich für den »Aufbau von Informationsdiensten« ein (vgl. S. 323). Doch wie diese genau etabliert werden sollen, darüber findet sich (aus unserer Sicht

besorgniserregend) wenig. Erkennt und erläutert Lippmann zwar prinzipiell die Bedeutung dieser Dienste, so vermag er dennoch lediglich für eine sehr pragmatische Art ihrer Einführung zu plädieren: »Aber vorausgesetzt, dass das Prinzip irgendwo in jeder gesellschaftlichen Tätigkeit einen Rückhalt besitzt, wird es Fortschritte machen, und man beginnt damit, indem man eben beginnt.« (ebenda) Es seien Informationsämter schlicht überall dort einzuführen, »wo man in einer bestehenden Apparatur eine Lücke findet« (S. 324).

Angesichts der gewaltigen Verantwortungslast, die nach Lippmanns Konzeption von Gesellschaft und Politik auf jenen ruht, die das Unsichtbare sichtbar machen sollen, erscheint diese Vagheit der Ideen bezüglich der Etablierung der für diese Gruppe von Menschen notwendigen institutionellen Kontexte tatsächlich problematisch. Lippmanns Werk markiert aber zumindest in klarer Sprache eine wesentliche Leerstelle, die in den knapp hundert Jahren nach seinem Erscheinen in unserer Gesellschaft unseres Erachtens noch immer nicht oder doch kaum gefüllt ist, – und dies weder in systematischer noch praktischer Hinsicht.

## *Vom Missbrauch der Bilder*

Wer oder was aber nimmt die Position der »unsichtbaren Regierung« ein, wenn unabhängige Informationsdienste dazu nicht in der Lage sind oder sich in der Gesellschaft noch nicht einmal ansatzweise etabliert haben? Lippmanns Werk ist durchdrungen von Beispielen und systematischen Hinweisen, die zeigen, wie groß die Möglichkeiten und die Gefahren des Missbrauchs der Erzeugung von inneren Bildern sind und wie sich mit ihnen die Gesellschaft steuern lässt – ein Missbrauch in

dem Sinne, dass gesellschaftliche Gruppen in der »Masse« Bilder zu erzeugen suchen, die Reaktionen hervorrufen, die nur den Partikularinteressen dieser Gruppen dienen. Gut ein Jahrzehnt später als Lippmann wird Siegfried Kracauer in seinem Werk *Totalitäre Propaganda* das auf den Punkt bringen: Es geht nicht darum, Ideen zu ihrer Durchsetzung zu verhelfen, sondern darum, alle möglichen Ideen für die eigenen Interessen in den Dienst zu stellen: Jedwede Idee soll sich in den Köpfen von Menschen verankern lassen, wenn nur die Reaktion auf diese Ideen zum eigenen Vorteil gereicht:

> »Wird die Macht an sich begehrt, so spielt der Wahrheitsgehalt der Lehre, für die man sich im Interesse dieses Begehrens einsetzt, nicht die geringste Rolle. Gewiss, man muss eine Idee zu propagieren scheinen, um Herrschaft über die Masse zu erlangen. Aber wichtig ist nicht, dass sich die Propaganda in den Dienst der Ideen stellt, die als wahr erkannt wird. Wichtig ist, dass sich die Propaganda darauf versteht, sich irgendwelcher Ideen zu bedienen. Die zündende Idee ist eines der Instrumente der Propaganda, und nicht umgekehrt diese das Instrument seiner Idee.« (Kracauer 2013, S. 30)

Beinahe ebenso deutlich fasst Lippmann im vorliegenden Werk den Begriff der Propaganda. So kommentiert er die französische Berichterstattung im Ersten Weltkrieg (die eher einer Bericht*erfindung* gleicht) mit folgenden Worten:

> »Wir haben gelernt, das Propaganda zu nennen. Eine Gruppe von Menschen, die der Öffentlichkeit den ungehinderten Zugang zu den Ereignissen verwehren kann, arrangiert die Nachrichten, damit sie ihren Zwecken dienen. Dass in diesem Falle der Zweck patriotisch war, berührt das Argument in keiner Weise. Sie benutzten ihre Macht, um die Öffentlichkeit der alliierten Länder die Dinge so sehen zu lassen, wie sie es wünschten.« (S. 84)

Und ebenso deutlich nennt Lippmann mögliche Instrumente, um diese Form der Propaganda Wirklichkeit werden zu lassen. Zentral ist dabei für ihn die Zensur, die aus seiner Sicht weit über

die (eher noch sichtbare) Zensur in der Kriegsberichtserstattung hinausgeht:

> »Um Propaganda zu betreiben, muss eine gewisse Schranke zwischen Öffentlichkeit und Ereignis errichtet werden. Der Zugang zu der wirklichen Umwelt muss begrenzt werden, ehe jemand eine Pseudoumwelt errichten kann, die er für klug oder wünschenswert hält. Denn während Leute, die unmittelbaren Zugang haben, missverstehen können, was sie sehen, kann niemand sonst darüber bestimmen, wie sie es missverstehen sollen, es sei denn, jemand könnte bestimmen, wohin sie schauen und was sie sehen sollen. Die militärische Zensur ist die einfachste Form dieser Schranke, aber keinesfalls die wichtigste, weil man weiß, dass sie existiert und man ihr daher in gewisser Weise zustimmen oder sie ablehnen.« (S. 85)

Lippmanns Werk liest sich in Passagen wie dieser wie ein Vorbote eines Wissens, wie Pseudoumwelten im Dienste von Partikularinteressen manipuliert werden können. Seither sind diese Möglichkeiten immer größer und ausgefeilter geworden – sei es in der Markentechnik, in der politischen Propaganda oder in Experimenten zur Gehirnwäsche. Lippmann konnte in den 1920er-Jahren diese Entwicklung noch nicht erahnen, aber er denkt die Grundlage für diesen Prozess voraus. So lässt sich nicht nur in seinen Ausführungen zur Zensur eine Vorarbeit zu den vielfältigsten modernen Formen erkennen, wie der Erzeugung von Verschweigen und von Hypokognition, – das heißt der bewussten Erzeugung von Nicht-Existenz oder dem Wegfall von Ideen durch den Mangel an sprachlicher Umsetzung dieser Ideen (Wehling 2016, S. 64, vgl. auch Graupe 2018a). Sein Werk vermittelt auch erste Einblicke in Manipulationstechniken, die heute als *Black and White Fallacy*, Dämonisierung und ähnlichem (auch aus der Sprache von Rechtspopulisten, Ötsch/ Horaczek 2017) wohl bekannt sind, zum Beispiel in den folgenden Passagen:

»Gewöhnlich gipfelt all dies in der Schaffung eines Systems alles Bösen oder eines Systems alles Guten. Darin zeigt sich unsere Vorliebe für das Absolute. Denn wir haben es nicht gerne mit differenzierenden Adverbien zu tun … Sie machen die Sätze schwerfällig und geraten mit den unwiderstehlichen Gefühlen in Konflikt. Wir ziehen zum Beispiel den Superlativ ›meist‹ dem Komparativ ›mehr‹ vor oder den Superlativ ›wenigst‹ dem Komparativ ›weniger‹. Wir haben eine Abneigung gegen die Wörter ziemlich, vielleicht, wenn, oder, aber, gegen, nicht ganz, fast, zeitweilig, teilweise. Und doch bedarf fast jede Meinung über öffentliche Angelegenheiten einer Einschränkung durch ein Wort dieser Art. Aber in unseren freien Gedanken strebt alles danach, sich als absolut zu gebärden – hundertprozentig, allerorts und immer.

Es genügt nicht zu behaupten, dass unsere Seite besser ist als die des Gegners, dass unser Sieg der Demokratie mehr helfen wird als der seinige. Man muss vielmehr darauf bestehen, dass unser Sieg den Krieg für immer beenden und die Welt für die Demokratie sichern wird.« (S. 166)

## *Die Rolle der Bildung*

Können sich Menschen, kann sich die Gesellschaft überhaupt gegen diese Formen des Missbrauchs innerer Bilder erwehren? Am Ende von *Die öffentliche Meinung* deutet Lippmann immerhin an, dass es möglich sein könnte, die Pseudoumwelt, also gleichsam das Reservoir unserer inneren Bilder, systematisch zu verbessern. Dies kann ihm zufolge etwa dadurch entstehen, dass die *Ideen entwirrt* werden, indem Wörter klar definiert werden. So soll verhindert werden, dass sie unbedacht an emotional aufgeladene Erinnerungen gekoppelt werden. Kurz: Es geht ihm um eine Distanzierung der Welt der inneren Bilder von den gefühlsmäßigen (wir würden heute hinzufügen: weitgehend unbewussten), geradezu instinkthaft getriebenen Schichten unserer Persönlichkeit. Das Ziel ist es, »unsere öffentlichen

Meinungen [wieder] in Beziehung mit der Umwelt zu bringen«. Beides kann nach Lippmann insbesondere durch eine adäquate Wahl der Sprache erreicht werden:

> »Die Wirkung des Benennens … ist von entscheidender Bedeutung. Wahrnehmungen nehmen ihre Identität wieder an, und die Empfindung, die sie wecken, ist spezifischer Natur, da sie nicht länger durch weitläufige und zufällige Beziehungen … verstärkt wird. Die entwirrte Idee, die eine eigene Bezeichnung trägt, und einer Empfindung, die untersucht wurde, ist deutlich offener für Verbesserung durch neue, auf das Problem zielende Daten. Sie war in die ganze Persönlichkeit eingebettet gewesen, war Beziehungen verschiedener Art mit dem ganzen Ego eingegangen: Eine Herausforderung würde die ganze Seele erbeben lassen. Nachdem sie gründlich kritisiert worden ist, ist die Idee nicht länger *ich*, sondern *es*. Sie ist objektiviert, sie ist auf Armlänge abgerückt. Ihr Schicksal ist nicht mit dem meinen verbunden, sondern mit dem der äußeren Welt, auf die ich einwirke.« (S. 339f.)

Lippmann geht gar davon aus, dass dies der Weg sein kann, »auf dem der gewaltige zensierende, stereotypisierende und dramatisierende Apparat liquidiert werden kann« (S. 340). Nicht die Verneinung der Existenz der inneren Bilder und deren Macht, sondern der bewusste, ja in gewisser Weise auch schöpferische Umgang mit ihnen tritt hier in Vordergrund, so dass die Vorstellung des Menschen nicht als bloßes Opfer seiner inneren Bilder, sondern als deren eigentlicher Schöpfer (oder doch zumindest Kontrolleur) möglich wird.

Der Mensch als *homo pictor* (Jonas 1995), als bildschaffendes Wesen, das sich seiner Bildlichkeit, bewusst ist, das heißt seiner Fähigkeit innere Bilder zu erschaffen, mit der sich die äußere Welt zugänglich machen (Ötsch/Graupe 2018)? Wie können wir Menschen uns wieder die Macht über die eigenen inneren Bilder aneignen: individuell wie kollektiv, zum Wohle der Gesellschaft? Ganz zum Schluss seines Werkes – unter dem Titel »Appell an die Vernunft«– spürt man förmlich, wie schwer Lippmann sich mit

dieser Frage tut. »Ich habe den Schluss dieses Buches mehrmals niedergeschrieben und ihn immer wieder in den Papierkorb geworfen«, schreibt er. Und weiter: »Es gibt kein Schlusskapitel, weil der Held in der Politik mehr Zukunft vor sich als fixierte Geschichte hinter sich hat. Das letzte Kapitel ist lediglich ein Platz, wo der Autor sich einbildet, der höfliche Leser habe begonnen, heimlich auf seine Uhr zu schauen.« (S. 342). Lässt sich der Mensch tatsächlich »mit einem besseren Wirklichkeitssinn« ausstatten (vgl. S. 344)? Oder ist diese Vorstellung nur »ganz und gar akademisch«? Lippmann schwankt zwischen diesen beiden Polen, um am Ende doch eher pessimistisch in die Zukunft zu schauen: Zu unterentwickelt sei am Ende unsere Vernunft (etwa S. 345).

Und dennoch gibt Lippmann in dem Abschnitt zuvor (»Der Appell an die Öffentlichkeit«) einen Ort an, an dem dieser »bessere Wirklichkeitssinn« entwickelt werden kann. Es ist dies die Bildung, und Lippmann nennt explizit Formen, Maßnahmen und Möglichkeiten, die an diesem Ort gezielt ergriffen werden können. Keinesfalls ist dies der Rückfall in die naive Annahme, Wissenschaft und Bildung könnten unmittelbar etwas über die Realität vermitteln oder sie gar in ihrer eigentlichen Wesenhaftigkeit gleichsam treffen. Vielmehr geht es Lippmann – das wollen wir summarisch anführen – unter anderem darum (vgl. S. 341f.):[7]

- Wissen vom eigenen Geist und dessen Formen, mit unbekannten Fakten fertig zu werden, zu vermitteln;
- zu lehren, die Quellen von Informationen und insbesondere massenmedial erzeugten Bildern kritisch zu überprüfen;
- das Wesen von Zensur zu erläutern und Kenntnisse von

(vergangener) Propaganda zu vermitteln;

- durch den »rechten Gebrauch der Geschichte die Stereotypen bewusst [zu] machen und ihnen [den Studierenden sowie Schülerinnen und Schülern, unsere Anmerkung] die Gewohnheit der Introspektion bei geistigen Vorstellungen anerziehen, die durch Gedrucktes hervorgerufen werden«;
- »durch Kurse in vergleichender Geschichte und Anthropologie eine lebenslange Vergegenwärtigung der Art hervorrufen, wie die Codes der Phantasie ein besonderes Muster aufprägen« und
- zu »lehren, sich selbst beim Bilden von Allegorien, beim Dramatisieren von Beziehungen und beim Personifizieren von Abstraktionen zu ertappen.

Kann die Bildung dieser Verantwortung gerecht werden? Wird diese Verantwortung heute überhaupt erkannt? Wir können in der Kürze des hier zur Verfügung stehenden Raumes hierauf nicht weiter eingehen. Es sei lediglich angemerkt, dass aus unserer Sicht die heutige Bildung an den Universitäten und insbesondere im Bereich der Wirtschaftswissenschaften von diesen Empfehlungen weit entfernt ist, wie wir etwa in Graupe (2017 und 2018a) ausführlich diskutiert haben. Eine ähnliche Lage lässt sich unserer Kenntnis nach auch an Schulen diagnostizieren (Krautz/Burchardt 2018).

# Lippmanns Wirken nach 1922. Das Beispiel des Neoliberalismus

## *Das Walter Lippmann Colloquium 1938*

Walter Lippmann hat sich auch nach dem Erscheinen von *Die öffentliche Meinung* mit vielen Themen beschäftigt und war in vielen Rollen erfolgreich. In diesem Abschnitt wollen wir beispielhaft seine Rolle als »öffentlicher Ökonom« (so der Titel von Goodwin 2014) diskutieren, die er insbesondere in den 1930er-Jahren einnimmt und dadurch den medialen Diskurs in ökonomischen Fragen mitbeeinflusst. (Es gab damals noch kaum Fach-Ökonomen, die wie heute dauernd in der Öffentlichkeit präsent sind). In dieser Rolle hat Lippmann kurzzeitig eine Richtung gefördert, die oft als Neoliberalismus bezeichnet wird und ungemein einflussreich geworden ist (vgl. Mirowski 2015 für die USA und Ötsch u.a. 2017 für die deutsche Ökonomik). Den Höhepunkt seiner Aktivität bildet das sogenannte *Walter Lippmann Colloquium*, das vom 26. bis zum 30. August 1938 in Paris stattfindet, und als »formaler Geburtsort des Neoliberalismus als intellektueller Bewegung« gilt (Reinhoudt/ Audier 2018, S. 5). Dieses Ereignis wirft eine Frage der Wirkungsgeschichte auf. Wie hängen die beiden Seiten von Lippmann zusammen – jene als Autor von *Die öffentliche Meinung* auf der einen und jene als einer der ersten Neoliberalen auf der anderen Seite? Die beiden Stränge von Lippmann werden bislang nur getrennt reflektiert. Wir wollen hier in aller Kürze versuchen, sie aufeinander zu beziehen und so beispielhaft der

Frage nachgehen, welche der vielen Facetten von Lippmanns Werk in der Folgezeit im Neoliberalismus rezipiert wurden und so Wirksamkeit entfalten konnten – und welche nicht.

Über Neoliberalismus zu reden, setzt zunächst einen Begriff von Neoliberalismus voraus. Wir betrachten den Neoliberalismus als Denkkollektiv in der Bedeutung von Ludwik Fleck (Fleck 1980). Ein Denkkollektiv besitzt eine soziale Struktur (sie manifestiert sich zum Beispiel in Netzwerken und in einer kontinuierlichen Zusammenarbeit) und kreist zweitens um einen »Kollektivgedanken« (ebenda, S. 58). Die soziale Struktur des Neoliberalismus entsteht ab den 1920er-Jahren in einer Zusammenarbeit von vor allem vier Gruppen von Ökonomen, Philosophen und Juristen (im Detail dokumentiert in Ötsch u.a. 2017, S. 109ff.): (1) Vertreter der Österreichischen Schule der Nationalökonomie, wie Friedrich August von Hayek und seinem Lehrer Ludwig von Mises; (2) Vertreter der Ordoliberalen beziehungsweise Freiburger Schule, wie Wilhelm Röpke oder Walter Eucken; (3) Französische Philosophen, wie Louis Rougier (vgl. Denord 2001) oder William Rappard, und (4) Vertreter der (alten) *Chicago School of Economics*, vor allem Henry Simons, dem Doktorvater von Milton Friedman.

Der Kollektivgedanke dieser Richtung ist der »des Marktes« in der Einzahl, der in spezifischen Bedeutungen verwendet wird (Ötsch u.a. 2017, S. 67ff.), zum Beispiel, dass »der Markt« etwas »macht«, dass »wir« uns »ihm« unterzuordnen haben, und so weiter. Dieser Begriff stellt eine Tiefenstruktur im Denken dar und liegt als kategoriale Gemeinsamkeit unterhalb der Ebene der unterschiedlichen Paradigmen der genannten Gruppen. Ein Kennzeichen des Begriffes »der Markt« ist auch seine inhärente duale Logik: »der Markt« wird definitorisch einem Gegenbegriff gegenübergestellt, der als sein logischer Gegensatz definiert ist (wir sprechen dabei von »Nicht-Markt«). »Markt« und »Nicht-

Markt« werden binär codiert, zum Beispiel als »gut« und »böse«. Popularisiert heißt es dann: Wollt ihr mehr Markt oder mehr Staat? (Zur nicht reflexiven, sondern beeinflussend vermittelten Etablierung dieses Denkens in Standardlehrbüchern der Ökonomie vgl. Graupe 2017 und 2018a.)

Die Begrifflichkeit »des Marktes« in den angesprochenen Bedeutungen geht letztlich auf Mises zurück (Ötsch 2018). Dieser stellt »den unbehinderten Markt« (das macht für ihn die Marktwirtschaft aus) »dem behinderten Markt« (das ist »Sozialismus«) gegenüber, – damit sind alle möglichen Ordnungen von Gesellschaft gemeint, »ein Mittelding gibt es eben nicht« (Mises 1929, S. 12). Mises will mit dieser Dichotomie den Raum aller möglichen Ordnungen aufspannen, Zwischenformen lässt er nicht als eigenständig gelten. Er braucht die Einteilung in nur zwei Systeme, weil er jedes System als homogen denkt und gleichsam mit einer ihm eigenen »Kraft« ausstattet. (Auf diese Weise ringen eine »gute« und eine »schlechte« »Kraft miteinander.) Eine solche Begriffsverwendung findet sich auch in allen anderen genannten Richtungen (vgl. für Mises, Hayek und die Ordoliberalen Ötsch u.a. 2017, S. 70ff.). Wenn dieser spezifische Marktbegriff vorliegt (der unter anderem vieldeutig sein muss und deshalb nicht empirisch operationalisiert werden kann; ebenda, S. 97ff.), dann sprechen wir von »Marktfundamentalismus«.

Vertritt Lippmann marktfundamentale Ideen? Zunächst ist festzustellen, dass Lippmann Journalist und kein Wirtschaftstheoretiker war, zudem vertritt er Zeit seines Lebens mehrere, durchaus divergente ökonomische Richtungen. Gleichzeitig hat er es immer vermieden, sich eindeutig einer Schule zuordnen zu lassen. Dennoch ist sicher, dass sich marktfundamentale Formulierungen bei Lippmann vor allem zwischen 1936 und 1938 finden lassen, insbesondere in seinem

Buch *The Good Society*, das im März 1937 erscheint (Lippmann 1945), – darauf kommen wir gleich. Dabei denkt sich Lippmann in diesen Jahren aber auch als Vertreter der Lehren von Keynes. Lippmann kennt und schätzt Keynes seit den Verhandlungen zum Friedensvertrag von Versailles im Januar 1919. In gewisser Weise will Lippmann die Lehren von Keynes mit der Sichtweise »freier« Märkte versöhnen (vergleichbar Karl Schiller, der in den 1960er-Jahren Eucken mit Keynes verbinden wollte, Ötsch u.a. 2017, S. 195). Im Nachdenken über die Weltwirtschaftskrise entwirft Lippmann nach 1929 klare Vorstellungen über die Mängel der klassisch-liberalen Ökonomie und lehnt ihre Rezepte dezidiert ab (zum Beispiel angesichts der Depression fiskalpolitisch nicht zu reagieren und auf die segensreichen Wirkungen einer Deflation zu hoffen, vgl. Goodwin 2014, S. 86ff.). Im Juni 1933 trifft Lippmann in London mit Keynes zusammen, der ihn von seiner neuen Theorie der effektiven Nachfrage überzeugt (Steel 1980, S. 305f.). Man kann Lippmann in den Jahren 1933 und 1934 als überzeugten Keynesianer bezeichnen (Goodwin 2014, S. 123ff.), er wird auch zum wichtigen publizistischen Unterstützer des *New Deals* unter Franklin D. Roosevelt (Steel 1980, S. 291ff.). Lippmann kombiniert dabei den Keynesianismus mit seinem Elitenbild: eine an Spezialinteressen desinteressierte politische Elite soll den Kapitalismus mit keynesianischen Rezepten retten (ebenda, S. 308f.).

In den darauffolgenden Jahren ist Lippmann von den konkreten Vorschlägen der Regierung Roosevelt zunehmend enttäuscht (Goodwin 2014, S. 143ff.) und beginnt den *New Deal* zu kritisieren. Zum Beispiel wirft er Roosevelt vor, anstatt der »freien Wirtschaft« eine Art »geplanter Kollektivismus« errichten zu wollen (Steel 1980, S. 315f.). Vollends zum Streit kommt es, als Roosevelt 1936 den Obersten Gerichtshof umfärben will, der wichtige Reformvorhaben blockiert. Lippmann sieht jetzt die

Sicherheit des privaten Eigentums bedroht (Goodwin 2014, S. 231f.) und wirft Roosevelt vor, den Weg für eine Diktatur zu eröffnen (Steel 1980, S. 320). Dabei nähert sich Lippmann dem erwähnten markfundamentalen Netzwerk an, einige Personen kennt er aus Veröffentlichungen, wenige persönlich. (Er ließ sich zum Beispiel 1916 durch den jungen britischen Historiker Alfred Zimmern einen Artikel von Mises aus dem Deutschen übersetzen). Längere Kontakte hat Lippmann mit Henry Simons, mit Hayek aber vermutlich erst seit 1937 (Walpen 2004, S. 52; Goodwin 2014, S. 233). Er will zu dieser Zeit eine grundlegende Debatte über ökonomische Fragen starten (bezeichnet als *the Project* und *the Group*), dieses Vorhaben kommt später nur in den USA zustande und entfaltet kaum Wirkungen (ebenda, S. 255ff.)

In *The Good Society* versucht Lippmann eine Zusammenschau der großen Gefahren seiner Zeit, die seines Erachtens falschen Sichtweisen und Bildern entspringen, er spricht von »Mythen, »Illusionen« und »irrigen Ideen«. »Das herrschende Dogma unserer Zeit« ist für ihn »der autoritäre Kollektivismus« (Lippmann 1945, S. 43ff.), – Lippmanns frühere Differenzierung zwischen »freiem« und »totalen Kollektivismus« wird nicht mehr erwähnt, mit ersterem hatte er den Keynesianismus gemeint (Goodwin, 2014, S. 123ff.). Lippmanns Buch enthält viele widersprüchliche Elemente, wie eine eigenwillige Geschichtserklärung (Arbeitsteilung führt für ihn etwa zum »Glauben, dass die neue Maschinentechnik die Lenkung durch einen allmächtigen Staat erfordere«, Lippmann 1945, S. 48 und S. 225ff.) und weist unterschiedliche Theoriebezüge auf. Lippmann kritisiert den Kapitalismus seiner Zeit, die Dogmen des Laissez-Faire und wie gefühlskalt die Liberalen des 19. Jahrhunderts dem sozialem Leid gegenüber waren, – ganz so, wie man heute marktfundamentalistische Ansätze kritisieren kann.

Seine »Agenda des Liberalismus« will die Freiheit des Kapitals einschränken, einbehaltene Gewinne der Aktiengesellschaften und Finanztrusts verbieten und Monopole gesetzlich erschweren (ebenda, S. 285ff.). Lippmann fordert eine »Politik, die dafür sorgt, dass die großen Einkommen mittels drastischer Erbschafts- und steil gestaffelter Einkommenssteuern neu verteilt werden.« (ebenda, S. 301)

*The Good Society* kann aber gleichzeitig auch als markfundamentales Werk gelesen werden. Lippmann argumentiert, dass man auf eine fortschreitende Arbeitsteilung prinzipiell nur mit »zwei Wegen« antworten könne: mit »Kollektivismus« oder mit »Liberalismus«. Beide werden in Bezug auf »den Markt« definiert: Der Liberalismus vertrete »den Grundsatz, den Markt als wichtigsten Regler der Arbeitsteilung zu erhalten und zu vervollkommnen.« Im »Kollektivismus« hingegen werde dieser »Regler« ausgeschaltet und durch Regierungsbehörden ersetzt (ebenda, S. 238f.).

Lippmanns Buch findet bei Personen aus dem genannten marktfundamentalen Netzwerk wohl wegen dieser Ausrichtung Lob und Anerkennung (Steel 1980, S. 325f.; Burgin 2012, S. 62ff.). Als Lippmann im April 1938 mit seiner zweiten Frau Helene Armstrong Byrne eine Hochzeitreise durch Europa unternimmt, ergreifen Rougier und Rappard (in Abstimmung mit Röpke, Rüstow, Mises und Hayek die Initiative, um in Paris eine Konferenz mit dem berühmten Journalisten aus den USA zu organisieren. (Zur Vorgeschichte vgl. Burgin 2012, S. 65ff. und Reinhoudt /Audier 2018, S. 6ff.) Ziel des *Walter Lippmann Colloquiums* ist die Schaffung einer Organisation zur längerfristigen Überwindung der Krise des Liberalismus. Die Gruppe, die sich hier trifft, ist sehr heterogen, stimmt aber darin überein, dass es einer neuen philosophischen Fundierung für den Liberalismus bedürfe, und gibt sich selbst den Namen

»Neoliberalismus«. (1944 veranlasst Röpke eine Übersetzung von Lippmanns Buch ins Deutsche. Es bekommt den Titel *Die Gesellschaft freier Menschen*. In der Einleitung führt Röpke den Begriff »Neoliberalismus« erstmals in die deutsche Sprache ein.)

Lippmann nimmt am *Colloquium* teil, entzieht sich aber anschließend jeder weiteren Mitarbeit. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs schreibt er Rougier, dass das unmittelbare Problem jetzt nicht die Rettung der Freiheit, sondern der nationalen Unabhängigkeit sei, um die Freiheit zu bewahren, – dafür müsse man auch Freiheit opfern.[8] Lippmann lehnt es auch 1944 ab, ein Vorwort für Hayeks *Road to Serfdom* zu schreiben (Goodwin 2014, S. 256f.) und 1947 am Projekt von Röpke zur Gründung der Zeitschrift ORDO teilzunehmen. Hayek und Röpke stimmen zu dieser Zeit intern überein, dass sich Lippmann in »die falsche Richtung« entwickelt habe (Burgin 2012, S. 85). 1947 gründet Hayek als Nachfolgeorganisation des *Walter Lippmann Colloquiums* die *Mont Pèlerin Society* (MPS). Sie wird als internationales Netzwerk von Personen aus der Wissenschaft, den Medien, der Politik und von reichen Financiers etabliert. Ihr explizites Ziel ist die längerfristige Beeinflussung der öffentlichen Meinung.[9] Dazu wird um die MPS nach und nach ein Ring von Think Tanks errichtet, die aktiv Propaganda betreiben.[10] (Seit 1981 werden die Think Tanks durch das *Atlas Network* global vernetzt, im Frühjahr 2018 sind 475 *Free-market Organizations* in 93 Ländern aufgelistet, vgl. www.atlasnetwork.org). Lippmann wird bei der Gründung der MPS eingeladen, nimmt aber nicht teil. Auch in den Folgejahren kommt er zu keiner Veranstaltung, weitere Aktivitäten mit Personen aus dem marktfundamentalen Denkkollektiv sind nicht bekannt (Burgin, 2012, S. 85).

## *Marktfundamentalismus und Propaganda*

Während Lippmann also keineswegs einfach als »Neoliberaler« eingestuft werden kann, fragen wir: Kann in systematischer Absicht in der Erfolgsgeschichte des Marktfundamentalismus nicht dennoch von einer Wirkung seiner zentralen Vorstellungen über die »Bilder in unseren Köpfen«, wie er sie in *Die öffentliche Meinung* entfaltet, gesprochen werden? Dieser Frage wollen wir hier nachgehen. Verkürzt lautet unsere These, dass Vertreter des Neoliberalismus die Idee der manipulativen Beeinflussung von inneren Bildern für wirtschaftspolitische Diskurse fruchtbar zu machen und dabei die Wirtschaftswissenschaft in deren Dienst zu stellen versucht haben. Lippmanns Vorstellungen einer Beteiligung der Wissenschaften an den (interesselosen) »Informationsdiensten« hingegen werden ebenso fallengelassen wie die Hoffnung, Bildung könne als Ort der Aufklärung über die wirkmächtigen Stereotype unserer heutigen Gesellschaft dienen.

In dem knappen hier zur Verfügung stehenden Platz sei diese These lediglich anhand einer kurzen Gegenüberstellung von Aussagen Lippmanns in *Die öffentliche Meinung* und von Friedrich August von Hayek, vor allem in seinem Aufsatz *The Intellectuals and Socialism*, illustriert. In *Die öffentliche Meinung* spricht Lippmann – wie erwähnt – von Expertinnen, die als eine Art »Informationselite« fungieren sollen. Er sieht dabei auch die Wissenschaftler in der Pflicht, einen gewichtigen Teil dieser Elite zu bilden. Doch scheinen ihm die Sozialwissenschaftler für diese Aufgabe schlecht gerüstet zu sein. Nach seiner Meinung sind allein die Naturwissenschaften in der Lage, Kraft ihrer Methode wissenschaftliche Objektivität zu gewährleisten und eine Pseudoumwelt ungestört und unbeeinflusst von der eigentlichen Umwelt des Menschen, das heißt von der Welt der menschlichen

Erfahrung, zu errichten. So meint er etwa:

> »In den ›Laborwissenschaften‹ hat der Gelehrte das Dilemma von Gedanken und Handlung überwunden. Er bringt das Beispiel einer Handlung an einen ruhigen Ort, wo es beliebig wiederholt und in Ruhe untersucht werden kann.« (S. 261)

Genau einen solchen »ruhigen Ort« sieht Lippmann für die Sozialwissenschaften (noch) nicht, sodass diese sich für ihn in einer »ungesunden Lage« befinden (S. 262):

> »Der Gesellschaftswissenschaftler muss normalerweise versuchen, das Beste aus jenen Kategorien zu machen, die sich unkritisch im Gehirn eines Beamten angesammelt haben, welcher irgendeinen Gesetzesteil auszuführen hat oder dabei war, zu rechtfertigen, zu überzeugen, zu fordern oder zu beweisen..« (ebenda)

Folglich gibt es für Lippmann auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften kein unabhängiges Expertentum, dem ein Kampf gegen schädliche Stereotype anvertraut werden könnte. Im Gegenteil: Auf diesem Gebiet findet nach ihm eine Stereotypenbildung statt, die statt Aufklärungsarbeit zu leisten, selbst nur Gefühle befeuert. Als Beispiel dafür nennt Lippmann explizit die Wirtschaftswissenschaften. Diese, so meint er, dienen etwa dazu, nachträglich positive Eigenschaften wie Erfolg vor allem in Unternehmer und Kapitalisten hinzulesen, weil sie in Stereotypen immer schon vorausgesetzt werden. Und weiter heißt es:

> »Diese Stereotypen wurden in ziemlich unschuldiger Weise von den älteren Wirtschaftswissenschaftlern standardisiert. Sie begannen, das Gesellschaftssystem zu beschreiben, unter dem sie lebten, und fanden es zu kompliziert, um es in Worte zu fassen. Daher schufen sie ein, wie sie hofften, vereinfachtes Schaubild. Dies unterschied sich im Grundsätzlichen und in der Glaubwürdigkeit kaum von dem Parallelogramm mit Kopf und Füßen, das ein Kind von einer Kuh zeichnet. Das Schema bestand aus einem Kapitalisten, der

> emsig Kapital aus seiner Arbeit zusammengespart hatte, einem Unternehmer, der einen für die Gesellschaft wichtigen Auftrag erhalten und eine Fabrik errichtet hat, aus einer Gruppe von Arbeitern, die in freier Weise einen Arbeitsvertrag abschlossen mit Bedingungen, die sie selbst stellten, aus einem Grundbesitzer und einer Gruppe von Verbrauchern, die auf dem billigsten Markt die Waren kauften, die ihnen bei geschickter Anwendung des Vergnügen-Leid-Kalküls das größte Vergnügen bereiten würden … Diese reine Fiktion, die Wirtschaftswissenschaftler verwendeten, um ihr Denken zu vereinfachen, wurde modifiziert, verbrämt und schließlich popularisiert, bis sie in weiten Teilen der Bevölkerung als Wirtschaftsmythologie des Tages die Vorherrschaft errang.« (S. 88)

Hayek fasst die Wirkung von (Wirtschafts-)Wissenschaft, die hier anklingt, wie folgt zusammen:

> »Die Macht abstrakter Ideen beruht in hohem Maße auf eben der Tatsache, dass sie nicht bewusst als Theorien aufgefasst, sondern von den meisten Menschen als unmittelbar einleuchtende Wahrheiten angesehen werden, die als stillschweigend angenommene Voraussetzungen fungieren.« (Hayek 1980, S. 100)

Doch im Gegensatz zu Lippmann formuliert Hayek dies keineswegs in kritischer, sondern umgekehrt in manipulativer Absicht. In *The Intellectuals and Socialism* unterscheidet Hayek dazu zwei Arten von Wissenschaftlern: Die *original thinkers* und die *secondhand dealers in ideas* (Hayek 1960, der Aufsatz erschien ursprünglich 1949.) Die ersteren sind die kreativen Geister, die wie Hayek selbst (oder Marx und Keynes) jene Grundkonzepte und Ideen entwerfen, die die Kraft haben, die Gesellschaft zu verändern. Die zweite Gruppe nennt Hayek »Intellektuelle«, ihnen ordnet er eine neue Funktion von Wissenschaft zu: Sie sollen weder über die öffentliche Meinung aufklären noch ihr eine interesselose Informationsbasis bieten, sondern die Meinung selber gezielt durch die Schaffung von Stereotypen formen. »Intellektuelle« (das sind für Hayek neben Wissenschaftlern auch

Journalisten, Lehrer, Publizisten, Radiokommentatoren, Schriftsteller, Karikaturisten und Künstler) werden deshalb abschätzig als *secondhand dealers in ideas* bezeichnet, weil sie nicht über die notwendige Expertise verfügen, um Stereotype zu durchschauen und aufzulösen, und auch keine *original thinkers sind,* die sich den wahren Gründen ihrer eigenen Wahrnehmungsmuster bewusst werden und sie schöpferisch gestalten können. Stattdessen sind »Intellektuelle« nur zu einem fähig: Auf der Grundlage weniger vorgegebener, festgefahrener und damit nahezu unhintergehbarer Vorstellungsbilder sich über eine schier unglaubliche Vielzahl von Themen schnell, ja fast wie automatisch eine Meinung zu bilden. Diese wird von ihnen in alle Bereiche der Gesellschaft derart intensiv verbreitet, dass andere Ideen keine Chance mehr haben, im öffentlichen Diskurs eine prägende Rolle zu spielen:

> »Es sind die Intellektuellen in diesem Sinne, die darüber entscheiden, welche Ansichten und welche Meinungen uns erreichen, welche Fakten wichtig genug sind, um uns erzählt zu werden und in welcher Form und aus welcher Perspektive sie präsentiert werden.« (ebenda, S. 372f., unsere Übersetzung)

John Blundell, General Director des *Institute of Economic Affairs* (des wirkmächtigen und ältesten britischen Think Tanks, der aus der MPS hervorgeht) beschreibt Hayeks »Intellektuelle« kurz und bündig als »Türsteher der Ideen« (Blundell 2003b), – ein Bild, das sich auch in *Die öffentliche Meinung* findet:

> »Die Stereotype gleicht den lavendelfarbenen Fensterscheiben in Beacon Street oder dem Türhüter bei einem Maskenball, der beurteilt, ob der Gast eine angemessene Verkleidung trägt. Nichts verhält sich der Erziehung oder der Kritik gegenüber so unnachgiebig wie die Stereotype. Sie bestimmt die Wertung eines Gegenstands bereits im Moment seiner Wahrnehmung.« (S. 74f.)

Doch Lippmann schreibt hier in Bezug auf das Stereotyp als solches. Er weiß um dessen selektiven und wahrnehmungsformenden Charakter. Aber wie erwähnt findet sich bei ihm wenig, dass er die Rolle der Wissenschaft (ebenso wie der Journalisten, Lehrer et cetera) darin sieht, selbst zur eigentlichen Quelle und treibenden Kraft dieser Stereotype zu werden. Eine Inanspruchnahme von Wissenschaft für politische beziehungsweise propagandistische Zwecke lehnt Lippmann dezidiert ab. Der Marktfundamentalismus des Couleur von Hayek (welche in die Konzeption der *Mont Pèlerin Society* und der hunderten angehängten Think Tanks einfließt) gibt diese Zurückhaltung hingegen auf: Hier geht es nicht darum, die Sozialwissenschaften in den »neutralen« Zustand der Naturwissenschaften zu setzen, sondern sie als Schlüssel für die Bekehrung der Masse der Bevölkerung für marktfundamentale Ideen einzusetzen:

> »Es ist keine Übertreibung zu sagen, dass wenn erst einmal der aktive Teil der Intellektuellen zu einem bestimmten Set an Glaubenssätzen bekehrt ist, der Prozess der allgemeinen Akzeptanz dieser Sätze nahezu automatisch und unwiderstehlich verläuft. Die Intellektuellen sind das Organ, das moderne Gesellschaften entwickelt haben, um Wissen und Ideen zu verbreiten und ihre Überzeugungen und Meinungen wirken wie ein Sieb, durch das alle neuen Vorstellungen hindurchmüssen, bevor sie überhaupt die Massen erreichen können.« (Hayek 1960, 374, unsere Übersetzung.)

Es ist uns nicht bekannt, dass Lippmann je auf Haykes Aufsatz *The Intellectuals and Socialism* explizit reagiert hätte. Doch aus *Die öffentliche Meinung* geht aus unserer Sicht hervor, dass er dieser Möglichkeit machtvoller Beeinflussung durch die Wissenschaft nicht widersprochen hätte. Er hätte sie aber keineswegs moralisch gebilligt und sieht für die Wissenschaften an sich andere Aufgaben vor, die kurz gesagt vornehmlich im

Bereich der bereits erwähnten neutralen Informationsdienste liegen.

Systematisch scheint uns hier ein wichtiger Punkt in der Wirkungsgeschichte seines Werks aufzuscheinen: Lippmann weiß um die schier unfassbaren Möglichkeiten der Beeinflussung der Massen. Aber er ist keineswegs so skrupellos wie der aufkommende Marktfundamentalismus, der die Gesamtheit aller Intellektuellen, insbesondere aller Sozialwissenschaftlerinnen, in seinen Dienst stellt. Spätestens bei den Think Tanks in Zusammenhang mit der MPS wie dem *Institute of Economic Affairs* (IEA) aber tritt diese Skrupellosigkeit gleichsam in ihrer Reinform zutage. Hier ist nun ab den 1950er Jahren ausdrücklich von einem »Krieg der Ideen« die Rede, in dem die Think Tanks ihre Ideen beständig auf die Intellektuellen abfeuern, damit mit deren Hilfe ein »Klima der öffentlichen Meinung« (Hayek) entstehen kann, das für alle anderen als marktfundamentale Ideen nichts weiter als eine verbrannte Erde bereitet. Über Arthur Seldon, Mitbegründer des IEA und zeitweise Vizepräsident der MPS, schreibt sein Nachfolger John Blundell in *Die Entfesselung des Krieges der Ideen (Waging the War of Ideas)*:

> »Seldon selbst glaubte, dass die Ideen des Marktes, durch Bildung und Beeinflussung, die Politiker strategisch umgehen könnten, indem zunächst die Intellektuellen und Journalisten für diese eingenommen würden, – jene Gruppe also, die Hayek einmal als ›second-hand dealers in ideas‹ titulierte. Bis zum heutigen Tage nutzt Seldon hierfür eine Analogie aus dem Militär: Das IEA agiere wie eine Artillerie, die Bomben (Ideen) werfe. Einige davon erreichten ihr Ziel, während andere es verfehlten. Aber das Institut nähme niemals die Rolle der Infanterie ein, die sich auf kurzfristige, direkte Konfrontation mit dem Feind von Angesicht zu Angesicht einließe. Stattdessen ebnete das Bombardement seiner Artillerie den Weg für andere, um die Arbeit der Infanterie später zu leisten. Das IEA würde zeigen, wo etwas falsch liefe, und die allgemeinen Prinzipen festlegen, während es anderen überlassen bliebe zu zeigen, wie die Dinge konkret richtig zu laufen

hätten.« (Blundell 2003a, S. 21, unsere Übersetzung)

Aus Lippmanns *Die öffentliche Meinung* lassen sich gewiss viele Werkzeuge für die Planung, Entfesselung und Durchführung dieses »Krieges der Ideen« gewinnen. Es lässt sich aber Lippmann selbst kaum nachsagen, dass er diesen Krieg gutgeheißen hat. Stattdessen lässt sich aus seinem Werk zumindest ansatzweise lernen, wie Wissenschaft und Bildung zum Widerstand gegen diesen Krieg beitragen können.

# Resümee

Fast 100 Jahre nach *Die öffentliche Meinung* erweist sich Lippmann als früher Warner vor einer Entwicklung, die mit einer derartigen Wucht über uns hereingebrochen ist, dass es schwerfällt, eine reflexive Distanz einzunehmen. Marketing, Werbung, politischer Spin, Politisches Framing, Beeinflussung sozialer Veränderungsprozesse (wie etwa im Change Management, vgl. Graupe 2018b), Inszenierungen aller Art und bewusst produzierte *Fake News* dominieren die Ereignisse. Es wirkt, als ob eine immer surrealer werdende kollektive Trance das, was früher Gesellschaft geheißen hat, nur noch als Vorstellungswelt im Sinne von Lippmann erscheinen lassen kann. Aber die Handlungswelt bleibt als Realität bestehen. Wohl ihr letzter Anker sind Vorgänge in der Natur selbst: Im Anthropozän schlägt die Wirklichkeit der Ökosphäre marktfundamentale, postdemokratische und rechtspopulistische Vorstellungswelten. Wie schwer es fällt, das Unsichtbare dieser Wirklichkeit im Sinne Lippmanns so sichtbar zu machen, als ob die Natur (wie die Kinder im zitierten Bild von Lippmann) ihre Beschwerden selbst an die Öffentlichkeit bringen könnte, zeigt die aktuelle Klimadebatte.

Was und wie lässt sich in diesen, unseren Zeiten von Lippmann lernen? Wo kann *Die öffentliche Meinung* uns helfen, wieder mehr Tiefgang in aktuelle Debatten und Handlungsstrategien zu bringen? Zentral scheint uns zunächst Folgendes: Bereits 1922 plädiert Lippmann dafür, die Komplexität der Dreiecksbeziehungen von Mensch, Pseudoumwelt und Umwelt nicht mehr aus den Augen zu verlieren oder auf eine bloße Gegenüberstellung von Mensch und Umwelt zu reduzieren. Gerade in der heutigen Gesellschaft, in der wir uns mehr über

Bilder von Erfahrungen, denn mittels unmittelbarer Kontakte und direktem Austausch aufeinander beziehen, ist es aus unserer Sicht bestenfalls naiv und schlimmstenfalls gefährlich, die Dimension der Pseudoumwelt und ihre gestalterische Macht auszublenden. Genau diese Art der Ignoranz stellt aus unserer Sicht aber ein Kernmerkmal aktueller politischer Debatten dar: Während ein ganzes Heer von Think Tanks, PR-Agenturen, Markentechnikern und Spin-Doktoren im praktischen Sinne buchstäblich von der Ausbeutung und Manipulation dieser Pseudoumwelt lebt und es eine unüberschaubare Menge insbesondere ökonomischer, kognitionswissenschaftlicher und psychologischer Forschung gibt (die dieser Praxis das notwendige Know-How bis hinein in die tiefsten Tiefen des Individuums, die diesem selbst weitgehend unbewusst sind, vermittelt), existiert ein breit angelegter politischer Diskurs über gewünschte und verantwortbare Formen dieser Pseudoumwelt nicht. Auch findet in den Bildungssystemen kaum eine Form der Aufklärung über die gegenwärtig existierenden Manipulationsformen statt. Es wirkt, als ob sich sowohl die Politiker als auch die breite Bevölkerung damit abgefunden hätten, stets auf der Seite der Beeinflussten zu stehen und von einer unsichtbaren Regierung im Sinne Edward Bernays dominiert zu werden.

Das Problem, wie wir es sehen, liegt darin, dass die Entscheidung, sich unbewusst von einer nicht weiter erkennbaren Elite beeinflussen zu lassen, selbst bereits auf der Ebene des Unbewussten angesiedelt zu sein scheint. Schaut man auf Lippmanns Werk, so muss dies aber keineswegs der Fall sein: Selbst, wenn wir als Gesellschaft darüber übereinkämen, dass wir uns in der heutigen Zeit auf bildgebende Eliten verlassen müssen, so ließe sich dennoch durchaus wieder Hoheit über die Frage erlangen, wer genau diese Eliten sein und nach welchen

Regeln sie agieren sollen. Doch diese Entscheidungsmacht beansprucht weder die Politik noch die Zivilgesellschaft in ausreichendem Maße. Ja, sie wird häufig (aus unserer Sicht zu häufig) noch nicht einmal als bloße Möglichkeit erkannt. Stattdessen dominiert eine »Realpolitik«, die sich eng an den *als* real anerkannten Bedingungen und Möglichkeiten orientiert, ohne zu verstehen, dass diese Anerkenntnis immer schon ein bereits bestehendes Klima der öffentlichen Meinung voraussetzt, das heißt im Sinne der Beeinflussung immer schon einen Schritt zu spät einzusetzen droht.

In Bewusstheit der Komplexität dieser Angelegenheit können wir hier lediglich in grober Vereinfachung einige Beispiele nennen. Die 1950er- und 1960er Jahre stehen politisch unter dem Bild des »Kalten Krieges«, das Lippmann selbst mitgestaltet hat (Lippmann 1947): Die gesamte Welt erscheint wie eine Bühne, auf der ein einziges Drama abläuft. Wirtschaftspolitisch dominiert im »freien Westen« ein von den Lehren von Keynes inspiriertes Staatsverständnis, das dem Staat eine aktive Rolle zuspricht und »die Wirtschaft« (international abgestützt durch das System von Bretton Woods) anhand von sozialen Gesamtzielen zu lenken versucht. Die Folge war die Errichtung eines Sozial- und Wohlfahrtsstaates in einem historisch unbekannten Ausmaß, durchaus in Spannung mit der Vorstellung einer »freien Marktwirtschaft« (Ötsch u.a. 2017. Zu den manipulativen Aspekten im deutschen Konzept einer »sozialen Marktwirtschaft« vgl. Schindelbeck 2018). Herrscht auf diese Weise wenigstens noch eine Art Wettbewerb grundlegender Ideen, so wird die keynesianische Vorstellungswelt in den Krisen der 1970er Jahre diskreditiert. Wissenschaftlich und politisch führende Kreise (zuerst in den USA und in England, dann weltweit) übernehmen immer mehr das Bild »des Marktes« und das darin implizierte Staatsverständnis einer »Planung für den Markt« (Thomasberger

2012), von denen sie kaum wissen, welche unsichtbaren Eliten sie prägen.

Zunehmend kommt es auf diese Weise zu einer Monokultur der grundlegenden inneren Bilder: zu einem eng begrenzten, fixierten Klima öffentlicher Meinung, das auf dieser fundamentalen Ebene keinen Wettbewerb der Ideen mehr zu kennen scheint. Elisabeth Wehling etwa macht auf die Konsequenzen aufmerksam:

> »Nur dann, wenn uns unterschiedliche, auch sich widersprechende Frames [dieser Begriff kann hier im Sinne von Lippmanns Pseudoumwelten gedeutet werden, die Autoren] zur Verfügung stehen, können wir über einen bestimmten Sachverhalt umfassend denken, ihn ›von allen Seiten beleuchten‹. Nur so können wir Menschen verstehen, wenn sie uns widersprechen, und uns konstruktiv mit ihnen auseinandersetzen.« (Wehling 2016, S. 16).

Doch nicht nur die Monokultur der imaginativen Fundamente unserer Gesellschaft scheint das Problem zu sein, sondern darüber hinaus auch deren innere selektive Verfasstheit. So ist in der Pseudoumwelt, die eine markfundamentale (neoliberale) Propaganda schafft, vor allem kein Konzept von Gesellschaft mehr enthalten. Es gibt nur eine »Ordnung« (insbesondere im Sinne von Hayeks »spontaner Ordnung«), die für eine Totalität steht (zum Beispiel Hayek 2014, zur Neoklassik vgl. Pirker 2011). Diese kann lediglich anerkannt, niemals aber ihrerseits *er*kannt, sondern bestenfalls nur geglaubt werden (vgl. Graupe 2018a). Auf der immer schon vorausgesetzten Ebene stillschweigender Vorverständnisse ist diese Totalität jene »des Marktes« (Ötsch 2018). In dieser impliziten Vorstellungswelt kann das, was früher Gesellschaft geheißen hat, unbemerkt immer mehr ökonomischen Regeln unterworfen werden. Nach dem Zusammenbruch des Ostblocks hat sich dieser Prozess verstärkt.

Er wird nun vor allem durch das Bild von »der Globalisierung« getragen, gegen die »wir« – so wird gesagt – nichts unternehmen könnten. Die Politik, die diese Vorstellungswelt zu ihrer impliziten Grundlage macht, muss, so meinen wir, nahezu *automatisch* ihren gestaltenden Anspruch aufgeben, da diese ihr jegliche Erkenntnis sinnvoller Handlungsoption immer schon entzieht. Um das Bild Seldons aufzugreifen: Es scheint keine Infanterie mehr zu brauchen, weil der Artilleriebeschuss mit (neoliberalen) Ideen dem politischen Gestaltungswillen von vornherein nur noch einen verbrannten Erdboden überlässt.[11]

Die Folge, so meinen wir, droht eine (postdemokratische) Abwertung von Politik insgesamt zu sein, die sich in einer Krise der Repräsentation manifestieren kann, in der sich Teile der Bevölkerung von den etablierten Parteien nicht mehr vertreten fühlen. Eine eingehende Studie von Lippmanns Werk kann auf das grundlegende Problem hinweisen: Wie soll sich die Bevölkerung bei jenen aufgehoben fühlen, die trotz ihrer herausgehobenen Position als sichtbare Vertreter von Herrschaft, sich am Ende ebenso blindlings einer unsichtbaren Machtelite unterwerfen, als ob sie Teil der »Masse« selbst wären?

Die politischen Debatten der Gegenwart verweisen unserer Einschätzung nach auf ein fundamentales Problem, das wir bereits angesprochen haben: die Hypokognition. Dieses Problem betrifft nicht allein, wie schon beschrieben, den Wegfall grundlegender Ideen über die politische Gestaltbarkeit von Gesellschaft. Es trifft auch den Verlust jeglichen vermittelbaren Wissens über die Strukturen eigentlicher Macht in unserer Gesellschaft. So kann beobachtet werden, dass sich in den letzten Jahrzehnten wirtschaftliche Strukturen etablieren konnten, die weder in den Wissenschaften ausreichend erkannt noch in der Öffentlichkeit adäquat thematisiert wurden und werden, – zentrale Felder sind hier etwa die Schattenbanken sowie Steuer-

und Regulierungsoasen. Diese Teile des Finanzsystems waren bis vor wenigen Jahren weitgehend unbekannt und erst seit einigen Jahren gibt es Forschungen, die zeigen, dass die Finanzkrise 2007/2008 eine Krise des Schattenbankensystems gewesen ist.[12] Es kann nicht überraschen, dass viele ÖkonomInnen vom Eintreten der Krise (die oft als »Große Krise« bezeichnet wird) überrascht waren, – eben weil sie einem fundamentales Nicht-Wissen, einer totalen Form von Hypokognition, unterliegen. Nach der Krise wurde dann versucht, mit Billionensummen das Finanzsystem zu stabilisieren, aber jene Eliten, die diesem System das Fundament bereiteten, wurden nicht thematisiert (nicht einmal in einem juristischen Sinn), sondern blieben (und bleiben immer noch) weitgehend unbehelligt. Im Unterschied zu historisch vergleichbaren Krisen scheint es diesmal in einer fest etablierten Pseudoumwelt zu keinem Wechsel von wissenschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Eliten kommen zu können.[13]

Basierend auf Lippmanns Werk ließe sich hier die Vermutung äußern, dass dies nicht allein an einem mangelnden Willen liegt, sondern dass es die dominierenden Bilder von der Gesellschaft auf einer grundlegenderen Ebene bereits verunmöglichen, überhaupt ein mitteilbares Wissen um diese Eliten zu erlangen. Dies wiederum bedingt nicht nur die Gefahr politischen Stillstands, sondern ein weiteres Risiko: Wo kein vielfältiger Boden mehr für wirkliche Erkenntnis besteht, kann (berechtigte) Kritik und Sorge eventuell nur noch in bloßem Unbehagen Ausdruck finden, so etwa in diffusen Zukunftsängsten in Teilen der Bevölkerung. Was aber, wenn diese Ängste dann ihrerseits wieder manipulativ ausgebeutet werden? Zeigen etwa genau dies die Angstparolen der Rechtspopulisten, die auf dem Vormarsch sind?

Die Hauptfolgen der auf Basis einer manipulativ erzeugten

Hypokognition und noch lange nicht bewältigten Krisen ab 2007 liegen aus unserer Sicht auf der politischen Ebene. Die alten Versprechungen des Bildes eines immer höheren Wohlstandes durch die Teilnahme an »der Globalisierung« können nicht mehr eingelöst werden; dieses Bild besitzt keine Integrationskraft mehr. Was aber vermag an seine Stelle zu treten? Wir meinen den Schwenk eines Teils der politischen Elite hin zu dem (geschichtlich überholten) Bild »des Volkes« (als homogene Einheit), das den Rechtspopulismus auszeichnet, zu beobachten. Im vordergründigen Kampf »des Volkes« gegen »die Elite« (Ötsch und Horaczek 2017) werden soziale Fragen als nationale Fragen umgedeutet. Auf diese Weise aber drohen, kurz gesagt, nur manipulativ verfasste Pseudoumwelten ausgetauscht zu werden, – freilich in einer verschärften Weise, in der selbst empirisch nachweisbare Tatbestände zu »alternativen Fakten« mutieren können. Ihr eigentlicher, grundlegend problematischer Charakter, auf den uns Lippmanns Werk hinzuweisen vermag, wird hingegen weder erkannt noch diskutiert.

Dies führt zu einer weiteren Frage: Wer können und sollen heute jene Eliten sein, die den Willen und die Verantwortung aufbringen, die Welt (unsichtbar für die Masse) zu führen? Wie könnten sie demokratisch legitimiert werden, wenn sie doch stets drohen, jene grundlegenden Weltanschauungen zu formen, die darüber entscheiden, was wir als Gesellschaft überhaupt unter ›legitim‹ verstehen und kommunizieren können? Wo und worin werden sie gebildet? *Die öffentliche Meinung* zeigt, dass Lippmann damals um solche brennenden Fragen zumindest noch wusste. Auch wenn seine Antworten recht kursorisch ausgefallen sein mögen, so zielen sie dennoch in die richtige Richtung. Wichtig erscheint uns dabei insbesondere seine klare Auffassung, dass die Eliten keinesfalls allein Kapitalinteressen dienen dürfen.

Wo sind also die Eliten der heutigen Zeit geblieben? Sind sie

womöglich Opfer ihrer eigenen Propaganda geworden? Wissen die manipulierenden Eliten womöglich nicht mehr, was sie manipulieren, weil sie selbst über kein Bild der Gesellschaft mehr verfügen? Haben sie die durch ihre eigene Propaganda vermittelte Abwertung der Politik selbst schon verinnerlicht? Und wenn dies so wäre: Könnte diese – durch fehlende Bilder bedingte – Handlungsunfähigkeit der Eliten zu dem Befund führen, dass soziale Stabilität zukünftig durch einen autoritären Überwachungs- und Kontrollstaat garantiert werden muss, in dem die Bevölkerung durch eine dauernde Angstmache manipulativ an die jeweilige Führung gebunden wird? (Die Systeme Donald Trumps und Viktor Orbáns wären hier etwa genauer zu untersuchen.)

Folgt man den Ausführungen Lippmanns in *Die öffentliche Meinung* genau, dann ist keinesfalls gesagt, dass wir allein nach neuen bildsteuernden Eliten rufen müssten. Insbesondere seine Vorschläge zur Bildung, die wir oben skizziert haben, weisen darauf hin, dass sich Politiker ebenso wenig wie die Zivilgesellschaft damit zufriedengeben müssen, lediglich die Rolle einer weitgehend bewusstlosen »Masse« zu spielen. Der lange Prozess einer zunehmenden Steuerung gesellschaftlicher »Pseudoumwelten« über ein Jahrhundert wurde nur möglich durch eine abnehmende Bewusstheit der bildgebenden Kraft im Menschen selbst (Ötsch/Graupe 2018). Doch jede Beeinflussung durch soziale Bilder geht durch den Menschen hindurch, jeder und jede ist betroffen. Als soziale Wesen benötigen wir imaginative Bilder, in denen wir uns an andere binden. Als Gesellschaft teilen wir einen imaginativen Raum, der uns als Individuen trägt. Wenn dieser Raum manipulativ beeinflusst wird, dann berührt die Manipulation das, was als der kostbarste Teil jedes Menschen gesehen werden kann: seinen und ihren imaginativen Innen-Raum.

Doch bei dieser Manipulation müssen wir Menschen keineswegs nur passive Rezipienten spielen: Als genuin schöpferische, bildschaffende Wesen besitzen wir die unhintergehbare Freiheit zur Kreation eigener Bilder. Jede Person kann sich in einer potentiellen Freiheit ihre Wirklichkeit über ihre inneren Bilder aneignen. Gewiss muss diese Freiheit entwickelt, gepflegt und durch soziale Prozesse getragen werden. Ein Teil dieser Verantwortung liegt, wie Lippmann zeigt, den Wissenschaften und insbesondere der Bildung anheim. Ihnen kommt die Aufgabe zu, die mächtigsten Stereotype der Zeit erkennbar zu machen und so Menschen zu befähigen, bewusst um Erkenntnis zu ringen und auf ihrer Basis Verantwortung tragen zu können. Die Idee der Aufklärung über die eigenen Voraussetzungen des Denkens und der Wahrnehmung ist keineswegs preiszugeben. Sie ist im Gegenteil unter neuen Vorzeichen stark zu machen. Denn in der heutigen Gesellschaft kann die Macht jener Bilder, die einer bloß sekundär erfahrenen Wirklichkeit entstammen, nicht länger ignoriert werden. Studiert man Lippmanns Werk gründlich, so wird deutlich, dass wir diesen Bildern heute mehr denn je vertrauen müssen, eben weil wir nicht von allem, über das wir entscheiden müssen, eine direkte Erfahrung machen können. Umso mehr sollten wir uns die Frage stellen, welchen dieser Bilder und vor allem welcher Quelle dieser Bilder wir vertrauen können und vertrauen wollen. Denn Vertrauen ist konstitutiv für jeden sozialen Zusammenhalt. Jede Person, die in die Welt geboren wird, muss dem sozialen Raum, in den sie hineingeboren wird, vertrauen dürfen – das gilt auch für den sozialen Raum geteilter Bilder in der Gesellschaft.

Wir sehen mit größter Besorgnis, dass heutzutage eher bei jenen ein Wissen über diesen Raum und dessen Veränderbarkeit besteht, die ihn für ihre eigenen Zwecke auszunutzen suchen und dafür das stillschweigende Vertrauen unzähliger Menschen

manipulieren, ausbeuten und ultimativ aufs Spiel setzen. Doch auch wenn bei den so Ausgebeuteten über diese Form der Ausbeutung nur noch wenig explizites Wissen existieren mag, so scheint doch eine dunkle Ahnung zu bestehen. Was aber, wenn diese Ahnung dazu führt, dass das Vertrauen in den sozialen Raum selbst verloren geht? Wird dann das Kostbarste, weil auf fundamentale Weise Verbindende, das wir in der Gesellschaft haben, zerstört? Wir meinen: Es wird höchste Zeit, dass wir uns als Gesellschaft über die Macht innerer Bilder zumindest wieder jenes Wissen aneignen, das vor gut 90 Jahren über sie existierte. Lippmanns Werk ist hierfür ein guter Ausgangspunkt.

»Stelle dir nämlich Menschen vor in einer höhlenartigen Wohnung unter der Erde, die einen nach dem Lichte zu geöffneten und längs der ganzen Höhle hingehenden Eingang haben. Menschen, die von Jugend auf an Schenkeln und Hälsen in Fesseln eingeschmiedet sind, so dass sie dort unbeweglich sitzen bleiben und nur vorwärts schauen, aber nach links und nach rechts die Köpfe wegen der Fesselung nicht umzudrehen vermögen; das Licht für sie scheine von oben und von der Ferne von einem Feuer hinter ihnen; zwischen dem Feuer und den Gefesselten sei oben ein Querweg; längs diesem denke dir eine kleine Mauer erbaut wie sie die Gaukler vor dem Publikum haben, über die sie ihre Wunder zeigen.

Ich stelle mir das vor, sagte er.

So stelle dir nun weiter vor, längs dieser Mauer trügen Leute allerhand über diese hinausragende Gerätschaften, auch Menschenstatuen und Bilder von anderen lebenden Wesen aus Holz, Stein und allerlei sonstigem Stoffe, während, wie natürlich, einige der Vorübertragenden ihre Stimme hören lassen, andere schweigen.

Ein wunderliches Gleichnis, sagte er, und wunderliche Gefangene!

Leibhaftige Ebenbilder von uns! sprach ich. Haben wohl solche Gefangene von ihren eigenen Personen und voneinander etwas anderes zu sehen bekommen als die Schatten, die von dem Feuer auf die ihrem Gesichte gegenüberstehende Wand fallen?

Unmöglich, sagte er, wenn sie gezwungen wären, ihr ganzes Leben lang die Köpfe unbeweglich zu halten.

Ferner, ist es nicht mit den vorübergetragenen Gegenständen ebenso? Allerdings.

Wenn sie nun miteinander reden könnten, würden sie nicht an der Gewohnheit festhalten, den vorüberwandernden Schattenbildern, die sie sähen, dieselben Benennungen zu geben?«

(Platon, Der Staat, Buch 7, Kap. 1; Übersetzung von Wilhelm Wiegand)

# Erster Teil

# Einleitung

## Die äußere Welt und die Bilder in unseren Köpfen

### *1*

Im Jahre 1914 lebten ein paar Engländer zusammen mit Franzosen und Deutschen auf einer Insel inmitten des Meeres. Kein Funkspruch erreichte dieses Eiland, und der britische Postdampfer legte nur alle zwei Monate einmal hier an. Er war im Laufe des Septembers noch nicht eingelaufen, und die Inselbewohner unterhielten sich noch über die letzte Zeitung, in der von dem bevorstehenden Prozess gegen Madame Caillaux berichtet wurde, die Gaston Calmette[1] erschossen hatte. Die ganze Kolonie versammelte sich daher an einem Tag Mitte September mit mehr als gewöhnlichem Interesse am Landesteg, um gleich vom Kapitän zu erfahren, wie nun das Urteil ausgefallen sei. Sie erfuhren stattdessen, dass ihre englischen und französischen Landsleute bereits seit mehr als sechs Wochen gegen die Landsleute der Deutschen kämpften. Sechs merkwürdige Wochen gingen die Inselinsassen in der Annahme, noch Freunde zu sein, während sie tatsächlich bereits Feinde waren.

Ihre Lage unterschied sich jedoch nicht allzu sehr von der Situation der meisten Menschen in Europa. Sechs Wochen hatten sie sich getäuscht – auf dem Kontinent mag die Zeitspanne nur sechs Tage oder auch nur sechs Stunden betragen haben. Es hatte tatsächlich eine solche Pause gegeben. Einen Augenblick lang entsprach das Bild von Europa, wo die Menschen wie bisher ihren Geschäften nachgingen, in keiner Weise mehr dem Europa, das ihr Leben durcheinanderzuwirbeln begann. Für jeden Menschen gab es eine Zeitspanne, in der er sich noch einer Umgebung anpasste, die in Wirklichkeit gar nicht mehr existierte. Bis zum 25. Juli 1914 produzierten die Menschen überall in der Welt Waren, die sie gar nicht mehr versenden konnten, sie kauften Waren, die sie gar nicht mehr zu importieren vermochten, sie planten Karrieren und Unternehmungen, und sie unterhielten Hoffnungen und Erwartungen im Glauben, dass die ihnen bekannte Welt die reale Welt sei. Manche Menschen beschrieben diese Welt in Büchern. Sie vertrauten dem Bild in ihren Köpfen. Und dann kam mehr als vier Jahre später, an einem Donnerstagmorgen, die Nachricht vom Waffenstillstand, und die Leute gaben ihrer unaussprechlichen Freude darüber Ausdruck, dass die Metzelei nun vorüber war. Doch in den fünf Tagen vor dem wirklichen Waffenstillstand, zu einem Zeitpunkt also, an dem man schon das Ende des Krieges feierte, wurden auf den Schlachtfeldern noch mehrere tausend junger Menschen getötet.

Wenn wir auf unser Leben zurückblicken, können wir erkennen, auf welche indirekte Weise wir die Umwelt betrachten, in der wir immerhin leben. Wir können beobachten, dass eine Information einmal schnell, ein andermal langsam zu uns gelangt; was auch immer wir für ein echtes Abbild halten, wir behandeln es wie die Umwelt selbst. Es ist noch schwieriger, dies auch auf die Vorstellungen zu übertragen, aus denen heraus wir handeln, aber im Hinblick auf andere Völker und andere Zeiten

schmeicheln wir uns mit der Feststellung, dass es leicht sei, den tödlichen Ernst in ihren absurden Vorstellungen, die sie sich von der Welt machten, zu erkennen. Im Nachhinein müssen wir von einer höheren Einsicht aus bemerken, dass die Welt, wie die Menschen sie *hätten* erkennen müssen, und die Welt, wie sie sie tatsächlich *sahen*, oft einander völlig widersprechen. Wir können auch feststellen, dass sie, während sie in einer Welt ihrer Vorstellung regierten und kämpften, handelten und reformierten, unversehens auch in der realen Welt Ergebnisse erzielten – oder auch nicht.

Sie segelten nach Indien und entdeckten dabei Amerika. Sie stellten Böses fest und hängten dafür alte Frauen auf. Sie dachten, sie könnten reich werden, wenn sie nur verkauften, aber niemals einkauften. Ein Kalif, der glaubte, den Willen Allahs zu erfüllen, verbrannte die Bibliothek von Alexandria.

Der heilige Ambrosius griff um das Jahr 389 noch einmal die Sache des Gefangenen in Platons Höhle auf, der es entschieden abgelehnt hatte, seinen Kopf umzudrehen. »Die Natur und Stellung der Erde zu diskutieren, hilft uns nicht bei unserer Hoffnung auf ein zukünftiges Leben. Es genügt zu wissen, was die Heilige Schrift feststellt: ›Er hängt die Erde an nichts‹ (Buch Hiob XXVI, 7). Warum also darüber streiten, ob Gott sie in der Luft oder im Wasser aufgehängt hat, und warum einen Streit darüber beginnen, ob die dünne Luft die Erde halten könne oder warum die Erde nicht zu Boden sinkt? … Nicht weil sich die Erde in der Mitte befindet, gewissermaßen im Gleichgewicht aufgehängt, sondern weil die Majestät Gottes sie durch das Gesetz seines Willens dazu zwingt, bleibt sie fest über den Unfesten und Leeren bestehen.«[2]

Es hilft uns nicht in unserer Hoffnung auf ein ewiges Leben. Es genügt zu wissen, was die Heilige Schrift feststellt. Warum also streiten? Doch anderthalb Jahrhunderte nach dem heiligen

Ambrosius gingen die Meinungen über das Problem der Antipoden noch immer auseinander. Ein Mönch namens Cosmas, der sich durch wissenschaftliche Kenntnisse einen Namen gemacht hatte, wurde deshalb beauftragt, eine christliche Topographie oder »Christliche Meinung, die Welt betreffend«, zu schreiben.[3]

Er wusste selbstverständlich genau, was man von ihm erwartete, denn er gründete alle seine Schlüsse auf die Heilige Schrift, so wie er sie auslegte. Danach erscheint die Welt als flaches Parallelogramm, das von Osten nach Westen zweimal so breit ist wie es von Norden nach Süden lang ist. In der Mitte liegt die Erde, umgeben vom Ozean, der seinerseits von einer anderen Erde umgeben ist, auf der die Menschen vor der Sintflut lebten. Diese andere Erde war der Hafen, in dem sich Noah einschiffte. Im Norden befindet sich ein hoher kegelförmiger Berg, um den sich Sonne und Mond drehen. Wenn die Sonne hinter dem Berg steht, ist es Nacht. Der Himmel ist an den Rand der äußeren Welt geheftet. Er besteht aus vier hohen Mauern, die sich in einem konkaven Dach vereinigen, so dass die Erde den Boden des Universums darstellt. Auf der anderen Seite des Himmels ist ebenfalls ein Ozean, der die »Wasser sammelt, die oberhalb des Firmamentes sind«. Der Raum zwischen dem Himmelsozean und dem äußersten Dach des Universums gehört den Seligen. Der Raum zwischen Erde und Himmel wird von den Engeln bewohnt. Schließlich: Da Paulus gesagt hat, dass alle Menschen dazu geschaffen sind, auf dem »Gesicht der Erde« zu leben, wie könnten sie dann auf deren Rückseite leben, wo die Antipoden sein sollen? »Mit einem solchen Absatz vor Augen sollte ein Christ, wie es dort heißt, ›von den Antipoden nicht einmal sprechen‹.«[4]

Kein Christ sollte zu den Antipoden gehen, kein christlicher Fürst sollte ihm ein Schiff für einen solchen Versuch geben; ein

frommer Seemann hätte auch gar nicht den Wunsch. Für Cosmas gab es überhaupt nichts Absurdes an seiner Karte. Nur wenn wir uns an seine vollkommene Überzeugung erinnern, dass dies die Karte des Weltalls sei, können wir begreifen, wieso er vor Magellan oder Peary in Ehrfurcht erstarrt sein würde, oder vor dem Flieger, der einen Zusammenstoß mit den Engeln und der Himmelswölbung riskierte, als er sich zwölf Kilometer hoch in die Luft erhob. Genau so können wir die Furien des Krieges und der Politik am besten begreifen, wenn wir uns daran erinnern, dass fast die Gesamtheit einer jeden Partei in absoluter Weise an ihr Bild von der Opposition glaubt; dass sie als Tatsache ansieht, was sie dafür hält, und nicht, was wirklich ist. Und deshalb wird sie, wie Hamlet, den Polonius hinter dem raschelnden Vorhang erstechen und glauben, es sei der König. Und wie Hamlet wird sie vielleicht hinzufügen:

»Du kläglicher vorwitz›ger Narr, fahr wohl!
Ich nahm dich für ’nen Hohen: nimm dein Los.«

## *2*

Sogar zu ihren Lebzeiten werden große Menschen der Öffentlichkeit gewöhnlich nur über das Medium einer fiktiven Persönlichkeit bekannt. Deshalb liegt ein Körnchen Wahrheit in dem alten Sprichwort, dass niemand vor seinem Diener als Held bestehen kann. Denn der Diener und ebenso der Privatsekretär sind oft selbst ein Teil dieser Fiktion. Königliche Persönlichkeiten sind natürlich konstruierte Gestalten. Gleichgültig, ob sie selbst an ihren öffentlichen Charakter glauben oder ob sie lediglich dem Kammerherrn erlauben, diesen öffentlichen Charakter in Szene zu setzen: Es gibt mindestens zwei unterschiedliche

Erscheinungen von diesem Ich, das öffentliche und königliche Ich sowie das private und menschliche. Die Biographien großer Menschen lassen sich leicht in die Geschichten dieser beiden Ichs aufteilen. Der offizielle Biograph stellt das öffentliche Leben dar, die enthüllende Lebensbeschreibung die andere Seite. Der Lincoln von Charnwood zum Beispiel ist ein edles Porträt, kein echtes menschliches Wesen, sondern eine epische Gestalt voller großer Bedeutung, die sich auf etwa derselben Wirklichkeitsebene bewegt wie Äneas oder der heilige Georg. Olivers Hamilton ist eine majestätische Abstraktion, das plastische Abbild einer Idee, »ein Essay über die amerikanische Union«, wie Mr. Oliver selbst sagt. Es ist ein feierliches Denkmal für die Politik des Unitarismus und kaum die Biographie einer Person. Manchmal errichten sich Menschen ihre eigene Fassade, während sie glauben, ihr Inneres zu enthüllen. Die Tagebücher von Repington und die von Margot Asquith sind eine Art von Selbstporträt, in dem die intime Einzelheit aufs anschaulichste offenbart, wie gern die Autoren über sich selbst denken.

Die interessanteste Art des Porträtierens ist jedoch die, die spontan in den Köpfen der Leute ihren Ausgang nimmt. Als Königin Viktoria von England den Thron bestieg, erhob sich, wie Lytton Strachey[5] sagt, »in der äußeren Öffentlichkeit eine große Woge der Begeisterung. Gefühle und romantische Empfindungen kamen in Mode; und das Schauspiel des kleinen, unschuldigen, bescheidenen, blondhaarigen und rotwangigen Mädchens auf dem Thron, das durch seine Hauptstadt fuhr, erfüllte die Herzen der Zuschauer mit dem Entzücken der Zuneigung und der Treue. Jedermann war jedoch vor allem von dem Gegensatz, der zwischen Königin Viktoria und ihren Onkeln bestand, überwältigt. Die garstigen, verdorbenen und selbstsüchtigen, dickköpfigen und lächerlichen alten Männer mit ihren ewigen Schulden, ihrer Unordentlichkeit und ihrem schlechten Ruf – sie waren

dahingegangen wie der Schnee des letzten Winters, und endlich herrschte hier, gekrönt und strahlend, der Frühling«.

Jean de Pierrefeu[6] hat die Heldenverehrung aus erster Hand erlebt, denn er war damals Offizier in Joffres Generalstab, als der General seinen größten Ruhm einheimste:

»Zwei Jahre lang brachte die gesamte Welt dem Sieger der Marne eine fast göttliche Verehrung entgegen. Der Paketbote war buchstäblich unter der Last der Kisten, Päckchen und Briefe gebeugt, die Unbekannte zugleich mit der frenetischen Bezeugung ihrer Bewunderung übersandten. Ich glaube, dass außer General Joffre im Krieg kein Befehlshaber eine vergleichbare Vorstellung von dem, was Ruhm bedeutet, hat erleben können. Man sandte ihm Kisten voll von Süßigkeiten aller Fabrikate der Welt, mit Champagner, feinen Weinen aus allen Lagen, Obst, Wildbret, Schmuck und Gebrauchsgegenständen, Kleidern, Rauchutensilien, Tintenfässern, Papierbeschwerern. Jedes Land sandte ihm seine Spezialität. Der Maler schickte ihm sein Bildnis, der Bildhauer seine Statuette, die liebe alte Lady einen Wollschal oder Socken, der Schäfer schnitzte ihm zuliebe in seiner Hütte eine Pfeife. Alle Fabrikanten der Welt, die Deutschland feindlich gesinnt waren, sandten ihm ihre Produkte, Havanna seine Zigarren, Portugal seinen Portwein. Ich habe einen Frisör gekannt, der nichts Besseres zu tun wusste, als ein Porträt des Generals aus dem Haar zu fertigen, das Personen gehört hatte, die dem großen Soldaten teuer waren. Ein Berufskalligraph hatte dieselbe Idee, doch waren die Züge des Generals aus Tausenden von kleinen Sätzen in winzigen Buchstaben zusammengesetzt, die sein Lob sangen. Briefe erhielt er in allen Schriftarten, aus allen Ländern, in jedem Dialekt, Briefe der Zuneigung, des Dankes, der überfließenden Liebe, der Bewunderung. Sie nannten ihn Erretter der Welt, Vater seines Landes, Gottes Werkzeug, Wohltäter der Menschheit und

so weiter … Und nicht nur Franzosen, auch Amerikaner, Argentinier, Australier und so weiter, und so weiter … Tausende von kleinen Kindern ergriffen ohne Wissen ihrer Eltern die Feder und schrieben ihm von ihrer Liebe: Die meisten nannten ihn Unser Vater. Und Schärfe war in ihrer Überschwänglichkeit, ihrer Bewunderung, in den Seufzern der Erleichterung, die Tausende von Herzen bei der Niederlage des Barbarismus von sich gaben. Allen diesen naiven kleinen Seelen erschien Joffre wie St. Georg, der den Drachen erschlug. Ohne Zweifel verkörperte er für das Gewissen der Menschheit den Sieg des Guten über das Böse, des Lichtes über das Dunkel.

Wahnsinnige, Einfaltspinsel, die Halbverrückten und die Verrückten wandten ihm ihren verdüsterten Sinn zu, als ob er die Vernunft selber wäre. Ich habe den Brief jemandes gelesen, der in Sydney wohnt und den General bat, ihn von seinen Feinden zu erretten. Ein Neuseeländer ersuchte ihn, einige Soldaten zum Hause eines Gentlemans zu schicken, der ihm zehn Pfund schuldete und nicht bezahlte.

Schließlich haben ihn einige Hundert junger Mädchen, die Schüchternheit ihres Geschlechtes überwindend, um Heirat gebeten, was ihre Familien natürlich nicht wussten; andere wünschten ihm lediglich zu dienen.«

Dieses Idealbild von Joffre setzte sich zusammen aus dem Sieg, den er, sein Generalstab und seine Truppen errungen hatten, aus der Verzweiflung des Krieges, den persönlichen Sorgen und der Hoffnung auf einen zukünftigen Sieg. Neben der Heldenverehrung gibt es jedoch auch die Austreibung von Teufeln. Derselbe Mechanismus, der Helden hervorbringt, schafft auch Teufel. Wenn alles Gute von Joffre, Foch, Wilson oder Roosevelt kam, so hatte alles Übel seinen Ursprung in Kaiser Wilhelm, Lenin und Trotzki. Sie besaßen alle Macht über das Böse, wie die Helden Allgewalt über das Gute hatten. Für viele

einfache und furchtsame Geister gab es keinen politischen Rückschlag, keinen Streik, keine Obstruktion, keinen geheimnisvollen Tod oder geheimnisvollen Brand irgendwo in der Welt, deren Ursachen man nicht bei diesen persönlichen Quellen des Bösen gesucht hätte.

## *3*

Dass sich die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf eine symbolische Persönlichkeit richtet, ist zu selten, um bemerkenswert zu sein, und jeder Autor hat eine Schwäche für das hervorstechende Beispiel, das nicht widerlegt werden kann. Die Vivisektion des Krieges rückt solche Beispiele in den Vordergrund, doch lässt er sie nicht aus dem Nichts entstehen. Im alltäglicheren öffentlichen Leben beherrschen die Symbolvorstellungen das Verhalten der Menschen zwar nicht weniger, doch hat das einzelne Symbol eine weit geringere Bedeutung, weil es so viele gibt, die miteinander konkurrieren. Jedes Symbol ist nicht nur mit weniger Gefühlen aufgeladen, weil es meistens nur einen Teil der Bevölkerung repräsentiert, sondern auch innerhalb dieser Bevölkerungsgruppe wird der individuelle Unterschied weit weniger unterdrückt. In verhältnismäßig sicheren Zeiten sind die Symbole der öffentlichen Meinung Gegenstand von Überprüfung, Vergleich und Auseinandersetzung. Sie kommen und gehen, fließen zusammen und werden vergessen, ohne je perfekt die Emotion einer ganzen Gruppe zu formieren. Es bleibt dennoch eine einzige menschliche Aktivität übrig, durch die ganze Populationen einen heiligen Bund eingehen. Sie tritt in jenen mittleren Phasen eines Krieges auf, wenn Furcht,

Streitsüchtigkeit und Hass die totale Herrschaft über den Geist errungen haben, um entweder jeden anderen Instinkt zu erdrücken oder ihn einzubeziehen, ehe die Ermüdung spürbar wird.

Zu fast allen anderen Zeiten und sogar während eines Krieges, wenn dieser an einem toten Punkt angelangt ist, werden sehr viel mehr Gefühle erregt, die Konflikte heraufbeschwören, die wählen oder zögern lassen und Kompromisse bewirken. Die Symbolik der öffentlichen Meinung zeigt, wie wir noch sehen werden, gewöhnlich die Kennzeichen dieses Ausgleichs der Interessen[7]. Man denke zum Beispiel nur daran, wie schnell 1918 nach dem Waffenstillstand das so kostbare und keineswegs absolut gefestigte Symbol der Einheit der Alliierten verging und wie als Folge fast sogleich das Symbolbild jeder einzelnen Nation seinen Niedergang erlebte: Das Bild von Großbritannien als der Verteidigerin des öffentlichen Rechtes, von Frankreich als des Richters an der Grenze der Freiheit und von Amerika als des Kreuzfahrers. Und man denke daran, wie innerhalb einer jeden Nation das Symbolbild ihrer selbst sich abnutzte in dem Maße, wie der Parteien- und Klassenkampf und der persönliche Ehrgeiz vertagte Probleme wieder aufzurühren begannen. Und man halte sich vor Augen, wie die symbolischen Bilder der Führer in dem Maße zerbrachen, wie einer nach dem anderen – Wilson, Clemenceau, Lloyd George – aufhörte, die Hoffnung der Menschen zu inkarnieren und zum bloßen Verhandlungspartner und Verwalter einer enttäuschten Welt wurde.

Die Frage ist sicherlich nicht, ob wir diese Tatsache als eines der leichten Übel des Friedens bedauern oder ob wir sie als eine Rückkehr zum gesunden Menschenverstand begrüßen sollen. Wenn wir uns mit Fiktionen und Symbolen beschäftigen, so müssen wir zunächst ihren Wert für die bestehende Gesellschaftsordnung vergessen und sie einfach als einen

wichtigen Teil im Mechanismus der zwischenmenschlichen Beziehungen ansehen. In jeder Gesellschaft, die sich nicht völlig auf ihre eigenen Interessen beschränkt und so klein ist, dass jedermann alles von allem, was geschieht, wissen kann, haben es die Gedanken mit Ereignissen zu tun, die nicht vor unseren Augen ablaufen und nur schwer zu erfassen sind. Miss Sherwin aus Gopher Prairie – eine Gestalt aus der »Hauptstraße« von Sinclair Lewis – stellt fest, dass in Frankreich ein Krieg wütet, und sie versucht ihn zu begreifen. Sie ist niemals in Frankreich gewesen, und sicher ist sie hinsichtlich der Frontlinie nicht auf dem Laufenden. Sie hat Bilder von französischen und deutschen Soldaten gesehen, doch kann sie sich unmöglich 3 Millionen Menschen vorstellen. Niemand kann sich nämlich diese Zahl vorstellen, und die sich berufsmäßig damit befassen, versuchen es auch gar nicht. Sie sprechen davon in der Größenordnung von, sagen wir, 200 Divisionen. Aber Miss Sherwin hat keinen Zugang zu den Ordnungen der Generalstäbler. Wenn sie also an den Krieg denkt, so verbindet sich ihre Vorstellung mit Joffre und dem Kaiser, als ob diese beiden sich in einem persönlichen Duell Mann gegen Mann gegenüberständen. Wenn man sehen könnte, was sich vor ihrem inneren Auge abspielt, so wäre das Bild in seiner Komposition vielleicht einer Radierung, die einen großen Soldaten des 18. Jahrhunderts darstellt, nicht unähnlich. Da steht er, kühn und ungerührt und überlebensgroß, vor einer beschatteten Armee winzig kleiner Gestalten, die sich in der Landschaft hinter ihm verlieren. Große Männer scheinen diese Erwartungen auch nicht zu vergessen. M. de Pierrefeu berichtet vom Besuch eines Fotografen bei Joffre. Der General befand sich in seinem »bürgerlich« eingerichteten Büro vor seinem aktenfreien Arbeitstisch. Er setzte sich, um seine Unterschrift zu leisten. Plötzlich bemerkte man, dass keine Karten an den Wänden hingen. Nach Meinung des Volkes ist jedoch ein General

ohne Karten nicht denkbar. Deshalb wurden einige, des Bildes wegen, aufgehängt und gleich danach wieder entfernt.«[8]

Die einzige Empfindung, die jemand anlässlich eines Ereignisses haben kann, das er nicht selbst miterlebt, ist die Empfindung, die von seiner geistigen Vorstellung dieses Ereignisses hervorgerufen wird. Erst wenn wir wissen, was andere zu wissen glauben, können wir wirklich ihre Handlungen verstehen. Ich habe ein junges Mädchen gekannt, das in einer Bergwerkstadt in Pennsylvania aufgewachsen war und plötzlich aus dem Zustand vollkommener Heiterkeit in den des äußersten Leides gestürzt wurde, als ein Windstoß in ihrer Küche die Fensterscheibe zerbrach. Stundenlang war sie untröstlich, und ich konnte das nicht begreifen. Als sie wieder zu sprechen vermochte, kam ihr Aberglaube daran zutage, dass eine zerbrochene Fensterscheibe den Tod eines nahen Verwandten bedeute. Sie trauerte daher um ihren Vater, der sie früher so eingeschüchtert hatte, dass sie von zu Hause weggelaufen war. Ihr Vater war selbstverständlich so lebendig wie immer, wie eine telegrafische Nachfrage bald ergab. Bis jedoch das Telegramm zurückkam, hielt das Mädchen die Botschaft des zerbrochenen Glases für verbürgt. Warum ihr das so erschien, vermochte erst eine längere Untersuchung durch einen geschickten Psychiater zu erweisen, aber selbst der oberflächlichste Beobachter konnte sehen, dass das Mädchen, von ihren Familienschwierigkeiten aufs heftigste erregt, aus einem äußeren Anlass, aus der Erinnerung an einen Aberglauben und aus einem Gemisch aus Reue, Furcht und Liebe zu ihrem Vater eine ganze Geschichte zusammenhalluziniert hatte.

Abnormität in diesen Dingen ist nur eine Sache des Gradunterschiedes. Wenn ein Staatsanwalt, den die Explosion einer Bombe auf seiner Türschwelle zutiefst erschreckt hatte, durch die Lektüre revolutionärer Literatur zu der Überzeugung

gelangt, dass am 1. Mai 1920 eine Revolution ausbrechen würde, dann erkennen wir, dass hier ziemlich der gleiche Mechanismus wirkt. Der Krieg 1914–18 lieferte natürlich viele Beispiele dieser Art: das zufällige Ereignis, die schöpferische Phantasie, die Bereitschaft zu glauben, und schon entstand aus diesen drei Elementen ein Abbild der Wirklichkeit, auf die es eine kräftige instinktive Antwort gab.

Denn es ist völlig klar, dass Menschen unter gewissen Bedingungen auf Fiktionen ebenso stark reagieren wie auf Wirklichkeiten und dass sie in vielen Fällen erst die Fiktionen schaffen helfen, auf die sie eingehen. Es möge derjenige den ersten Stein werfen, der nicht an die russische Armee geglaubt hat, die im August 1914 angeblich England durchquerte, der nicht, ohne einen direkten Beweis zu haben, jede Geschichte von Scheußlichkeiten für wahr hielt und der noch nie eine Verschwörung, einen Verräter oder einen Spion gesehen hat, wo tatsächlich keiner war. Es möge auch derjenige einen Stein werfen, der niemals als echte innere Wahrheit weitergab, was er von irgendjemandem gehört hatte, der nicht mehr wusste als er selbst.

Bei all diesen Beispielen müssen wir ein gemeinsames Element besonders hervorheben: die Einfügung einer Pseudoumwelt zwischen Mensch und Umwelt. Sein Verhalten ist die Reaktion auf diese Pseudoumwelt. Gerade *weil* es sich um eine Verhaltensweise handelt, zeigen sich die Folgen, sofern es sich um Handlungen handelt, nicht in der Pseudoumwelt, von der das Verhalten angeregt wird, sondern die Handlung vollzieht sich in der realen Umwelt. Ist das Verhalten nicht eine konkrete Handlung, sondern das, was wir grob Gedanken und Empfindungen nennen, so kann es lange dauern, bis im Gewebe der Phantasiewelt ein Riss erkennbar wird. Wenn jedoch der Anreiz der Pseudo-Tatsache zu Handlungen führt, die auf Dinge

oder andere Personen einwirken, erhebt sich bald Widerspruch. Dann nimmt der Kopf wahr, dass er gegen eine Mauer stößt, dass er aus Erfahrung lernt, und erlebt an Herbert Spencers Tragödie von der Ermordung einer schönen Theorie durch eine Bande brutaler Fakten den Schmerz der Fehlanpassung. Zweifellos erfolgt die Anpassung des Menschen an seine Umwelt auf der Ebene gesellschaftlichen Lebens durch das Medium der Fiktionen.

Unter Fiktionen verstehe ich nicht etwa Lügen. Ich verstehe darunter ein Bild der Umwelt, wie es sich der Mensch mehr oder weniger selbst schafft. Die Reihe der Fiktionen beginnt bei der vollkommenen Halluzination und endet bei der völlig bewussten Anwendung eines schematischen Modells durch den Wissenschaftler oder bei dessen Folgerung, dass für sein besonderes Problem jenseits einer bestimmten Anzahl von Dezimalstellen Genauigkeit unwichtig ist. Ein fiktives Werk kann fast jeden Grad der Wirklichkeitstreue aufweisen, und solange man überhaupt den Grad der Wirklichkeitstreue rechnerisch bestimmen kann, führt die Fiktion nicht in die Irre. Tatsächlich ist die menschliche Kultur in sehr hohem Grade die Auswahl, die Wiederanordnung, die Aufstellung und Stilisierung von Mustern nach »dem zufälligen Ausstrahlen und der Wiederberuhigung unserer Ideen«, wie sich William James ausgedrückt hat.[9] Die Alternative zur Anwendung von Fiktionen ist das unmittelbare Erleben des Auf und Ab der Sinneswahrnehmungen. Das ist jedoch keine echte Alternative, denn so erfrischend es sein mag, von Zeit zu Zeit mit völlig unschuldigem Auge in die Welt zu blicken, so ist doch Unschuld selbst keine Weisheit, wenngleich eine Quelle und ein Korrektiv der Weisheit.

Denn die reale Umgebung ist insgesamt zu groß, zu komplex und auch zu fließend, um direkt erfasst zu werden. Wir sind nicht dafür ausgerüstet, es mit so viel Subtilität, mit so großer Vielfalt,

mit so vielen Verwandlungen und Kombinationen aufnehmen zu können. Obgleich wir in dieser Umwelt handeln müssen, müssen wir sie erst in einem einfacheren Modell rekonstruieren, ehe wir damit umgehen können. Um die Welt zu durchwandern, müssen die Menschen Karten von dieser Welt haben. Ihre beständige Schwierigkeit besteht darin, dass sie sich Karten beschaffen müssen, die nicht bereits durch ihre eigenen Bedürfnisse oder die Bedürfnisse irgendeines anderen verfälscht worden sind.

## *4*

Wer die öffentliche Meinung analysieren will, muss daher mit der Erkenntnis der Dreiecksbeziehung zwischen dem Schauplatz, dem Bild des Menschen von diesem Schauplatz und der Reaktion des Menschen auf dieses Bild, die sich wiederum selbst auf dem Schauplatz ereignet, beginnen. Es ist wie ein Theaterstück, zu dem die Schauspieler durch ihre eigene Erfahrung angeregt werden und in dem die Handlung nicht nur Auswirkungen auf deren Bühnenrollen, sondern auch auf das reale Leben der Schauspieler hat. Der Film stellt oft mit großem Geschick dieses doppelte Drama der inneren Motive und des äußeren Verhaltens heraus. Zwei Männer streiten sich, offensichtlich über Geld, aber ihre Leidenschaftlichkeit ist unerklärlich. Dann schwindet das Bild, und nun wird filmisch dargestellt, was der eine oder der andere der beiden Männer vor seinem inneren Auge erblickt. Über einen Tisch hinweg waren sie über Geld in Streit geraten. In ihrer Erinnerung sind sie jedoch in ihre Jugend zurückgegangen, als ein Mädchen den einen Mann um des anderen willen sitzenließ. Das äußere Drama lässt sich erklären: Der Hauptheld ist nicht geldgierig, er ist verliebt.

Eine Szene, die sich von der vorhergehenden nicht so sehr unterscheidet, hat sich im amerikanischen Senat abgespielt: Am Morgen des 29. September 1919 lasen einige Senatoren beim Frühstück in der »Washington Post« ein Nachrichtentelegramm über die Landung amerikanischer Marinetruppen an der Küste Dalmatiens. Die Zeitung berichtete:

## *Die Tatsachen sind jetzt bekannt*

> Die folgenden wichtigen Tatsachen scheinen nun festzustehen. Die Befehle an Vizeadmiral Andrews, der die amerikanischen Seestreitkräfte in der Adria kommandiert, kamen von der britischen Admiralität auf dem Weg über den Kriegsrat und Vizeadmiral Knapps in London. Das amerikanische Marineministerium ist nicht um seine Zustimmung oder Ablehnung gebeten worden …

## *Ohne Daniels Wissen*

> Mr. Daniels ist offenbar in eine schwierige Lage geraten, als hier Telegramme eintrafen, die bestätigten, dass die Streitkräfte, über die er angeblich einzig und allein Kommandogewalt hat, ohne sein Wissen fortfuhren, was auf Seekrieg hinausläuft. Man war sich völlig darüber im Klaren, dass *die britische Admiralität die Erteilung von Befehlen an Vizeadmiral Andrews für wünschenswert halten könnte*, Befehle, die darauf abzielten, dass er im Interesse Großbritanniens und seiner Verbündeten eingriff, weil die Lage von einer der Nationen Opfer verlangte, wenn man die Anhänger d'Annunzios in Schach halten wollte.
>
> Man war sich weiter darüber im Klaren, dass *nach dem neuen Plan eines Völkerbundes Ausländer in die Lage kommen würden, in Notfällen die amerikanischen Seestreitkräfte* mit oder ohne die Zustimmung des

amerikanischen Marineministeriums zu *befehligen* ...« und so weiter.

Der erste Senator, der hierzu Stellung nimmt, ist Mr. Knox aus Pennsylvania. Entrüstet fordert er eine Untersuchung. In Mr. Brandegee aus Connecticut, der als nächster zu Wort kommt, hat die Entrüstung bereits die Leichtgläubigkeit angespornt. Während noch Mr. Knox entrüstet zu wissen wünscht, ob der Bericht wahr sei, will Mr. Brandegee eine halbe Minute später bereits wissen, was geschehen wäre, wenn Marinesoldaten getötet worden wären. Mr. Knox, der sich für diese Frage interessiert, vergisst, dass er um eine Untersuchung gebeten hatte, und erwidert selbst: Wenn amerikanische Matrosen getötet worden wären, würde das Krieg bedeuten. Die Stimmung der Debatte vollzieht sich noch im Konditional. Die Debatte geht weiter. Mr. McCormick aus Illinois erinnert den Senat daran, dass die Regierung Wilson dazu neige, eigenmächtig Kleinkriege anzuzetteln. Er wiederholt Theodore Roosevelts Scherz vom »Frieden führen«. Die Debatte wird fortgesetzt. Mr. Brandegee bemerkt, dass die Matrosen »unter dem Befehl eines Obersten Kriegsrates handelten, der irgendwo sitzt«, aber er kann sich nicht daran erinnern, wer die Vereinigten Staaten in diesem Gremium eigentlich vertritt. Der Oberste Kriegsrat ist in der Verfassung der Vereinigten Staaten nicht vorgesehen. Deshalb legt Mr. New aus Indiana eine Resolution vor, in der nach den Fakten verlangt wird.

Bis dahin erkennen die Senatoren noch unklar, dass sie über ein Gerücht diskutieren. Als Anwälte haben sie noch einige der Beweisformen im Gedächtnis. Als hitzköpfige Männer dagegen erleben sie bereits an sich selbst die ganze Entrüstung, die in der Tatsache begründet ist, dass amerikanische Matrosen von einer ausländischen Regierung und ohne die Zustimmung des Kongresses in den Krieg geschickt worden sind. Gefühlsmäßig

*wollen* sie es glauben, weil sie Republikaner sind, die den Völkerbund bekämpfen. Das ruft den Führer der Demokraten,Mr. Hitchcock aus Nebraska, auf den Plan. Er verteidigt den Obersten Kriegsrat: Er habe gemäß den Kriegsvollmachten gehandelt. Der Frieden konnte noch nicht geschlossen werden, weil die Republikaner ihn verzögern. Deshalb war die Aktion notwendig und auch gesetzmäßig. Beide Seiten nehmen nun bereits als sicher an, dass der Bericht wahr ist, und die Schlüsse, die sie daraus ziehen, sind die Schlüsse ihrer parteilichen Haltung. Doch diese außergewöhnliche Behauptung wird in einer Debatte über eine Resolution vorgetragen, die erst eine Untersuchung der Wahrheit dieser Behauptung zum Ziele hat. Es zeigt sich, wie schwierig es selbst für erfahrene Anwälte ist, eine Entgegnung so lange auszusetzen, bis das Ergebnis vorliegt. Die Fiktion wird für Wahrheit genommen, weil man sie dringend braucht.

Einige Tage danach erwies ein offizieller Bericht, dass die Marinesoldaten nicht auf Befehl der britischen Regierung oder des Obersten Kriegsrates gelandet waren. Sie hatten auch nicht gegen die Italiener gekämpft. Sie waren auf Bitten der italienischen Regierung zum Schutz von Italienern gelandet, und die italienischen Behörden hatten dem amerikanischen Befehlshaber hierfür offiziell ihren Dank ausgesprochen. Die Matrosen befanden sich nicht im Krieg mit Italien. Sie hatten gemäß einer allgemein akzeptierten internationalen Norm gehandelt, die gar nichts mit dem Völkerbund zu tun hatte.

Der Schauplatz war die Adria. Das Bild dieses Handlungsortes in den Köpfen der Senatoren zu Washington war vorgeformt worden, in diesem Falle wahrscheinlich in hinterlistiger Absicht von einem Mann, dem gar nicht an der Adria gelegen war, sondern vielmehr daran, dem Völkerbund eine Schlappe beizubringen. Auf dieses Bild reagierte der Senat durch die Stärkung seiner parteigebundenen Meinungsverschiedenheiten

über den Völkerbund.

## *5*

Ob der Senat in diesem Fall nun ober- oder unterhalb seiner üblichen Standards geblieben war, muss hier nicht entschieden werden. Auch nicht, ob der Senat bei einem Vergleich mit dem Repräsentantenhaus oder anderen Parlamenten günstig abschneidet. Im Augenblick denke ich nur an das weltweite Schauspiel der Menschen, die auf ihre Umgebung einwirken, aber durch Anreize aus ihrer Pseudoumwelt in Bewegung gesetzt werden. Denn wenn man dem vorsätzlichen Betrug gegenüber volle Nachsicht übt, so muss die politische Wissenschaft noch berücksichtigen, dass zwei Nationen, die einander angreifen, überzeugt sind, in Selbstverteidigung zu handeln, oder dass zwei Klassen eines Volkes, die miteinander im Kampf liegen, fest glauben, für das Gemeinwohl zu sprechen. Wir werden wahrscheinlich sagen, dass sie in verschiedenen Welten leben. Genauer gesagt, sie *leben* in derselben Welt, aber sie *denken* und *fühlen* in verschiedenen Welten.

Diesen besonderen Welten, diesen Kunstprodukten von einzelnen oder Gruppen, Klassen oder Provinzen, Berufsgruppen, Nationen oder Sekten passt sich die Menschheit in der Großen Gesellschaft[10] politisch an. Es ist unmöglich, ihre Vielschichtigkeit und Komplexität zu beschreiben. Doch diese Fiktionen bestimmen einen großen Teil des politischen Verhaltens der Menschen.

Vielleicht gibt es fünfzig souveräne Parlamente, die aus mindestens hundert gesetzgebenden Körperschaften bestehen. Zu ihnen gehören mindestens fünfzig Hierarchien von Provinz-

oder Stadtvertretungen, die mit allen ihren Legislativ-, Exekutiv- und Verwaltungsorganen die äußere Regierungsgewalt auf der Erde darstellen. Aber damit allein ist noch nicht die Komplexität des politischen Lebens erklärt. Denn innerhalb dieser zahllosen Regierungszentren bestehen Parteien, und diese Parteien stellen in sich selbst wiederum Hierarchien dar, die ihre Wurzeln in Klassen, Volksgruppen, Cliquen und Familien haben; und innerhalb dieser Gruppen lebt der Politiker, jeder der personale Mittelpunkt eines Gewebes von Beziehungen und Erinnerungen, Befürchtungen und Hoffnungen.

Aus Gründen, die oft im Verborgenen bleiben – als Folge von Machtverhältnissen oder Kompromissen oder eines politischen Kuhhandels – treten aus diesen politischen Körperschaften Kommandos hervor, die Armeen in Bewegung setzen oder Frieden schließen, Soldaten einberufen, Steuern einziehen, Menschen ausweisen oder ins Gefängnis werfen, ihr Eigentum beschützen oder beschlagnahmen, die zu der einen Unternehmung ermutigen und von der anderen abraten, die Einwanderung erleichtern oder behindern, die Kommunikationsmittel verbessern oder zensieren, Schulen errichten, Flotten bauen, eine »Politik« und eine »nationale Bestimmung« proklamieren, Wirtschaftsschranken errichten, Eigentum schaffen oder vernichten, ein Volk unter die Herrschaft eines anderen bringen oder eine Klasse gegenüber einer anderen begünstigen und sich gegen eine dritte wenden. Bei jeder dieser Entscheidungen gibt eine bestimmte Betrachtungsweise der Tatsachen den Ausschlag, liegt eine bestimmte Auf-fassung der Umstände als Grundlage für das Eingreifen und als Gefühlsanreiz zugrunde.

Jedoch ist damit die tatsächliche Komplexität der Situation noch nicht annähernd erfasst. Die äußere politische Struktur existiert innerhalb einer gesellschaftlichen Umgebung, in der es

zahllose große und kleine Körperschaften und Institutionen gibt, freiwillige und halbfreiwillige Vereinigungen, nationale, regionale, städtische und nachbarschaftliche Gruppierungen, die oft genug die politische Entscheidung treffen, welche die politische Körperschaft dann gesetzlich verankert. Worauf beruhen diese Entscheidungen?

»Die moderne Gesellschaft«, sagt Mr. Chesterton, »ist in ihrem Innern unsicher, weil sie auf der Anschauung beruht, dass alle Menschen dieselbe Handlung aus verschiedenen Gründen begehen. Und wie im Kopf eines Verbrechers ein ganz einzigartiges Verbrechen rumoren mag, so mag im Haus oder im Kopf eines Vorstadtangestellten eine ganz eigenwillige Philosophie herumspuken. Der erstere ist vielleicht ein vollkommener Materialist und empfindet seinen eigenen Körper als schreckliche Maschine, die seinen Verstand hervorbringt. Er lauscht seinen Gedanken wie dem dumpfen Ticken einer Uhr. Der Mann hinter der nächsten Tür ist vielleicht ein Anhänger der Christian Science, und hält seinen Körper für weniger wichtig als seinen Schatten. Er gelangt vielleicht zu der Anschauung, dass seine Arme und seine Beine Wahnbilder sind, wie etwa wandernde Schlangen in den Träumen des Delirium tremens. Der dritte auf der Straße ist vielleicht kein Christian Scientist, sondern ein wahrer Christ. Er lebt vielleicht in einem Märchen, wie seine Nachbarn sagen würden; in einem geheimnisvollen, aber soliden Märchen voller Gesichter und unirdischer Freunde. Der vierte ist vielleicht Theosoph und aller Wahrscheinlichkeit nach auch Vegetarier; und warum soll ich mich nicht daran ergötzen, mir den fünften Mann als Teufelsanbeter vorzustellen? Ob diese Art Vielfalt von Wert ist oder nicht, jene Art Einheit ist jedenfalls heikel. Zu glauben, dass alle Menschen in alle Ewigkeit verschiedene Dinge denken, aber dasselbe tun, ist eine zweifelhafte Annahme. Es würde bedeuten, Gesellschaft nicht auf

eine Gemeinschaft oder gar auf eine Übereinkunft zu gründen, sondern eher auf Zufälligkeiten. Vier Menschen kommen vielleicht unter demselben Laternenpfahl zusammen: Einer malt ihn maigrün, weil das zu einer großen städtischen Reinemacheaktion gehört; der andere liest im Licht der Lampe sein Brevier; der dritte umarmt von Zeit zu Zeit in einem Anfall von alkoholischer Begeisterung den Pfosten; und der letzte steht dort bloß, weil der grüne Pfosten ein weithin sichtbarer Punkt für ein Rendezvous mit seiner jungen Freundin ist. Das Abend für Abend zu erwarten, wäre aber unsinnig …«[11]

Denn die vier Männer unter dem Laternenpfahl stehen für die Regierungen, Parteien, die Unternehmen, Vereine, Gesellschaftsschichten, die Gewerbe und die Berufe, Universitäten, Sekten und Nationalitäten der Welt. Man stelle sich einen Gesetzgeber vor, der ein Gesetz durchbringt, das verschiedene Völker betrifft; einen Staatsmann, der eine Entscheidung treffen will. Man denke an die Friedenskonferenz, die die Grenzen von Europa neu festsetzen soll, an einen Botschafter in einem fremden Land, der die Absichten seiner eigenen Regierung und der ausländischen Regierung zu durchschauen sucht, an einen Organisator, der in einem unterentwickelten Land eine Konzession betreibt, an einen Redakteur, der einen Krieg fordert, an einen Geistlichen, der nach der Polizei ruft, damit sie das Amüsierwesen regelt, an ein Klubzimmer, in dem man einen Streik beschließt, an ein Kaffeekränzchen, welches das Schulwesen ordnen will, an neun Richter, die darüber entscheiden sollen, ob eine gesetzgebende Versammlung in Oregon die Arbeitsstunden für Frauen festsetzen darf, an eine Kabinettssitzung, in der über die Anerkennung einer Regierung beschlossen wird, an einen Parteikonvent, auf dem ein Kandidat gewählt und ein Parteiprogramm aufgestellt wird, an siebenundzwanzig Millionen

Wähler, die ihre Stimme abgeben, an einen Iren in Cork, der an einen Iren in Belfast denkt, an einen dritten internationalen Plan zur Erneuerung der gesamten menschlichen Gesellschaft, an ein Direktorium, das sich einer Reihe von Forderungen seiner Angestellten gegenübersieht, an einen Jungen, der einen Beruf ergreift, an einen Kaufmann, der Angebot und Nachfrage für die nächste Saison abwägt, an einen Spekulanten, der die Marktlage voraussagt, an einen Bankier, der darüber befindet, ob einem neuen Unternehmen Kredit gegeben werden kann, an den Anzeigenaufgeber, an den Anzeigenleser … Man denke an die verschiedenen Amerikaner, die verschiedene Auffassungen vom »Britischen Empire«, von »Frankreich«, »Russland« oder »Mexiko« vertreten. Das Ergebnis unterscheidet sich nicht so sehr von Mr. Chestertons vier Männern unter dem maigrünen Laternenpfahl.

## *6*

Ehe wir uns also in den düsteren Dschungel der *angeborenen* Verschiedenheiten der Menschen begeben, tun wir gut daran, unsere Aufmerksamkeit auf die außerordentlichen Verschiedenheiten der Menschen hinsichtlich ihrer *Kenntnisse* von der Welt zu lenken.[12] Ich bin davon überzeugt, dass es bedeutende biologische Unterschiede gibt. Da der Mensch ein animalisches Wesen ist, wäre es seltsam, wenn es nicht so wäre. Für uns vernunftbegabte Wesen wäre es aber mehr als oberflächlich, verallgemeinernde Aussagen über gleichartige Verhaltensweisen zu treffen, solange keine messbare Gemeinsamkeiten zwischen den Umwelten bestehen, aus denen dieses Verhalten resultiert.

Der pragmatische Wert dieses Gedankens besteht darin, dass

er eine dringend notwendige Verbesserung in den alten Streit über Anlage und Umwelt, über angeborene Eigenschaften und Umwelteinflüsse einführt. Denn die Pseudoumwelt ist ein Hybrid, der zusammengesetzt ist aus »menschlicher Natur« und den »Bedingungen«. Nach meiner Auffassung zeigt sie die Nutzlosigkeit der Versuche, das, was der Mensch eigentlich ist und immer sein wird, von dem, was wir als seine Handlungen beobachten, zu unterscheiden, und auch die Nutzlosigkeit der Bemühungen, die notwendigen Bedingungen einer Gesellschaft zu bestimmen. Denn wir wissen nicht, wie sich die Menschen gegenüber den Fakten der Großen Gesellschaft verhalten würden. Wir wissen nur, wie sie sich gegenüber dem verhalten, was wir guten Gewissens ein sehr unzutreffendes Bild der Großen Gesellschaft nennen können. Der Mensch oder die Große Gesellschaft kann aufgrund von Beweisgründen dieser Art schlechterdings nicht beurteilt werden.

Hier liegt also der Schlüssel zu unserer Untersuchung. Wir werden behaupten, dass alles, was der Mensch tut, nicht auf unmittelbarem und sicherem Wissen beruht, sondern auf Bildern, die er sich selbst geschaffen oder die man ihm gegeben hat. Wenn ihm sein Atlas sagt, die Erde sei flach, wird er nicht in die Nähe des Gebietes segeln, das er für den Rand unseres Planeten hält, weil er fürchtet hinabzufallen. Wenn seine Karten eine Quelle ewiger Jugend enthalten, so wird sie ein Ponce de Leon aufzufinden suchen. Wenn jemand gelbe Erde aufgräbt, die wie Gold aussieht, wird er eine Zeitlang genauso handeln, als ob er tatsächlich Gold gefunden hätte. Die Art und Weise, wie der Mensch sich die Welt vorstellt, wird in jedem einzelnen Augenblick darüber bestimmen, was er tut. Sie wird aber nicht darüber bestimmen, was er tatsächlich erreicht. Sie bestimmt das Maß seiner Anstrengungen, seine Gefühle, seine Hoffnungen, nicht seine Leistungen und Ergebnisse. Worauf gründen die

Menschen, die am lautesten ihren »Materialismus« und ihre Verachtung für »Ideologien« verkünden, die marxistischen Kommunisten, ihre ganze Hoffnung? Auf die Formung des Menschen durch die Propaganda für eine klassenbewusste Gruppe. Aber was ist Propaganda, wenn nicht die Bemühung, das Bild zu ändern, auf das die Menschen reagieren, das heißt ein Gesellschaftsmodell durch ein anderes zu ersetzen? Was ist denn Klassenbewusstsein anderes als eine Art, die Welt zu erkennen? Ist Nationalbewusstsein nicht nur eine andere Art? Und ist nicht Professor Giddings Gattungsbewusstsein nur ein Vorgang, darauf zu vertrauen, dass wir in der Menge einige Menschen erkennen, die die Merkmale unserer Art tragen?

Man versuche einmal, das gesellschaftliche Leben als das Streben nach Vergnügen und als das Vermeiden von Schmerz zu erklären. Bald wird man zu der Feststellung gelangen, dass der Hedonist die Frage aufwirft. Denn selbst unter der Annahme, der Mensch verfolgte diese Ziele, so bleibt doch das Kernproblem unberührt: Warum glaubt er, dass der eine Weg wahrscheinlich mehr Vergnügen bereitet als der andere? Liegt die Erklärung etwa in der Anleitung durch das menschliche Gewissen? Wie geschieht es dann, dass der Mensch das besondere Gewissen besitzt, das er nun einmal hat? Ist es die Theorie vom wirtschaftlichen Eigeninteresse? Aber wie kommen die Menschen dazu, ihr Interesse eher in der einen als in der anderen Richtung zu sehen? Ist es der Wunsch nach Sicherheit, Prestige, Machtausübung oder nach etwas, das unbestimmt mit Selbstverwirklichung bezeichnet wird? Was verstehen die Menschen unter ihrer Sicherheit, was halten sie für ihr Prestige, wie stellen sie sich die Mittel der Beherrschung vor, oder welche Vorstellung haben sie von ihrem Selbst, das zu verwirklichen sie begehren? Vergnügen, Schmerz, Gewissen, Erwerb, Schutz, Steigerung, Meisterschaft sind unzweifelhaft Namen für einige

der Motive, nach denen die Menschen handeln. Es mag instinktmäßige Veranlagungen geben, die in diese Richtungen wirken. Aber keine Erklärung des Zieles, keine Beschreibung der Tendenzen, die dieses Ziel verfolgen, kann das Verhalten erklären, das daraus resultiert. Die bloße Tatsache, dass Menschen überhaupt theoretisieren, ist selbst ein Beweis dafür, dass ihre Pseudoumwelten, ihre inneren Vorstellungen von der Welt ein bestimmendes Element im Denken, Fühlen und Handeln sind. Denn wenn sich die Verbindung zwischen der Wirklichkeit und der Reaktion des Menschen direkt und augenblicklich ergäbe statt indirekt und abgeleitet, wären Unentschiedenheit und Missglücken unbekannt, und (wenn jeder von uns so behaglich in die Welt passte wie das Kind in den Mutterleib) hätte Bernard Shaw nicht sagen können, dass kein menschliches Wesen, außer in den ersten neun Monaten seiner Existenz, seine Angelegenheiten so gut wie eine Pflanze regelt.

Die Hauptschwierigkeit bei der Übertragung des psychoanalytischen Schemas auf das politische Denken stellt sich hinsichtlich dieser Beziehung. Die Freudianer beschäftigen sich mit der Nichtanpassung einzelner Individuen an andere Individuen und an konkrete Umstände. Sie haben behauptet, dass es nur wenig oder keine Verwirrung in den augenfällig normalen menschlichen Beziehungen gebe, wenn innere Störungen beseitigt werden könnten. Die öffentliche Meinung hat es jedoch mit indirekten, ungesehenen und verwirrenden Tatsachen zu tun, an denen nichts augenfällig ist. Die Situationen, auf die sich die öffentlichen Meinungen beziehen, sind lediglich als Meinungen bekannt. Der Psychoanalytiker jedoch setzt fast immer voraus, dass die Umwelt erkennbar ist, und wenn sie nicht erkennbar ist, dann ist sie wenigstens für jede ungetrübte Intelligenz ertragbar. Diese seine Prämisse ist das Problem der öffentlichen Meinung. Statt eine Umwelt als gegeben

anzunehmen, die leicht erkannt wird, beschäftigt sich der Gesellschaftsanalytiker vornehmlich mit der Frage, wie die weitere politische Umwelt verstanden wird und wie sie noch besser verstanden werden kann. Der Psychoanalytiker untersucht die Anpassung an ein X, das er Umwelt nennt; der Gesellschaftsanalytiker dagegen untersucht das X, das er Pseudoumwelt nennt.

Der Soziologe ist natürlich stets und ständig der neuen Psychologie verpflichtet, nicht nur, weil sie, richtig angewandt, dem Menschen hilft, auf eigenen Füßen zu stehen, komme, was kommen mag, sondern weil die Untersuchung von Träumen, Phantasie und Ratio Licht auf die Frage geworfen hat, wie sich die Pseudoumwelt zusammensetzt. Aber er kann als sein Kriterium weder voraussetzen, was man einen »normalen biologischen Lebensweg«[13] innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung nennt, noch einen Lebensweg außerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung, der »von der religiösen Unterdrückung und von dogmatischen Konventionen befreit ist«.[14] Was ist für einen Soziologen ein normaler gesellschaftlicher Lebensweg? Was ist ein Lebensweg, der von Unterdrückungen und Konventionen befreit ist? Konservative Kritiker setzen sicher den ersteren voraus, romantische den letzteren. Wenn sie sie aber voraussetzen, dann betrachten sie die ganze Welt als gegeben. Sie sagen tatsächlich entweder, dass die Gesellschaft ihrer Vorstellung vom Normalen oder ihrer Vorstellung von Freiheit entspricht. Beide Vorstellungen sind jedoch bloße öffentliche Meinungen, und während der Psychoanalytiker als Arzt sie vielleicht voraussetzen kann, darf der Soziologe die Ergebnisse der bestehenden öffentlichen Meinung nicht als Kriterien für eine Untersuchung der öffentlichen Meinung nehmen.

# 7

Die Welt, mit der wir es in politischer Hinsicht zu tun haben, liegt außer Reichweite, außer Sicht, außerhalb unseres Geistes. Man muss sie erst erforschen, schildern und sich vorstellen. Der Mensch ist kein aristotelischer Gott, der die gesamte Existenz mit einem Blick umfasst. Er ist ein Geschöpf einer Evolution, das gerade einmal jenen Teilbereich der Wirklichkeit erfassen kann, welcher sein Überleben sichert, und das, im Verhältnis zur Dimension der Zeit, bestenfalls ein paar Augenblicke der Erkenntnis und des Glückes erhaschen kann. Doch hat dasselbe Geschöpf Methoden erfunden, mit deren Hilfe es sehen kann, was kein bloßes Auge sehen konnte, und hören, was kein Ohr zu hören vermochte, mit deren Hilfe es ungeheuer große und unendlich kleine Massen wiegen, mehr Gegenstände zählen und voneinander trennen kann, als es als Individuum zu behalten vermag. Der Mensch lernt, mit seinem Geist riesige Teile der Welt zu sehen, die er nie zuvor sehen, berühren, riechen, hören oder im Gedächtnis behalten konnte. Allmählich schafft er sich so für seinen eigenen Geschmack in seinem Kopf ein Bild von der Welt außerhalb seiner Reichweite.

Wir nennen diejenigen Merkmale der äußeren Welt, die mit dem Verhalten anderer menschlicher Wesen verknüpft sind, soweit ihr Verhalten das unsere überschneidet, von uns abhängt oder für uns von Interesse ist, grob öffentliche Angelegenheiten. Die Bilder in den Köpfen dieser menschlichen Wesen, die Bilder von sich selbst, von anderen, von ihren Bedürfnissen, Zielen und Beziehungen zueinander sind ihre öffentlichen Meinungen. Diejenigen Bilder, nach denen ganze Gruppen von Menschen oder Individuen im Namen von Gruppen handeln, sind die *Öffentliche Meinung*, geschrieben in Großbuchstaben. In dieser

Weise werden wir in den folgenden Kapiteln zunächst einige der Gründe untersuchen, aus denen die Menschen in ihrem Umgang mit der äußeren Welt ihr inneres Bild so oft in die Irre führt.

In dem Kapitel über die äußere Welt werden wir zuerst die Hauptfaktoren betrachten, die den Zugang des Menschen zu den Tatsachen behindern. Es sind die künstliche Zensur, die Begrenzung des gesellschaftlichen Kontaktes, die verhältnismäßig geringe Zeit, die man täglich für die Beachtung öffentlicher Angelegenheiten zur Verfügung hat, die Entstellung von Tatsachen infolge ihrer Komprimierung in sehr kurze Mitteilungen, die Schwierigkeit, mit einem kleinen Wortschatz eine komplizierte Welt auszudrücken, und schließlich die Furcht, sich den Tatsachen zu stellen, die die festgelegte Routine des menschlichen Lebens bedrohen.

Die Analyse wendet sich dann von diesen mehr oder weniger äußeren Begrenzungen zu der Frage, wie diese von außen hereinsickernden Botschaften von den auf Lager liegenden Bildern, vorgefassten Meinungen und Vorurteilen berührt werden, die jene Botschaften deuten, ausschmücken und ihrerseits kräftig das Spiel unserer Aufmerksamkeit und unserer Sicht lenken. Sodann untersucht die Analyse, wie in der Einzelperson die begrenzten Botschaften von außerhalb, in ein Stereotypenmodell gebracht, mit ihren eigenen Interessen identifiziert werden, so wie sie sie empfindet und begreift. In den folgenden Abschnitten untersuchen wir, wie Meinungen sich zu dem, was Öffentliche Meinung genannt wird, kristallisieren, wie ein nationaler Wille, ein Gruppengeist, ein soziales Ziel, oder wie immer man es nennen will, gebildet wird.

Die ersten fünf Teile bilden den beschreibenden Teil dieses Buches. Es folgt eine Analyse der traditionellen demokratischen Theorie der öffentlichen Meinung. Wesentlicher Gehalt dieser Darlegung ist die Feststellung, dass die Demokratie in ihrer

ursprünglichen Gestalt sich niemals ernsthaft mit dem Problem auseinandergesetzt hat, das daraus entsteht, dass die inneren Bilder der Menschen nicht automatisch mit der äußeren Welt übereinstimmen. Da die demokratische Theorie von sozialistischen Denkern kritisiert wird, folgt dann eine Untersuchung der fortschrittlichsten und schlüssigsten dieser Kritiken, wie sie die englischen Guild-Sozialisten formuliert haben. Mein Ziel ist es, herauszufinden, ob diese Reformer die Hauptschwierigkeiten der öffentlichen Meinung berücksichtigen. Meine Schlussfolgerung lautet, dass sie diese Schwierigkeiten ebenso völlig ignorieren wie die ursprünglichen Demokraten, weil auch sie – und dies in einer viel komplizierteren Zivilisation – voraussetzen, dass in den Herzen der Menschen auf irgendeine geheimnisvolle Weise ein Wissen um die Welt jenseits ihrer Reichweite existiert.

Ich behaupte, dass ein repräsentatives Regime weder in dem, was gewöhnlich Politik genannt wird, noch in der Industrie erfolgreich funktionieren kann, gleichgültig, wie das Wahlsystem aussieht, wenn es nicht eine unabhängige, sachkundige Organisation gibt, welche die ungesehenen Tatsachen für diejenigen verständlich macht, die die Entscheidungen zu treffen haben. Ich versuche deshalb darzulegen, dass nur die ernst gemeinte Übernahme des Prinzips der Ergänzung persönlicher Repräsentation durch die Repräsentation der ungesehenen Tatsachen uns eine befriedigende Dezentralisation und gleichfalls ein Entrinnen aus der unerträglichen und undurchführbaren Fiktion gestattet, dass jeder von uns eine kompetente Meinung zu allen öffentlichen Angelegenheiten erlangen müsse. Es wird vorgetragen, dass das Problem der Presse deshalb so verwirrend sei, weil ihre Kritiker und ihre Verteidiger von ihr erwarten, dass sie diese Fiktion erkennt, dass sie all das ausfülle, was in der Theorie von der Demokratie nicht vorgesehen ist, und dass die

Leser dieses Wunder vollbracht zu sehen wünschen, ohne die Kosten dafür tragen zu müssen oder in ihrer Ruhe gestört zu werden. Die Zeitungen werden von den Demokraten als Universalheilmittel für ihre eigenen Fehler betrachtet, wohingegen die Analyse der Natur der Nachrichten und die wirtschaftliche Basis des Journalismus' eher zu zeigen scheinen, dass die Zeitungen notwendig und unvermeidlich den mangelhaften Aufbau der öffentlichen Meinung widerspiegeln und daher mehr oder weniger noch verstärken. Meine Schlussforderung besteht darin, dass öffentliche Meinungen für die Presse organisiert werden müssen, wenn sie vernünftig sein sollen, und nicht von der Presse, wie es heute der Fall ist. Diese Organisation sehe ich als Aufgabe vor allem einer politischen Wissenschaft, die vor einer realen Entscheidung ihren eigenen Standpunkt gewonnen hat und formuliert, statt die Entscheidung im Nachhinein zu verteidigen, zu kritisieren, oder Berichterstatter zu sein. Ich versuche zu zeigen, dass die allgemeine Ratlosigkeit in Regierung und Industrie der politischen Wissenschaft die große Chance zur Selbstermächtigung und zum Dienst am öffentlichen Leben gibt. Und ich hoffe natürlich, dass diese Seiten einigen Leuten dabei behilflich sind, diese Chance deutlicher zu erkennen und sie daher bewusster zu verfolgen.

# Zweiter Teil

# Annäherungen an die äußere Welt

## Zensur und Geheimhaltung

### *1*

Das Bild von einem General, der in der schrecklichsten Stunde einer der großen Schlachten der Geschichte den Vorsitz über eine Redaktionskonferenz führt, ähnelt mehr einer Szene aus dem »Pralinésoldaten« als einer Episode aus dem Leben. Wir wissen jedoch aus erster Hand von dem Offizier, der die französischen Heeresberichte herausgegeben hat, dass diese Konferenzen zu dem normalen Kriegsgeschäft gehörten. In den schlimmsten Augenblicken von Verdun traten General Joffre und sein Kabinett zusammen und stritten über Nomina, Adjektive und Verben, die am nächsten Morgen in den Zeitungen gedruckt sein sollten.

Monsieur de Pierrefeu berichtet[1]: »Das Abendkommuniqué des 23. Februar 1916 entstand in einer dramatischen Atmosphäre. M. Berthelot vom Büro des Ministerpräsidenten hatte gerade im Auftrag des Ministers angerufen und General Pellé gebeten, den Bericht noch zu verstärken und die Ausmaße des feindlichen Angriffes noch hervorzuheben. Die Öffentlichkeit sollte auf das

Schlimmste vorbereitet werden, falls sich die Sache zur Katastrophe entwickelte. Diese Befürchtung machte klar, dass die Regierung weder ins Hauptquartier noch ins Kriegsministerium Vertrauen setzte. Während M Berthelot sprach, machte sich General Pellé Notizen. Er reichte mir den Zettel herüber, auf dem er die Wünsche der Regierung niedergeschrieben hatte, außerdem den Tagesbefehl General von Deimlings, den man bei einigen Gefangenen gefunden hatte und in dem es hieß, dass dieser Angriff eine äußerste Offensive zur Erzwingung des Friedens darstellte. In geschickter Weise benutzt, sollte all dies deutlich machen, dass Deutschland eine gewaltige Anstrengung unternahm, eine unerhörte Anstrengung, von deren Erfolg es sich das Ende des Krieges erhoffte. Ziel dieser Mitteilungen war, dass der Rückzug niemanden überraschen sollte. Als ich eine halbe Stunde später mit meinem Manuskript herunterkam, fand ich in Oberst Claudels Büro – er selbst war nicht anwesend – den Generalstab versammelt, General Janin, Oberst Dupont und Oberstleutnant Renouard. General Pellé hatte selbst ein Kommuniqué aufgesetzt, da er fürchtete, es würde mir nicht gelingen, den erwünschten Eindruck hervorzurufen. Ich las vor, was ich gerade geschrieben hatte. Man fand den Tenor meines Manuskriptes noch zu zurückhaltend. Der Text von General Pellé indessen erschien zu alarmierend. Ich hatte absichtlich General von Deimlings Tagesbefehl weggelassen. Hätte ich ihn in das Kommuniqué aufgenommen, *so hätte das die übliche Formel außer Acht gelassen, an die die Öffentlichkeit gewöhnt war*, das heißt, sie wäre zu einer Art Bitte verwandelt worden. Sie hätte etwa besagt: ›Wie können wir nach Ihrer Meinung Widerstand leisten?‹ Es bestand Grund zu der Befürchtung, dass die Öffentlichkeit durch diesen Wechsel des Tons stark beunruhigt werden und glauben würde, alles sei verloren. Ich legte meine Gründe dar und regte an, Deimlings Befehl in Form einer eigenen

Nachricht an die Presse zu geben.

»Die Meinung hierüber war geteilt. Daher rief General Pellé General de Castelnau herbei und bat ihn um seine Entscheidung. Lächelnd, ruhig und gut gelaunt trat der General ein, sagte ein paar freundliche Worte über diese neue Art literarischen Kriegsrates und durchflog die Manuskripte. Er entschied sich für den einfacheren Text, legte dabei größeren Wert auf den ersten Satz, fügte die Worte ›wie erwartet‹ ein, was einen beruhigenden Effekt hat, und lehnte geradeheraus die Einfügung von Deimlings Tagesbefehl ab, sprach sich aber dafür aus, ihn in einer besonderen Nachricht an die Presse zu geben …« General Joffre las an jenem Abend aufmerksam das Kommuniqué und genehmigte es.

Innerhalb von wenigen Stunden würde man diese zwei- oder dreihundert Wörter überall in der Welt lesen können. Sie würden in den Köpfen der Menschen ein Bild von den Vorgängen auf den Hängen von Verdun entwerfen, und angesichts dieses Bildes würden die Menschen Mut fassen oder verzweifeln. Der Kaufmann in Brest, der Bauer in der Lorraine, der Deputierte im Palais Bourbon, der Redakteur in Amsterdam oder Minneapolis mussten weiterhin hoffen und doch darauf vorbereitet sein, eine mögliche Niederlage hinzunehmen, ohne in Panik zu verfallen. Man erzählt ihnen daher, dass der Terrainverlust für das französische Oberkommando keine Überraschung darstellt. Man rät ihnen, die Sache zwar ernst zu nehmen, aber nicht als ungewöhnlich anzusehen. Tatsächlich aber war der französische Generalstab auf die deutsche Offensive nicht genügend vorbereitet. Man hatte keine zusätzlichen Schützengräben gezogen, keine Ersatzstraßen gebaut, es fehlte an Stacheldraht. Dies jedoch einzugestehen, hätte in den Köpfen der Bürger Bilder hervorgerufen, die sehr wohl einen Rückschlag in eine Katastrophe hätten verwandeln können. Das Oberkommando

konnte enttäuscht werden und sich doch noch zusammenreißen; die Menschen in der Heimat und in Übersee, die ohnehin voller Ungewissheiten waren und nicht die Zielstrebigkeit eines, der sich beruflich mit der Sache beschäftigt, besaßen, hätten den Krieg selber in einer Mischung von Parteinahme und Gegenparteinahme für oder gegen die Kompetenz der Offiziere aus den Augen verloren, wenn man ihnen die ganze Wahrheit gesagt hätte. Statt also die Öffentlichkeit alle Tatsachen wissen zu lassen, wie sie die Generäle kannten, gaben die Verantwortlichen nur gewisse Fakten bekannt und diese nur in einer Weise, die das Volk wahrscheinlich in seiner Haltung bestärken würde.

In diesem Falle wussten die Männer, die die Pseudoumwelt arrangierten, wie die Lage in Wirklichkeit aussah. Einige Tage später trat jedoch ein Ereignis ein, dessen Wahrheitsgehalt der Generalstab nicht kannte. Die Deutschen teilten nämlich mit, dass sie am Nachmittag zuvor das Fort Douaumont im Sturm genommen hätten[2]. Im französischen Hauptquartier in Chantilly konnte niemand diese Nachricht begreifen, denn am Morgen des 25. Februar hatte sich nach Eingreifen des XX. Armeekorps die Schlacht zum Besseren gewendet. Die Frontberichte erwähnten nichts vom Douaumont. Nachforschungen ergaben indessen, dass die deutsche Nachricht zutraf; doch wusste noch niemand, wie das Fort genommen worden war. Inzwischen machte die deutsche Nachricht ihren Weg um die Welt, und die Franzosen mussten sich dazu äußern. Das Hauptquartier tat dies auch. »Mitten aus unserer völligen Unkenntnis in Chantilly über die Art, wie der Angriff erfolgt war, entwarfen wir im Abendkommuniqué des 26. Februar einen Angriffsplan, der allenfalls eine Chance von eins zu tausend hatte, echt zu sein.« Das Kommuniqué von dieser Phantasieschlacht lautete wie folgt:

»Ein harter Kampf ist um Fort Douaumont entbrannt, das ein Vorposten der

alten Verteidigungsanlage von Verdun ist. Die Linie, die vom Feind nach mehreren erfolglosen Angriffen, die ihn hohe Verluste kosteten, heute morgen genommen worden war, wurde von unseren Truppen wiedergewonnen und überschritten. Der Feind hat unsere Truppen nicht zurücktreiben können.«[3]

In Wirklichkeit waren die Dinge anders verlaufen, als sie sowohl der französische als auch der deutsche Bericht dargestellt hatten. Während die Truppen in der Frontlinie ausgewechselt wurden, war in einer Befehlsverwirrung die Stellung irgendwie vergessen worden. Nur ein Batteriechef und ein paar Leute blieben in dem Fort. Einige deutsche Soldaten, die die Tür offen gesehen hatten, waren in das Fort gekrochen und hatten alle, die sich noch dort befanden, zu Gefangenen gemacht. Kurze Zeit darauf wurden die Franzosen, die an den Hängen des Hügels in Stellung lagen, zu ihrem Schrecken vom Fort aus beschossen. Es hatte in Douaumont überhaupt keine Schlacht und keine Verluste gegeben. Die französischen Truppen waren auch nicht weiter vorgedrungen, wie es nach den Kommuniqués erschien. Auf beiden Seiten standen sie jenseits des Forts, aber das Fort selbst war in den Händen des Feindes. Aus dem Heeresbericht zog jedermann den Schluss, dass das Fort halb umzingelt sei. Die Worte sagten das zwar nicht ausdrücklich, aber »die Presse zog wie gewöhnlich voreilige Schlüsse«. Militärschriftsteller schlossen daraus, dass die Deutschen bald kapitulieren müssten. Nach einigen Tagen begannen sie sich aber zu fragen, warum die Besatzung, der es ja an Nahrung fehlte, noch nicht kapituliert hatte. »Das Pressebüro musste sie bitten, das Einschließungsthema fallenzulassen.«[4]

## *2*

Der Verfasser des französischen Heeresberichts erzählt weiter, dass seine Kollegen und er selber mit dem Hinziehen der Schlacht die Hartnäckigkeit der Deutschen dadurch zu neutralisieren suchten, dass sie ständig die Nachrichten von den schrecklichen Verlusten des Gegners wiederholten. Es muss daran erinnert werden, dass damals und noch bis weit in das Jahr 1917 hinein alle Alliierten die orthodoxe Ansicht vertraten, der Krieg werde durch »Abnutzung« entschieden. Niemand glaubte an einen Bewegungskrieg. Man behauptete, dass weder Strategie noch Diplomatie etwas wert seien. Es handelte sich nur einfach darum, Deutsche zu töten. Die große Öffentlichkeit glaubte mehr oder weniger an dieses Dogma, aber man musste es ihr angesichts der großen deutschen Erfolge ständig in Erinnerung rufen.

> »Fast kein Tag verging, ohne dass der Heeresbericht … mit einem gewissen Schein der Berechtigung den Deutschen schwere Verluste zuschrieb, äußerst schwere Verluste; er sprach von blutigen Opfern, Haufen von Leichen, Hekatomben. In ähnlicher Weise wertete der Funk die Statistiken des Geheimdienstes in Verdun aus, dessen Chef, Major Cointet, eine Methode zur Berechnung deutscher Verluste erfunden hatte, die augenscheinlich wunderbare Ergebnisse erzielte. Alle vierzehn Tage wuchsen die Ziffern um rund hunderttausend Tote an. Diese 300 000, 400 000, 500 000 Mann Verluste ließen sich in tägliche, wöchentliche, monatliche Verluste teilen, wurden auf alle möglichen Weisen wiederholt und riefen eine erstaunliche Wirkung hervor. Unsere Formel variierte nur geringfügig: ›Nach Gefangenenberichten waren die Verluste im Verlaufe des Angriffs beträchtlich …‹, ›Es liegen Beweise dafür vor, dass die Verluste …‹, ›Der von seinen Verlusten erschöpfte Feind hat den Angriff nicht erneuert …‹. Manche Formeln wurden später aufgegeben, weil sie zu oft, jeden Tag, verwendet worden waren: ›Unter unserem Artillerie- und Maschinengewehrfeuer …‹, ›… von unserem Artillerie- und Maschinengewehrfeuer niedergemäht …‹. Ständige Wiederholung beeindruckte die Neutralen und Deutschland selbst und trug dazu bei, einen blutigen Hintergrund zu schaffen – trotz der Dementis der deutschen Funkstation in Nauen, die vergeblich die abträgliche Wirkung dieser ständigen Wiederholung zu zerstören versuchte.«[5]

Die These, die das französische Oberkommando durch diese Berichte in der Öffentlichkeit festigen wollte, wurde für die Zensoren wie folgt formuliert:

> »Diese Offensive bindet die aktiven Streitkräfte unseres Gegners, dessen Menschenmaterial abnimmt. Wir haben erfahren, dass der 1916 eingezogene Jahrgang bereits an der Front steht. Es bleiben noch der Jahrgang 1917, der schon aufgerufen ist, und die Reserven der dritten Kategorie (Männer über 45 oder Genesende). Wenn in einigen Wochen die deutschen Truppen durch diese Anstrengung erschöpft sind, werden sie allen Kräften der Koalition gegenüberstehen (zehn Millionen gegen sieben Millionen).«[6]

Nach Monsieur de Pierrefeu hatte sich das französische Oberkommando selbst zu dieser Ansicht bekehrt. »Infolge einer außerordentlichen Geistesverwirrung sah man nur die Abnutzung des Feindes, unsere eigenen Kräfte schienen sich nicht abzunutzen. General Nivelle teilte gleichfalls diese Ansichten. Das Ergebnis sahen wir im Jahre 1917.«

Wir haben gelernt, das Propaganda zu nennen. Eine Gruppe von Menschen, die der Öffentlichkeit den ungehinderten Zugang zu den Ereignissen verwehren kann, arrangiert die Nachrichten, damit sie ihren Zwecken dienen. Dass in diesem Falle der Zweck patriotisch war, berührt das Argument in keiner Weise. Sie benutzten ihre Macht, um die Öffentlichkeit der alliierten Länder die Dinge so sehen zu lassen, wie sie es wünschten. Die Verlustziffern von Major Cointet, die in der ganzen Welt verbreitet wurden, waren von derselben Art. Sie sollten die Schlussfolgerung bewirken, dass der Krieg sich zugunsten der Franzosen entwickele. Diese Schlussfolgerung wurde jedoch nicht in der Form eines Argumentes gezogen. Sie ergibt sich fast automatisch dadurch, dass eine geistige Vorstellung von endlosen Reihen getöteter Deutscher auf den Hügeln um Verdun hervorgerufen wird. Indem man die toten Deutschen in den

Mittelpunkt des Bildes rückte und die toten Franzosen zu erwähnen vergaß, wurde ein ganz besonderes Bild von der Schlacht aufgebaut. Es war ein Bild, das die Wirkungen der territorialen Fortschritte der Deutschen und den Eindruck neutralisieren sollte, den die Hartnäckigkeit der Offensive hervorrief. Dieses Bild sollte auch die Öffentlichkeit angesichts der demoralisierenden Verteidigungsstrategie beruhigen, die den alliierten Armeen aufgezwungen war. Denn die Öffentlichkeit, die an den Gedanken gewöhnt war, dass ein Krieg aus großen strategischen Bewegungen, aus Flankenangriffen, aus Einkreisungen und dramatischen Kapitulationen besteht, musste dieses Bild allmählich zugunsten des schrecklichen Gedankens vergessen, dass der Krieg durch die Vernichtung von Leben gewonnen würde. Weil er alle von der Front kommenden Nachrichten kontrollierte, konnte der Generalstab die Wahrnehmung der Fakten entsprechend seiner Strategie steuern.

Der Generalstab eines im Felde stehenden Heeres kann innerhalb weiter Grenzen kontrollieren, was die Öffentlichkeit erfahren darf. Er kontrolliert die Auswahl der Korrespondenten, die zur Front gehen, ihre Bewegungen an der Front, er liest und zensiert ihre Frontberichte und überwacht den Fernsprechverkehr. Die Regierung hinter der Armee verstärkt diese Kontrolle noch durch die Überwachung der Telegramme und Pässe, der Post und der Zollstationen und durch Blockaden. Sie erweitert die legalen Machtbefugnisse über Verleger, öffentliche Versammlungen und durch seinen Geheimdienst. Bei einer Armee ist die Kontrolle allerdings von Perfektion weit entfernt. Es gibt immer den Heeresbericht des Feindes, der in unserer Zeit des Funkverkehrs den Neutralen nicht vorenthalten werden kann. Vor allem aber gibt es das Gerede unter den Soldaten, das von der Front in die Etappe gelangt und verbreitet

wird, wenn sie auf Urlaub sind.[7] Ein Heer ist eine schwerfällige Angelegenheit. Deshalb ist die Zensur bei der Marine und in der Diplomatie fast immer viel vollständiger. Weniger Menschen wissen dort, was vorgeht, und ihre Handlungen können leichter überwacht werden.

## *3*

Ohne eine gewisse Form der Zensur ist Propaganda im strengen Sin-ne nicht möglich. Um Propaganda zu betreiben, muss eine gewisse Schranke zwischen Öffentlichkeit und Ereignis errichtet werden. Der Zugang zu der wirklichen Umwelt muss begrenzt werden, ehe jemand eine Pseudoumwelt errichten kann, die er für klug oder wünschenswert hält. Denn während Leute, die unmittelbaren Zugang haben, missverstehen können, was sie sehen, kann niemand sonst darüber bestimmen, *wie* sie es missverstehen sollen, es sei denn, jemand könnte bestimmen, wohin sie schauen und was sie sehen sollen. Die militärische Zensur ist die einfachste Form dieser Schranke, aber keinesfalls die wichtigste, weil man weiß, dass sie existiert und man ihr daher in gewisser Weise zustimmen oder sie ablehnen kann.

Zu verschiedenen Zeiten und für verschiedene Gegenstände fordern gewisse Menschen ein besonderes Maß an Geheimhaltung, und andere unterwerfen sich ihr. Die Grenze zu dem, was geheim gehalten wird, weil seine Veröffentlichung, wie wir sagen, »nicht mit dem öffentlichen Interesse vereinbar« ist, geht allmählich in das über, was geheim gehalten wird, weil man glaubt, es gehöre nicht zu den öffentlichen Angelegenheiten. Was private Angelegenheit einer Person ist, wird verschieden beurteilt. So wird die Höhe des Vermögens einer Person als

private Angelegenheit betrachtet, und im (amerikanischen) Einkommenssteuergesetz ist besondere Vorsorge dafür getroffen, dass sie soweit wie möglich privat bleibt. Der Verkauf eines Grundstückes dagegen ist keine private Angelegenheit, wohl aber kann es der Preis sein. Gehälter werden gewöhnlich mit größerem Geheimnis umgeben als Löhne; das Einkommen gehört eher zur Privatsphäre als eine Erbschaft. Die Kreditfähigkeit einer Person wird nur einem begrenzten Kreis bekanntgegeben. Die Gewinne großer Gesellschaften sind öffentlicher als die kleiner Firmen. Gewisse Arten von Gesprächen, etwa zwischen Mann und Frau, Rechtsanwalt und Klient, Arzt und Patient, Priester und Kommunikant, genießen Vorrechte. Die Konferenzen von Direktoren sind gewöhnlich vertraulicher Art. Desgleichen viele politische Konferenzen. Das meiste, was in einer Kabinettsitzung besprochen wird oder zwischen einem Botschafter und dem Außenminister, bei privaten Begegnungen oder bei einem Essen, ist ebenfalls vertraulicher Natur. Viele Leute betrachten Verträge zwischen Unternehmern und Angestellten als Privatangelegenheiten. Es hat eine Zeit gegeben, in der die Geschäftsvorgänge aller Gesellschaften genauso als etwas Privates angesehen wurden wie heute die Konfession eines Menschen. Es hat aber auch eine Zeit gegeben, in der die Konfession einer Person für eine ebenso öffentliche Angelegenheit gehalten wurde wie die Farbe seiner Augen. Andererseits waren Infektionskrankheiten ebenso private Ereignisse wie die Verdauungsvorgänge eines Menschen. Die Geschichte der Privatsphäre wäre eine unterhaltsame Geschichte. Manchmal sind die Auffassungen davon sehr verschieden, wie es der Fall war, als die Bolschewisten die Geheimverträge veröffentlichten, oder als Mr. Hughes das Leben der Versicherungsgesellschaften untersuchte, oder als ein Skandal von den Lokalseiten zur Titelseite der Zeitungen der

Hearst-Presse vorrückte.

Gleichgültig, ob die Gründe für die Wahrung der Privatsphäre gut oder schlecht sind, die Schranke existiert. In den sogenannten öffentlichen Angelegenheiten wird an allen möglichen Stellen Wert auf Vertraulichkeit gelegt. Es ist daher oft aufschlussreich, sich selbst zu fragen, wie man zu den Fakten gelangt ist, auf denen die eigene Meinung basiert. Wer sah, hörte, fühlte, erzählte, erwähnte die Angelegenheit, zu der man eine Meinung hat? War es der Mann, der es einem selbst erzählte, oder der Mann, der es ihm wiedererzählte, oder jemand noch Fernerstehender? Und wieviel war ihm zu sehen gestattet? Wenn er einem erzählt, dass Frankreich dies und das denkt, welchen Teil Frankreichs hat er beobachtet? Wie konnte er ihn beobachten? Wo war er, als er ihn beobachtete? Mit welchen Franzosen konnte er sprechen, welche Zeitung hat er gelesen, und wo haben sie erfahren, was sie sagen? Man kann sich diese Fragen selbst stellen, aber man kann sie nur selten selber beantworten. Sie erinnern einen jedoch daran, wie weit oft die eigene »öffentliche Meinung« von dem Ereignis entfernt ist, mit der sie es zu tun hat. Und die Erinnerung ist selbst ein Schutz.

# Kontakt und Gelegenheit

## *1*

Während Zensur und Geheimhaltung viele Informationen bereits an ihrer Quelle abfangen, erreicht eine sehr viel größere Anzahl von Fakten die gesamte Öffentlichkeit überhaupt nicht oder doch nur sehr langsam. Es gibt nämlich sehr klare Grenzen für die Verbreitung von Gedanken. Von dem Aufwand, der nötig ist, um »jedermann« zu erreichen, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man die Propaganda der amerikanischen Regierung während des Weltkrieges studiert. Amerika trat erst in den Krieg ein, als dieser bereits über zweiundeinhalb Jahre im Gang war. Millionen über Millionen von Druckseiten waren in Umlauf gesetzt und unzählige Reden waren gehalten worden.

Hören wir Mr. Creels Bericht von seinem Kampf »um den Geist der Menschen, für die Gewinnung ihrer Überzeugungen«, damit »das Evangelium des Amerikanismus in jede Ecke der Erde getragen wer-de«.[8] Mr. Creel musste eine Organisation aufstellen, zu der eine Nachrichtenabteilung gehörte, die nach seinen eigenen Worten mehr als 6 000 Veröffentlichungen herausgab und 75 000 Vier-Minuten-Redner einstellte, die mindestens 755 190 Reden vor über dreihundert Millionen Menschen hielten. Pfadfinder verteilten kommentierte Exemplare von Präsident Wilsons Ansprachen an die Haushaltsvorstände Amerikas. Alle vierzehn Tage wurden an 600 000 Lehrer Zeitschriften versandt. 200 000 Dias wurden für Bildvorträge hergestellt, 1438 verschiedene Zeichnungen für Plakatsäulen, Fensterkarten, Zeitungsanzeigen, Karikaturen, Stempel und

Knöpfe herausgebracht. Man benutzte die Handelskammern, Kirchen, Brudergesellschaften und Schulen als Verteilerkanäle. Zu Mr. Creels Apparat, den ich noch gar nicht zu würdigen begonnen habe, gehörten jedoch weder Mr. McAdoos gewaltige Organisation für die Freiheitsanleihen noch Mr. Hoovers weitreichende Nahrungsmittelpropaganda noch die Feldzüge des Roten Kreuzes, des YMCA (des Christlichen Vereins Junger Männer), der Heilsarmee, der Kolumbusritter, der Jüdischen Wohlfahrtszentrale, nicht zu vergessen die eigenständige Arbeit von vaterländischen Gesellschaften wie der Friedensliga, der Liga der Freien Nationen, der Nationalen Sicherheitsliga oder die Aktivität der Presse- und Informationsbüros der Alliierten und der unterdrückten Nationalitäten.

Diese Aktionen stellten vermutlich die größte und intensivste Leistung dar, die je zur schnellen Verbreitung einer ziemlich einförmigen Reihe von Gedanken unter Angehörigen einer Nation unternommen wurde. Die ältere Methode, Anhänger zu gewinnen, ging langsamer vor, und vielleicht war sie sicherer, aber niemals so umfassend. Wenn es so extremer Maßnahmen bedurfte, um in einer Krisenzeit jedermann zu erreichen, wie unverblümt sind dann die gewöhnlicheren Wege in die Köpfe der Menschen? Die Regierung bemühte sich, und es ist ihr, glaube ich, im Verlauf des Krieges weitestgehend gelungen, etwas zu erzeugen, das man fast eine öffentliche Meinung von ganz Amerika nennen könnte. Man denke aber an die verbissene Arbeit, an die komplizierten Methoden, an das Geld und das Personal, die hierzu nötig waren. Nichts dergleichen existiert in Friedenszeiten, und infolgedessen gibt es ganze Bevölkerungskreise, riesige Gruppen, Ghettos, Enklaven und Klassen, die Vieles von dem, was vor sich geht, nur verschwommen erfahren.

Sie leben in gewohnten Geleisen, sind auf ihre eigenen

Angelegenheiten beschränkt und von den größeren Vorgängen ausgeschlossen, kommen nur selten mit Leuten zusammen, die nicht zu ihrer eigenen Art gehören, und lesen wenig. Reisen und Handel, die Post, Funk und Radio, Eisenbahnen und Straßen, Schiffe, Autos und das Flugzeug nehmen natürlich äußersten Einfluss auf die Verbreitung von Ideen. Jedes dieser Mittel beeinflusst das Angebot und die Qualität von Informationen und Meinungen in höchst komplexer Weise. Auf jedes dieser Mittel selbst wirken technische, wirtschaftliche und politische Bedingungen ein. Jedes Mal, wenn eine Regierung die Passformalitäten oder die Zollaufsicht weniger streng handhabt, jedes Mal wenn eine neue Eisenbahn oder ein neuer Hafen eröffnet, eine neue Schiffslinie eingerichtet wird, jedes Mal wenn Tarife steigen oder fallen, die Post schneller oder langsamer läuft, wenn die Telegramme nicht zensiert und billiger werden, wenn man Straßen baut, erweitert oder verbessert, beeinflusst das die Verbreitung der Gedanken. Tarifpläne und Subsidien wirken auf die Richtung von Handelsunternehmen und deshalb auch auf die Natur der menschlichen Beziehungen. Und so kann es wohl geschehen, dass, wie es zum Beispiel in Salem in Massachusetts der Fall war, ein Wandel in der Schiffbauindustrie eine ganze Stadt von einem Zentrum internationaler Einflüsse auf eine vornehme Kleinstadt reduziert. Alle unmittelbaren Wirkungen eines schnelleren Verkehrs sind freilich nicht notwendigerweise gut. Es ist zum Beispiel schwer zu sagen, ob das französische Eisenbahnsystem, das so sehr auf Paris ausgerichtet ist, eine ungetrübte Segnung für das französische Volk ist.

Es stimmt sicherlich, dass die Probleme, die aus den Kommunikationsmitteln entstehen, von äußerster Wichtigkeit sind, und einer der sinnvollsten Punkte im Programm des Völkerbundes ist die Aufmerksamkeit, die man dem

Eisenbahnverkehr und dem Zugang zum Meer schenkt. Die Monopolisierung des Telegrafenwesens, der Häfen, der Treibstoffstationen, der Bergpässe, Kanäle, Meeresengen, Flussläufe, Endstationen und Märkte bedeutet mehr als bloß die Bereicherung einer Gruppe von Geschäftsleuten oder das Prestige einer Regierung. Es bedeutet, dass dem freien Austausch von Nachrichten und Meinungen Schranken gesetzt sind. Die Monopole sind jedoch nicht die einzigen Schranken. Noch größere sind die Kosten und das verfügbare Angebot, denn wenn die Kosten des Reisens oder des Handels ein Hindernis darstellen, wenn die Nachfrage nach Einrichtungen das Angebot übersteigt, existieren die Schranken auch ohne Monopole.

## *2*

Die Größe des Einkommens einer Person hat eine beträchtliche Wirkung auf ihren Zugang zur Welt jenseits der unmittelbaren Nachbarschaft. Mit Geld kann man fast jedes ernste Hindernis der Kommunikation überwinden, man kann reisen, Bücher und Zeitschriften kaufen und fast jede bekannte Tatsache in der Welt in die Reichweite seiner Aufmerksamkeit rücken. Das Einkommen des Individuums und das Einkommen der Gemeinschaft entscheiden über das Ausmaß der möglichen Kommunikation. Doch bestimmen die Vorstellungen der Menschen, wie dieses Einkommen ausgegeben werden soll, und das wiederum berührt auf lange Sicht die Höhe ihres zukünftigen Einkommens. So gibt es auch da Beschränkungen, die nicht deshalb weniger real sind, weil sie oft selbst verschuldet und maßlos sind.

Ein Teil der unabhängigen Leute verbraucht den größten Teil seiner Freiheit und sein freies Geld mit dem Motorsport und mit

dem Vergleichen von Autos, mit Bridge-Whist und Manöverkritik, mit Kino und Kochtöpfen, und sie reden dabei ständig mit denselben Leuten, in winzigen Variationen über dieselben alten Themen. Sie leiden nicht wirklich unter der Zensur oder Geheimhaltung, den hohen Kosten oder der Schwierigkeit der Kommunikation. Sie leiden unter Blutarmut und an einem Mangel an Appetit und Neugierde. Der Zugang zur äußeren Welt stellt für sie kein Problem dar. Welten von Interesse warten auf ihre Entdeckung, aber sie werden von ihnen nicht betreten.

Als ob sie am Zügel gingen, so bewegen sie sich innerhalb eines feststehenden Kreises von Bekannten, dem Gesetz und dem Evangelium ihres sozialen Umfelds entsprechend. Unter Männern geht der Gesprächskreis im Betrieb, im Klub und im Rauchwaggon über das soziale Umfeld hinaus, zu dem sie gehören. Unter Frauen sind das soziale Umfeld und Gesprächskreis häufig fast gleich. In der Gesellschaftsschicht fließen die Gedanken, die aus der Lektüre, aus Vorträgen und aus dem Gesprächskreis selbst stammen, zusammen, werden aussortiert, angenommen, abgelehnt, beurteilt und sanktioniert. In jeder Phase der Diskussion wird dort endgültig entschieden, welche Autoritäten und welche Quellen der Information zugelassen sind und welche nicht.

Unser soziales Umfeld besteht aus jenen, die als Leute – wie in der Wendung »Die Leute sagen …« – eine Rolle spielen; es sind die Leute, deren Zustimmung uns überaus viel bedeutet. In großen Städten ist das soziale Umfeld für Männer und Frauen mit weiten Interessen und Mitteln zur Mobilität nicht so streng abgegrenzt. Aber auch in großen Städten gibt es ganze Viertel und Dorfnester mit sozialen Gruppen, die sich selbst genügen. In kleineren Gemeinden kann eine freizügigere Zirkulation existieren, eine eher unverfälschte Zusammengehörigkeit in der Zeit zwischen Frühstück und Abendessen. Trotzdem wissen nur

wenige Menschen nicht, zu welcher Gesellschaftsschicht sie gehören und zu welcher nicht.

Gewöhnlich ist das Unterscheidungsmerkmal für eine soziale Schicht die Mutmaßung, dass die Kinder untereinander heiraten. Eine Heirat außerhalb der eigenen Schicht beschwört mindestens einen Augenblick des Zweifels herauf, ehe die Verlobung Zustimmung findet. Jede soziale Gruppe besitzt eine ziemlich klare Vorstellung von ihrer Stellung in der Hierarchie der Gesellschaftsschichten. Zwischen Gruppen auf derselben Ebene lässt sich eine Verbindung leicht herstellen, ihre Mitglieder werden schnell aufgenommen, die Gastfreundschaft ist normal und unkompliziert. Bei der Berührung sozialer Schichten, die als »höher« oder »niedriger« klassifiziert werden, gibt es immer gegenseitiges Zögern, ein leises Unbehagen und ein Bewusstsein der Verschiedenheit. Zwar bewegen sich die Individuen in einer Gesellschaft wie derjenigen der Vereinigten Staaten etwas freier von einem Umfeld in das andere, besonders dort, wo keine Rassenschranke vorhanden ist und wo die wirtschaftliche Stellung sich rasch ändert.

Die wirtschaftliche Stellung wird jedoch nicht nach der Höhe des Einkommens eingeschätzt. Wenigstens in der ersten Generation ist es nicht das Einkommen, das den gesellschaftlichen Rang bestimmt, sondern die Art der Arbeit eines Menschen, und es kann eine oder zwei Generationen dauern, bis diese Phase aus der Familientradition verschwindet. So werden die Berufe des Bank- oder Rechtswesens, der Medizin, der öffentlichen Dienste, des Zeitungswesens, der Kirche, des Großhandels, der Makler und Fabrikherren sozial anders eingestuft als die der Kaufleute, Verwaltungsangestellten, Facharbeiter, Krankenschwestern, Lehrer, Einzelhändler; und diese werden wiederum anders bewertet als Spengler, Chauffeure, Schneider, Zulieferer, Stenografen; diese wiederum

anders als Diener, Zofen, Filmvorführer oder Lokomotivführer. Und doch entspricht die finanzielle Entlohnung nicht notwendigerweise diesen Abstufungen.

## *3*

Gleichgültig, wie die Aufnahmeprüfung erfolgt, eine Gesellschaftsschicht ist bei ihrer Bildung keine rein wirtschaftliche Klasse, sondern ähnelt eher einem biologischen Stamm. Die Mitgliedschaft ist eng verbunden mit Liebe, Heirat und Kindern oder, genauer gesagt, mit den Verhaltensweisen und Begierden, die im Spiele sind. In der Gesellschaftsschicht treffen die Meinungen daher auf die Grundsätze der Familientradition, der Achtung, des Anstands, der Würde, des Geschmacks und der Form, die das Bild der Gesellschaftsschicht von sich selbst ausmachen, ein Bild, das den Kindern emsig eingepflanzt wird. In diesem Bild wird stillschweigend breiter Raum einer autorisierten Version dessen eingeräumt, was jede Schicht in ihrem Innern als gesellschaftlichen Rang der anderen zu akzeptieren aufgefordert ist. Die gröber Veranlagten unter ihnen dringen auf den äußeren Ausdruck der schuldigen Achtung, die anderen schweigen dezent und feinfühlig über ihr eigenes Wissen, dass eine solche Achtung unsichtbar existiert. Dieses Wissen wird jedoch offenkundig, wenn es eine Heirat, einen Krieg oder eine soziale Umwälzung gibt; es ist der Nexus in einem großen Bündel von Dispositionen, die Trotter[9] mit dem allgemeinen Begriff »Herdeninstinkt« gefasst hat.

Innerhalb einer jeden sozialen Schicht gibt es Auguren wie etwa die van der Luydens und Mrs. Manson Mingott in »Zeit der Unschuld«[10] von Edith Wharton, die als Wächter und Interpreten

ihres Gesellschaftsmodells anerkannt sind. Man ist ein gemachter Mann, wenn die van der Luydens einen in ihren Kreis aufnehmen. Die Einladung zu ihren Festivitäten ist das hohe Zeichen des Erfolges und des sozialen Status'. Die Wahl in Collegevereinigungen mit ihren sorgfältig abgestuften, allgemein akzeptierten Graden bestimmt über die Reputation in einem College. Die Führer der Gesellschaft, die die Bürde der äußersten eugenischen Verantwortung tragen, sind besonders feinfühlig. Sie müssen nicht nur sorgfältig beobachten, was der Reinheit ihrer Schicht dient, sie müssen auch eine besondere Gabe dafür entwickeln, zu wissen, was andere soziale Schichten tun. Sie handeln wie eine Art Ministerium des Auswärtigen. Während die meisten Mitglieder in ihrer Gesellschaftsschicht selbstzufrieden dahinleben und sie für alle praktischen Zwecke als ihre Welt betrachten, müssen die sozialen Führer eine genaue Kenntnis der Anatomie ihrer eigenen Schicht mit einem beständigen Sinn für ihren Platz in deren Hierarchie verbinden.

Die Hierarchie wird tatsächlich von den sozialen Führern zusammengehalten. Auf jeder Ebene gibt es so etwas, was man fast als Gesellschaftsschicht der sozialen Führer bezeichnen kann. Vertikal wird die Gesellschaft, insoweit sie überhaupt durch die soziale Berührung zusammengeführt wird, durch jene außergewöhnlichen, oft verdächtigen Leute zusammengehalten, die wie Julius Beaufort und Ellen Olenska in Edith Whartons Roman hereinkommen und wieder hinausgehen. So entstehen persönliche Kanäle von einer Schicht zur anderen, durch die Tardes Gesetze der Nachahmung zur Wirkung kommen. Für große Bevölkerungsteile gibt es jedoch keine derartigen Kanäle. Ihnen müssen die patentierten Darstellungen der Society und Filme vom Leben der oberen Schichten genügen. Vielleicht entwickeln sie fast unbemerkt eine eigene soziale Hierarchie, wie sie die Neger und das »ausländische Element« haben, aber unter

der assimilierten Masse, die sich selbst immer als die »Nation« betrachtet, gibt es trotz der starken Trennung der Schichten voneinander eine Vielzahl von persönlichen Kontakten, durch die eine Verteilung der Standards erfolgt.

Einige der Gesellschaftsschichten nehmen eine solche Stellung ein, dass sie, wie Professor Ross es ausgedrückt hat, »strahlende Punkte der Konvention« werden.[11] So wird der sozial Höherstehende wahrscheinlich von dem sozial Niedrigeren nachgeahmt, der Machthaber von den Untergebenen, der Erfolgreichere von den weniger Erfolgreichen, der Reiche von den Armen, die Stadt vom Land. Aber die Nachahmung macht nicht an den Grenzen eines Landes halt. Die Schicht der Mächtigen, sozial Höheren, Erfolgreichen, Reichen und Städter ist in der westlichen Hemisphäre im Wesentlichen internationalen Charakters, und in vieler Beziehung ist die Stadt London ihr Mittelpunkt. Sie zählt unter ihre Mitglieder die einflussreichsten Leute der Welt, sie umfasst tatsächlich die Gruppe der Diplomaten, der Hochfinanz, die oberen Kreise des Heeres und der Marine, einige Kirchenfürsten, einige große Zeitungskönige, ihre Witwen und Mütter und Töchter, die das Zepter über die Einführung in diesen Kreis schwingen. Es ist zugleich ein großer Gesprächszirkel und eine echte soziale Schicht. Ihre Bedeutung entspringt jedoch von der Tatsache, dass hier die Unterscheidung zwischen öffentlichen und privaten Angelegenheiten letztlich schwindet. Die Privatangelegenheiten dieser Gruppe sind öffentliche Angelegenheiten, und öffentliche Angelegenheiten sind Privat-, oft sogar Familienangelegenheiten. Die Unpässlichkeiten von Margot Asquith liegen wie die Unpässlichkeiten im Königshaus – mit den Worten der Philosophen – in fast demselben geistigen Raum wie ein Zollgesetz oder eine Parlamentsdebatte.

Es gibt große Politikfelder, an denen diese Gesellschaftsschicht

nicht interessiert ist, und in Amerika wenigstens hat sie nur ab und zu eine Kontrolle über die Zentralregierung ausgeübt. Doch ist ihre Machtstellung in den auswärtigen Angelegenheiten immer sehr groß, und in Kriegszeiten steigert sich ihr Prestige gewaltig. Das ist nur zu natürlich, denn diese Kosmopoliten haben einen Kontakt mit der Außenwelt, den die meisten Leute nicht besitzen. Sie haben in den Hauptstädten miteinander gespeist, und ihr Sinn für nationale Ehre ist keine bloße Abstraktion; es ist eine konkrete Erfahrung aus der Zeit, da ihnen ihre Freunde die kalte Schulter zeigten oder ihnen beipflichteten. Dr. Kennicott aus Gopher Prairie in Sinclair Lewis' »Hauptstraße« bedeutet es herzlich wenig, was Winston denkt, und sehr viel, was Ezra Stowbody denkt, aber für Mrs. Mingott, deren Tochter mit dem Earl of Swithin verheiratet ist, bedeutet es viel, wenn sie ihre Tochter besucht oder Winston selbst bewirtet. Dr. Mennicott und Mrs. Mingott haben ein feines Gefühl für das Gesellschaftliche. Aber Mrs. Mingott empfindet stark für eine Gesellschaftsschicht, die die ganze Welt regiert, während Dr. Kennicotts Gesellschaftsschicht lediglich in Gopher Prairie herrscht. In Dingen, die die weiteren Beziehungen der Großen Gesellschaft betreffen, vertritt Dr. Kennicott oft Meinungen, die er ganz für seine eigenen hält, die in Wirklichkeit jedoch von der Oberschicht nach Gopher Prairie herabgesickert und auf ihrem Weg durch die provinziellen Gesellschaftsschichten verwandelt worden sind.

## *4*

Es ist nicht Aufgabe unserer Untersuchung, das gesellschaftliche Gewebe darzustellen. Wir müssen lediglich die bedeutende Rolle

im Auge behalten, die die Gesellschaftsschicht bei unserem geistigen Kontakt mit der Welt spielt, wie sie dazu neigt, festzulegen, was zulässig ist, und zu bestimmen, wie es beurteilt werden soll. In Angelegenheiten innerhalb ihrer eigenen Sphäre entscheidet jede Schicht mehr oder weniger für sich selbst. Vor allem entscheidet sie über die detaillierte Anwendung des Urteils. Aber das Urteil selbst bildet sich nach Mustern,[12] die von den Vätern ererbt, von anderen sozialen Gruppen übernommen oder nachgeahmt wurden. Die oberste soziale Schicht besteht aus Menschen, die die Führung der Großen Gesellschaft verkörpern. Im Gegensatz zu fast allen anderen Gesellschaftsschichten, wo die große Masse der Meinungen nur in lokalen Angelegenheiten eigenständiger Natur sind, sind in dieser obersten Gesellschaftsschicht die großen Entscheidungen über Krieg oder Frieden, über soziale Planung und die endgültige Verteilung der politischen Macht vertrauliche Praxis innerhalb eines Kreises von zumindest potentiell persönlichen Bekannten.

Da die Stellung und der Kontakt eine so bedeutende Rolle spielen bei der Bestimmung dessen, was gesehen, gehört, gelesen und erfahren werden kann, und ebenso dessen, was zu sehen, zu hören, zu lesen und zu wissen statthaft ist, ist es kein Wunder, dass das moralische Urteil weitaus üblicher ist als das konstruktive Denken. Beim wahrhaft wirksamen Denken jedoch ist es primär notwendig, Urteile zu liquidieren, die Unbefangenheit wieder zu gewinnen, Gefühle zu entwirren, neugierig und aufgeschlossen zu sein. So wie die Geschichte des Menschen ist, setzt die politische Meinung vom Format der Großen Gesellschaft ein Maß an selbstlosem Gleichmut voraus, das selten von jemandem für längere Zeit erreicht werden kann. Wir sind zwar von den öffentlichen Angelegenheiten betroffen, aber in unsere privaten vertieft.

Die Zeit und die Aufmerksamkeit, die wir für den Aufwand

erübrigen können, Meinungen zu hinterfragen, sind begrenzt, und ständig werden wir dabei unterbrochen.

# Zeit und Aufmerksamkeit

Natürlich lässt sich das Maß an Aufmerksamkeit, das die Leute täglich zu ihrer Information über öffentliche Angelegenheiten aufbringen, nur grob abschätzen. Doch ist es interessant, dass drei der Statistiken, die ich überprüft habe, einigermaßen übereinstimmen, obwohl sie zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten und mit verschiedenen Methoden entstanden sind.[13]

Hotchkiss und Franken sandten Fragebögen an 1761 New Yorker Collegestudenten und -studentinnen. Bis auf wenige gaben alle den Fragebogen zurück. Scott schickte Fragebögen an 4 000 prominente Geschäftsleute und Berufstätige in Chicago und erhielt 2 300 Antworten zurück. Zwischen 70 und 75 Prozent aller Antwortenden gaben an, sie verbrächten täglich etwa eine Viertelstunde mit dem Zeitunglesen. Nur vier Prozent der Chicagoer Gruppe gaben eine geringere Zeit an und 25 Prozent eine längere. Unter den New Yorkern schätzten über acht Prozent die Zeit für das tägliche Zeitunglesen auf weniger als eine Viertelstunde und 17,5 Prozent auf mehr.

Sehr wenige Leute haben eine genaue Vorstellung von einer Viertelstunde, und so dürfen diese Zahlen nicht wörtlich genommen werden. Außerdem sind Geschäftsleute, Berufstätige und Collegestudenten anfällig für eine seltsame kleine Abneigung gegen den Anschein, dass sie zu viel Zeit mit dem Zeitunglesen verbringen, und auch für den leisen Verdacht, dass sie als schnelle Leser gelten möchten. Die Zahlen können gerade nur so viel bedeuten, dass über Dreiviertel derjenigen in den ausgewählten Gruppen die Aufmerksamkeit, die sie gedruckten Nachrichten von der Außenwelt schenken, als ziemlich gering

einschätzen. Diese Zeitschätzungen sind aber ziemlich genau durch einen Test bestätigt worden, der weniger subjektiv ist. Scott befragte seine Chicagoer auch, wie viele Zeitungen sie jeden Tag lesen, und erhielt die folgenden Antworten:

14 Prozent lasen nur eine Zeitung
46 " " zwei Zeitungen
21 " " drei Zeitungen
10 " " vier Zeitungen
3 " " fünf Zeitungen
2 " " sechs Zeitungen
3 " " alle Zeitungen (acht zur Zeit dieser Untersuchung)

Die Leser von zwei und drei Zeitungen umfassen 67 Prozent, was den 71 Prozent in Scotts Gruppe ziemlich nahekommt, die die für Zeitunglesen aufgewendete Zeit mit einer Viertelstunde täglich angaben. Die Prozentzahl der lesehungrigen Leser, die vier bis acht Zeitungen halten, stimmt grob mit den 25 Prozent überein, die ihre Lektüre auf länger als eine Viertelstunde schätzen.

Noch schwieriger ist die Einschätzung der Zeitverteilung. Man bat die Collegestudenten, »die fünf Artikelarten zu nennen, die sie am meisten interessierten«. Knapp 20 Prozent stimmten für »allgemeine Nachrichten«, knapp 15 Prozent für Leitartikel, knapp 12 Prozent für »Politik«, etwas über 8 Prozent für Beiträge aus der Finanzwelt, noch keine zwei Jahre nach dem Waffenstillstand etwas über 6 Prozent für Nachrichten aus dem Ausland, 3,5 Prozent für Lokales, fast 3 Prozent für Handelsnachrichten und ein viertel Prozent für Nachrichten aus der »Arbeitswelt«. Vereinzelte Stimmen erklärten sich für Sport, Sonderberichte, Theater, Anzeigen, Karikaturen, Buchbesprechungen, »Exaktes Wissen«, Musik, »Ethisches«, Gesellschaftliches, Kurznachrichten, Kunst, Geschichten,

Schiffswesen, Schulnachrichten, »Aktuelle Nachrichten«, Druck. Wenn man einmal von diesen Angaben absieht, wählten etwa 67,5 Prozent als interessanteste Artikel Nachrichten und Kommentare, die öffentliche Angelegenheiten behandelten.

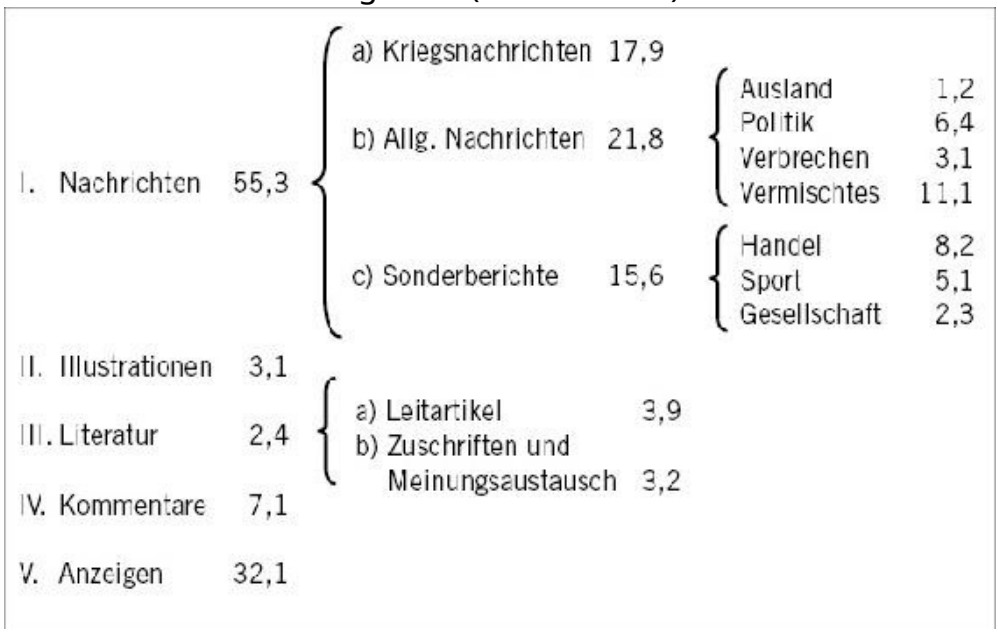
Dies war eine gemischte Collegegruppe. Die Mädchen erklärten ein stärkeres Interesse für allgemeine Nachrichten, Auslandsberichte, Lokales, Politik, Leitartikel, Theater, Musik, Kunst, Geschichten, Karikaturen, Anzeigen und »Ethisches« als die Jungen. Die Jungen andererseits beschäftigten sich stärker mit den Finanzen, dem Sport, der Handelsseite, dem »Exakten Wissen« und den Kurznachrichten. Diese Unterscheidungen entsprechen ein wenig zu genau den Idealen von gebildet und moralisch, männlich und entscheidungsfreudig, als dass es nicht an der völligen Objektivität der Antworten zweifeln ließe.

Doch stimmen sie ziemlich genau mit den Antworten von Scotts Chicagoer Geschäftsleuten und Berufstätigen überein. Diese waren nicht gefragt worden, welche Themen sie am meisten interessierten, sondern, warum sie die eine Zeitung der anderen vorzögen. Nahe-zu 71 Prozent begründeten ihre Präferenz, mit Lokalnachrichten (17,8 Prozent), Politik (15,8 Prozent), Finanzen (11,3 Prozent), Nachrichten aus dem Ausland (9,5 Prozent), Allgemeinem (7,2 Prozent) oder Leitartikeln (9 Prozent). Die anderen 30 Prozent gaben für ihre Entscheidung Gründe an, die nichts mit öffentlichen Angelegenheiten zu tun hatten. Sie rangierten von nicht ganz 7 Prozent derer, die sich für Ethisches entschieden, bis hinab zu dem 1/20 Prozent derer, die besonders an Humor interessiert waren.

Wie passen diese Präferenzen zu dem Raum, den die Zeitungen den verschiedenen Gegenständen einräumen? Unglücklicherweise liegen zu diesem Punkt von den Zeitungen, welche die Chicagoer und New Yorker Gruppen lasen, aus der Zeit der Befragung keine Statistiken vor. Es gibt jedoch eine

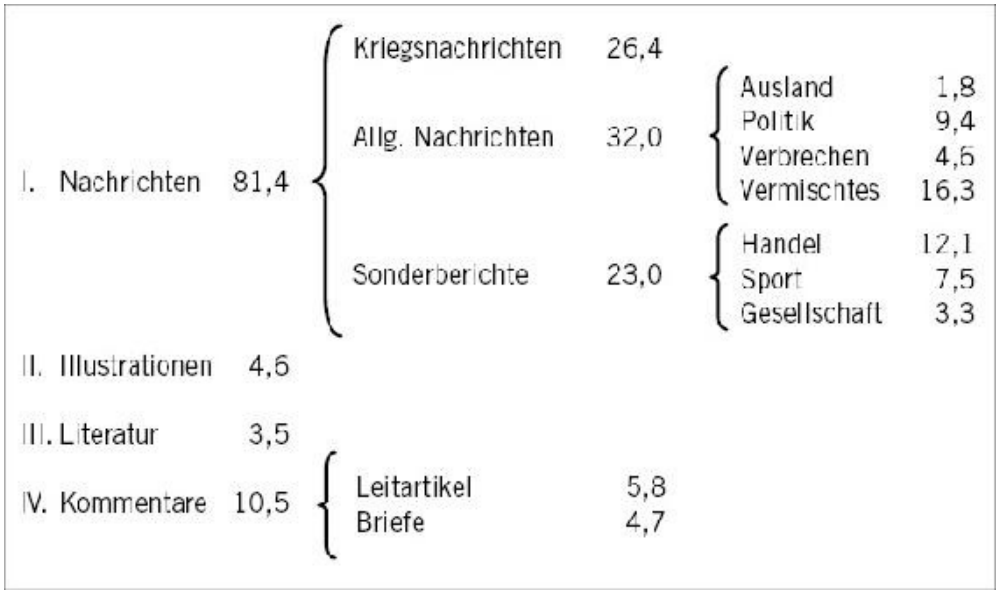
interessante Analyse, die Wilcox vor über zwanzig Jahren angestellt hat. Er untersuchte 110 Zeitungen aus 14 Großstädten und klassifizierte die Themen von über 9000 Spalten.

Im Durchschnitt auf das ganze Land berechnet, füllte der unterschiedliche Zeitungsstoff (in Prozenten):




Um diese Tabelle ins richtige Verhältnis zu bringen, muss man den Raum für die Anzeigen ausschließen und die Prozentanteile umrechnen. Denn die Anzeigen nahmen ja nur einen unendlich kleinen Teil der bewussten Vorlieben der Chicagoer oder der Collegegruppe ein. Ich glaube, dieses Verfahren ist für unsere Zwecke deshalb gerechtfertigt, weil die Presse die Anzeigen druckt, die sie bekommt,[14] während der Rest der Zeitungen für den Lesergeschmack bestimmt ist.

Die Tabelle sieht dann so aus:



| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| I. Nachrichten | 81,4 | Kriegsnachrichten | 26,4 | | |
| | | Allg. Nachrichten | 32,0 | Ausland | 1,8 |
| | | | | Politik | 9,4 |
| | | | | Verbrechen | 4,6 |
| | | | | Vermischtes | 16,3 |
| | | Sonderberichte | 23,0 | Handel | 12,1 |
| | | | | Sport | 7,5 |
| | | | | Gesellschaft | 3,3 |
| II. Illustrationen | 4,6 | | | | |
| III. Literatur | 3,5 | | | | |
| IV. Kommentare | 10,5 | Leitartikel | 5,8 | | |
| | | Briefe | 4,7 | | |

Dieser Vergleich erweckt den Anschein, als ob der Geschmack von Geschäftsleuten und Collegestudenten aus Großstädten von heute noch immer mehr oder weniger der durchschnittlichen Beurteilung durch großstädtische Zeitungsredakteure vor zwanzig Jahren entspricht. Seit dieser Zeit ist der Anteil von ausführlichen Artikeln gegenüber den reinen Nachrichten zweifellos größer geworden, und gleichzeitig haben die Verbreitung und der Umfang der Zeitungen zugenommen. Wenn man daher heute genaue Antworten von typischeren Gruppen als Collegestudenten oder Geschäftsleuten und Berufstätigen erhalten könnte, so würde man vermutlich eine geringere Prozentzahl für die Zeit errechnen, die öffentlichen Angelegenheiten gewidmet wird, und ebenso eine geringere Prozentzahl für die dafür aufgewendete Fläche. Andererseits würde man vermutlich feststellen, dass der Durchschnittsleser mehr als eine Viertelstunde auf seine Zeitungslektüre verwendet und dass, während der Prozentanteil der Fläche, der öffentlichen Angelegenheiten eingeräumt wird, geringer ist als vor zwanzig

Jahren, der Nettobetrag größer ist.

Aus diesen Zahlen kann man keine tiefschürfenden Schlüsse ziehen. Sie tragen lediglich dazu bei, uns einen etwas deutlicheren Begriff von dem Aufwand zu geben, der Tag für Tag für die Aneignung der Grundlagen für unsere Meinungen aufgebracht wird. Die Zeitungen sind natürlich nicht das einzige Mittel, aber sie sind zweifellos die wichtigsten. Illustrierte Zeitungen, das öffentliche Forum, Vortragsreihen, die Kirche, politische Versammlungen, Gewerkschaftssitzungen, Frauenklubs und Nachrichtensendungen in den Kinos ergänzen die Presse. Auch wenn man dies alles sehr günstig berechnet, ist die tägliche Zeit kurz, in der jeder von uns der Information aus unserer unsichtbaren Umwelt direkt ausgesetzt ist.

# Schnelligkeit, Worte und Klarheit

## *1*

Die unsichtbare Umwelt wird uns hauptsächlich durch Worte nahegebracht. Diese Worte werden von den Reportern durch Funk oder Radio den Redakteuren übermittelt, die sie für den Druck redigieren. Telegramme sind teuer, und die Einrichtungen hierfür sind oft begrenzt. Die Pressenachricht ist daher gewöhnlich verschlüsselt. So kann eine Depesche, die wie folgt lautet:

> »Washington D. C, den x. Juni Die USA betrachten die Frage des deutschen Schiffsraumes, der beim Ausbruch der Feindseligkeiten in Amerika beschlagnahmt worden ist, als abgeschlossen.«

In dieser Form weitergegeben werden:

> »Wash 1. Die USA betr Frage dt Schiffsr d b Ausbr d Feindsel in Am beschlagn w ist als abgeschl.«

Die Pressemeldung

> »Berlin, den 1. Juni. Reichskanzler Wirth erläuterte heute vor dem Reichstag sein Regierungsprogramm und erklärte, dass Restauration und Versöhnung Kern der neuen Regierungspolitik sein werden. Er fügte hinzu, dass das Kabinett entschlossen sei, die Abrüstung in loyaler Weise vorzunehmen, und dass die Abrüstung nicht die Gelegenheit für die Auferlegung weiterer Strafen durch die Alliierten sein werde.«

kann in dieser Form telegrafiert werden:

> »Berlin 1. Kanzl Wirth erläut heute v d RT Regprogr u erkl d Restaur u Versöhn

Kern d nen Regpol s w. Er fügte hinz d d Kab entschl sei d Abr in loy Weise vorzun u d d Abr n d Gelegh f d Auferlegg weit Straf d d All s werde.«

Bei dem zweiten Beispiel ist das Wesentliche aus einer langen Rede in einer fremden Sprache herausgeschält, übersetzt, verschlüsselt und dann wieder entschlüsselt worden.

Die Funker, die die Signale erhalten, transkribieren sie gleich bei Empfang, und man hat mir erzählt, dass ein guter Funker 15 000 oder sogar noch mehr Wörter in acht Stunden täglich, bei einer halben Stunde Mittagspause und weiteren zweimal zehn Minuten Ruhepause, schreiben könne.

## *2*

Wenige Wörter stehen oft für eine ganze Reihe von Handlungen, Gedanken, Gefühlen und Folgen. Wir lesen zum Beispiel:

»Washington, den 23. Dezember. Heute veröffentlichte die Korea-Kommission einen Bericht, der nach der Kommission auf authentischen Berichten aus der Mandschurei beruht und die japanischen Militärbehörden schrecklicherer und barbarischerer Untaten beschuldigt, als sie sich während des Weltkrieges in Belgien zutrugen.«

Hier berichten Augenzeugen, deren Zuverlässigkeit unbekannt ist, den Verfassern »authentischer Berichte«; diese ihrerseits übermitteln diese Berichte an eine Kommission, die in 8 000 Kilometer Entfernung tagt. Sie bereitet eine Erklärung vor, die wahrscheinlich viel zu lang für die Veröffentlichung ist, weshalb ein Korrespondent eine Druckvorlage von sechs Zeilen herausschält. Der Sinn der Nachricht muss wie durch ein Fernglas aus der Ferne so betrachtet werden, dass sie dem Leser zu beurteilen gestattet, wieviel Gewicht er dieser Nachricht beilegen

darf.

Es ist zweifelhaft, ob ein großer Meister des Stiles in der Lage wäre, alle wesentlichen Elemente der Wahrheit, die der Sache vollständig gerecht würden, in einen 100 Wörter umfassenden Bericht über die mehrere Monate dauernden Geschehnisse in Korea zu packen. Denn die Sprache ist keineswegs ein vollkommenes Transportmittel für Bedeutungen. Wörter werden wie Münzen hin und her gewendet, um heute diese Bilderfolge, morgen jene hervorzurufen. Es gibt keinerlei Sicherheit, dass ein und das selbe Wort im Kopf des Lesers genau dieselbe Vorstellung hervorrufen wird wie im Kopf des Reporters. Wenn jede Tatsache und jeder Zusammenhang eine eindeutige Bezeichnung trüge und wenn alle mit den Worten einverstanden wären, so wäre es theoretisch möglich, ohne Missverständnisse miteinander zu kommunizieren. In den exakten Wissenschaften hat man sich diesem Ideal angenähert, und darin liegt zum Teil der Grund dafür, dass von allen Formen der weltweiten Zusammenarbeit die wissenschaftliche Forschung die erfolgreichste ist.

Die Menschen verfügen über weniger Worte als Gedanken, die sie ausdrücken wollen, und eine Sprache ist nach Jean Paul ein Wörterbuch der verblichenen Metaphern.[15] Der Journalist, der eine halbe Million Leser anspricht, von denen er nur eine vage Vorstellung hat, der Sprecher, dessen Worte sich blitzartig in entfernte Dörfer und nach Übersee bewegen, darf nicht hoffen, dass einige wenige Sätze die ganze Last ihrer Bedeutung tragen. »Die Worte von Lloyd George, die schlecht verstanden und schlecht übermittelt worden sind«, sagte Aristide Briand vor der französischen Deputiertenkammer,[16] »schienen den Pangermanisten den Gedanken einzugeben, dass die Zeit gekommen sei, etwas anzufangen.« Ein britischer Premierminister, der auf Englisch zur ganzen aufmerksamen

Welt redet, spricht seinen eigenen Inhalt in seinen eigenen Worten gegenüber allen möglichen Leuten aus, die ihre Meinung in diesen Worten verstehen werden. Es spielt keine Rolle, wie inhaltsreich oder wie scharfsinnig er gesprochen hat – ja, je inhaltsreicher und scharfsinniger das ist, was er zu sagen hat, desto stärker wird dessen Sinn darunter leiden, da er in die gewöhnliche Sprache übergeht und dann wieder unter den Seelen anderer Länder verteilt wird.

Millionen Menschen, die ihn beobachten, können kaum lesen. Weitere Millionen vermögen die Wörter zwar zu lesen, aber ihren Sinn nicht zu begreifen. Von denen, die sowohl lesen als auch begreifen können, haben vielleicht drei Viertel täglich eine halbe Stunde Zeit für die Sache. Für sie stellen die so erworbenen Worte den Schlüssel zu einer ganzen Vorstellungsreihe dar, auf der schließlich ein Votum von unabsehbaren Folgen basiert. Notwendigerweise nehmen die Vorstellungen, deren Bildung wir den Worten erlauben, den breitesten Raum bei dem ursprünglichen Material unserer Meinungen ein. Die Welt ist jedoch riesengroß, die Situationen, die uns angehen, sind kompliziert, es gibt nur wenige Meldungen darüber, und der größte Teil der Meinung muss in der Vorstellung aufgebaut werden.

Welches Bild ruft das Wort »Mexiko« in einem Bewohner New Yorks hervor, wenn wir es verwenden? Wahrscheinlich ist es eine Zusammensetzung aus Sand, Kakteen, Bohrtürmen, Mexikanern, Rum trinkenden Indianern, reizbaren alten Kavalieren, die ihre Backenbärte und ihre Würde pflegen, oder vielleicht ein idyllisches Landvolk in der Art von Jean-Jacques Rousseau, das von der Aussicht auf qualmende Industrie geplagt wird und für die Menschenrechte kämpft. Welche Vorstellungen ruft das Wort »Japan« hervor? Ist es eine unbestimmte Horde von schlitzäugigen gelben Männern, die von Gelben Gefahren

umgeben sind, von Filmbräuten, Fächern, Samurais, Banzais, Kunst und Kirschblüten? Oder das Wort »alien« (Ausländer)? Eine Anzahl Neuengland-Studenten verstand im Jahre 1920 folgendes darunter[17]:

»Eine Person, die unserem Land feindlich gesinnt ist.«
»Eine Person, die gegen die Regierung eingestellt ist.«
»Eine Person, die auf der anderen Seite steht.«
»Ein Eingeborener eines unfreundlichen Landes.«
»Ein Ausländer im Krieg.«
»Ein Ausländer, der dem Lande, in dem er sich befindet, Schaden zuzufügen versucht.«
»Ein Feind aus einem fremden Land.«
»Eine Person gegen ein Land«, und so weiter.

Dabei ist das Wort »alien« ein außerordentlich präziser juristischer Fachbegriff, viel genauer als Wörter wie Souveränität, Unabhängigkeit, nationale Ehre, Rechte, Verteidigung, Aggression, Imperialismus, Kapitalismus, Sozialismus, bei denen wir so bereitwillig Partei »dafür« oder »dagegen« ergreifen.

## *3*

Wer oberflächliche Analogien klar voneinander zu trennen, Unterschiede zu beachten und Vielfalt zu würdigen vermag, besitzt Geistesklarheit. Es ist eine relative Fähigkeit. Indessen gibt es sehr große Unterschiede an Geistesklarheit, sagen wir, wie zwischen einem neugeborenen Kind und einem Botaniker, der eine Blume untersucht. Für das Kind besteht noch recht wenig Unterschied zwischen seinen eigenen Zehen, Vaters Uhr, der

Lampe auf dem Tisch, dem Mond am Himmel und einer hübschen hellgelben Ausgabe von Guy de Maupassant. Für manches Mitglied des Union League Club besteht kein bemerkenswerter Unterschied zwischen einem Demokraten, einem Sozialisten, einem Anarchisten und einem Räuber, während sich für einen hochgebildeten Anarchisten ein himmelweiter Unterschied zwischen Bakunin, Tolstoi und Kropotkin auftut. Diese Beispiele zeigen, wie schwierig es sein kann, unter Kleinkindern eine gut fundierte öffentliche Meinung über Maupassant zu erlangen oder im Union League Club eine solche über die Demokraten.

Jemand, der nur in Autos anderer Leute fährt, vermag sich kaum zu einer feineren Unterscheidung als zwischen einem Ford, einem Taxikabriolett und einem Kraftfahrzeug aufzuschwingen. Wenn derselbe Mann aber einen eigenen Wagen besitzt und ihn auch fährt, wenn er, wie die Psychoanalytiker sagen würden, seine Libido auf Autos würfe, so würde er den Unterschied von Vergasern beschreiben, indem er das Hinterteil eines in einer Entfernung von einem Häuserblock fahrenden Wagens bloß anschaut. Deshalb empfindet man oft eine so große Erleichterung, wenn das Gespräch von »allgemeinen Gegenständen« eine Wendung zum Hobby eines Gesprächspartners nimmt. Es ist, als ob man sich von einer Landschaft an der Wand eines Wohnzimmers zu den frischgepflügten Feldern draußen vor den Fenstern wendete. Es ist eine Rückkehr in die dreidimensionale Welt nach einem Aufenthalt im Bild des Malers, der darin seine eigene emotionale Reaktion auf seine eigene nachlässige Erinnerung dessen darstellt, was er glaubt gesehen zu haben müssen.

Wir identifizieren, so sagt Ferenczi, zwei nur teilweise ähnliche Dinge[18]: das Kind umstandsloser als der Erwachsene, der primitive oder stehengebliebene Mensch bereitwilliger als der

reife. Bei seinem ersten Auftreten scheint das kindliche Bewusstsein ein unüberschaubares Gemisch von Empfindungen zu sein, die man nicht in die Gewalt bekommen kann. Das Kind hat keinen Zeitsinn und fast kein Raumgefühl, es greift nach dem Kerzenhalter mit demselben Vertrauen, mit dem es nach Mutters Brust greift und anfangs mit fast derselben Erwartung. Ganz allmählich erst findet es die Funktion des Gegenstandes heraus. Für den vollkommen unerfahrenen Geist ist die Welt zusammenhängend und undifferenziert in der alle Fakten, wie jemand aus einer Philosophenschule gesagt hat, frei und gleich geboren sind. Diejenigen Tatsachen, die in der Welt zusammengehören, haben sich noch nicht von denen getrennt, die zufällig im Bewusstseinsstrom nebeneinander liegen.

Zuerst, so sagt Ferenczi, bekommt das Neugeborene einige der Dinge, die es haben will, indem es danach schreit. Das ist »die Periode magisch-halluzinatorischer Allmacht«. In seiner zweiten Phase deutet das Kind auf die Dinge, die es haben will, und sie werden ihm gegeben. »Allmacht mit Hilfe von magischen Gesten.« Später lernt das Kind sprechen, es fragt nach dem, was es haben will, und hat damit teilweise Erfolg. »Die Periode der magischen Gedanken und magischen Wörter.« Jedes Stadium kann, allerdings überlagert und nur zeitweise sichtbar, für bestimmte Situationen, fortbestehen, wie zum Beispiel bei den harmlosen kleinen abergläubischen Neigungen, von denen nur wenige von uns ganz frei sind. In jedem Stadium begünstigt der Teilerfolg die Förderung eines weiteren. Viele Individuen, Gruppen und sogar Völker scheinen selten über die magische Ordnung der Erfahrung hinauszugelangen. Bei den fortgeschritteneren Teilen der fortgeschrittensten Völker haben der Versuch und der Irrtum nach wiederholtem Misslingen zur Erfindung eines neuen Prinzips geführt. Sie haben gelernt, dass der Mond sich nicht dadurch bewegt, dass man ihn anbellt. Das

Getreide wächst nicht aus dem Boden als Folge von Frühlingsfesten oder republikanischen Mehrheiten, sondern mit Hilfe des Sonnenlichtes, der Feuchtigkeit, der Aussaat, des Kunstdüngers und der Bodenbearbeitung.[19]

Bei Beachtung des bloß schematischen Werts der Reaktionskategorien Ferenczis ist ihre entscheidende Eigenschaft das Vermögen, zwischen groben Wahrnehmungen und unbestimmten Analogien zu unterscheiden. Dieses Vermögen ist unter Laborbedingungen untersucht worden.[20] Die Züricher Assoziationsstudien zeigen klar, dass leichte geistige Ermüdung, innere Beunruhigung der Aufmerksamkeit oder äußere Ablenkung dazu beitragen, die Reaktionsfähigkeit »abzuflachen«. Ein Beispiel für den sehr »flachen« Typ ist die Klangassoziation (Maus-Haus), eine Reaktion auf den Laut und nicht auf den Sinn des Reizwortes. Ein Test zeigt zum Beispiel eine neunprozentige Zunahme des Klanges bei der zweiten Folge von hundert Reaktionen. Jetzt ist der Klang fast eine Wiederholung, eine sehr einfache Form der Analogie.

## *4*

Wenn die verhältnismäßig einfachen Bedingungen eines Laboratoriums das Unterscheidungsvermögen so leicht abflachen können, wie muss sich dann erst das Stadtleben auswirken? Im Laboratorium ist die Ermüdung ziemlich gering, die Ablenkung eher schwach. Beide werden durch das Interesse und die bewusste Anteilnahme der Untersuchungsperson aufgewogen. Wenn jedoch schon das Schlagen eines Metronoms die Intelligenz beeinträchtigt, was mögen da acht oder zwölf Stunden Lärm, Geruch und Hitze in einer Fabrik oder Tag für Tag

das Klappern von Schreibmaschinen und Klingeln von Telefonen und das Türenschlagen den politischen Urteilen zufügen, die sich auf Grund der Zeitungslektüre in Straßenbahnen und Untergrundbahnen bilden? Kann man in dem Durcheinander von Lauten etwas hören, was nicht quietscht, oder in dem allgemeinen Lichtermeer etwas sehen, das nicht wie eine Lichtreklame aufblitzt? Dem Leben des Stadtbewohners fehlen Einsamkeit, Stille und Gemütsruhe. Die Nächte sind voller Lärm und Licht. Die Großstadtmenschen werden unaufhörlich von Geräuschen bestürmt, die mal laut und grell sind, mal in fragmentarische, aber endlose und unerbittliche Rhythmen fallen. In der modernen Industriewelt geht das Denken im Lärmbad vor sich. Wenn seine Unterscheidungen auch oft flach und albern sind, so bleibt doch wenigstens ein kleiner Teil der Vernunft übrig. Das souveräne Volk bestimmt über Leben und Tod und Glück unter Bedingungen, unter denen, wie Erfahrung und Experiment gleicherweise zeigen, das Denken äußerst schwierig ist. »Die unerträgliche Last des Denkens« ist dann eine Bürde, wenn die Bedingungen es beschwerlich machen. Denken ist genauso beglückend und naturgemäß wie der Tanz.

Jeder, der denkt, weiß, dass er für eine gewisse Zeit am Tage eine Oase der Stille um sich legen muss. In dem Durcheinander, dem wir mit dem Wort Zivilisation schmeicheln, vollzieht der Bürger das gefährliche Geschäft der Regierung unter den allerschlimmsten Bedingungen. Eine schwache Erkenntnis dieser Wahrheit inspiriert die Bewegung für einen kürzeren Arbeitstag, für längere Ferien, für Licht, Luft, Ordnung, Sonnenschein und Würde in Fabriken und Büros. Das ist aber bloß der Anfang, wenn es um die Verbesserung der intellektuellen Qualität unseres Lebens geht. Solange so viele Berufe eine endlose und für den Arbeiter ziellose Routine sind, eine Art Automatismus, der eine Reihe von Muskeln in ständig sich wiederholender Bewegung

benutzt, wird sein ganzes Leben zu einem Automatismus, in dem nichts von etwas anderem deutlich unterschieden werden kann, es sei denn, es kündige sich mit einem Donnerschlag an. Solange der Mensch bei Tag und sogar bei Nacht körperlich in Menschenmassen eingekeilt ist, wird seine Aufmerksamkeit flackern und nachlassen. Sie wird dort nichts festhalten und klar definieren, wo er das Opfer aller Arten von Tumult ist, in einem Heim, dessen Durcheinander von Plackerei, schreienden Kindern, rauen Auseinandersetzungen, unverdaulicher Nahrung, schlechter Luft und erstickender Dekoration befreit werden müsste.

Gelegentlich betreten wir ein Gebäude, das ruhig und geräumig ist. Wir gehen in ein Theater, wo moderne Bühnenkunst die Ablenkung abschneidet, oder wir fahren an die See oder an einen ruhigen Ort, und wir erinnern uns, wie unordentlich, wie launenhaft, wie oberflächlich und lärmend das alltägliche Leben in der Stadt von heute ist. Wir lernen verstehen, warum unsere verwirrten Köpfe nur Weniges präzise begreifen, warum sie von Schlagzeilen und Schlagwörtern aufgegriffen und in einer Art Tarantella herumgestoßen werden, warum sie so oft die Dinge nicht auseinanderhalten oder bei scheinbaren Unterschieden die Identität nicht erkennen können.

## *5*

Aber diese äußere Unordnung wird durch die innere noch weiter kompliziert. Das erwähnte Experiment zeigt, dass die Schnelligkeit, die Genauigkeit und die intellektuelle Fähigkeit der Assoziation durch das, was wir Gefühlskonflikte zu nennen gelehrt wurden, gestört werden. Eine Folge von hundert

Anreizen, in Fünftelsekunden bemessen, die sowohl neutrale wie erregende Wörter enthielten, ergab eine Varianz zwischen 5 und 32 oder sogar ein völliges Ausbleiben von Reaktionen.[21] Offenbar steht unsere öffentliche Meinung in periodischer Fühlung mit Anlagen aller Art, mit Ehrgeiz und wirtschaftlichem Interesse, persönlicher Feindschaft, Rassenvorurteilen, Klassenstolz und dergleichen. Sie verfälschen in vielfältiger Weise unsere Lektüre, unser Denken, unser Gespräch und unser Verhalten.

Und da Meinungen schließlich nicht vor den gewöhnlichen Mitgliedern einer Gesellschaft haltmachen, da für die Zwecke einer Wahl, einer Propaganda, einer Gefolgschaft Zahlen Macht darstellen, wird die Qualität der Aufmerksamkeit noch weiter herabgedrückt. Die Masse der absoluten Analphabeten, der Schwachsinnigen, groben Neurotiker, Unterernährten und gehemmten Individuen ist sehr groß, viel größer als wir im Allgemeinen zu vermeinen Grund haben. So werden weitreichende gängige Aufrufe an Personen gerichtet, die geistig noch Kinder oder Barbaren sind, an Leute, deren Leben ein Morast an Wirrungen, an Menschen, deren Vitalität erschöpft ist, an Kranke und an Menschen, deren Erfahrung kein Element des Problems enthält, das zur Diskussion steht. Der Fluss der öffentlichen Meinung wird jedoch von ihnen in kleinen Strudeln des Missverständnisses aufgehalten, in denen sie durch Vorurteile und weit hergeholte Analogien entstellt wird.

Ein »breit gestreuter Reiz« trägt der Qualität der Assoziation Rechnung und ist auf jene Empfindlichkeiten zugeschnitten, die weit verbreitet sind. Ein »begrenzter« oder »besonderer« Reiz richtet sich an Empfindlichkeiten, die ungewöhnlich sind. Aber dasselbe Individuum reagiert vielleicht auf sehr unterschiedliche Weise auf verschiedene Anreize oder verschieden auf dieselben Anreize zu verschiedenen Zeiten. Die menschlichen Gefühle sind wie eine Alpenlandschaft. Es gibt darin alleinstehende Gipfel,

ausgedehnte, aber voneinander getrennte Hochebenen und tiefere Schichten, die sich kontinuierlich durch fast die gesamte Menschheit hindurchziehen. So können Individuen, deren Gefühle in die verdünnte Atmosphäre hinaufreichen, in der ein äußerst feiner Unterschied zwischen Frege und Peano oder zwischen Sassettas früheren und späteren Perioden besteht, auf einem anderen Niveau des Reizes gute, unerschütterliche Republikaner sein, und wenn sie Hunger und Angst haben, sind sie von anderen hungernden und sich ängstigenden Personen nicht zu unterscheiden. Es ist kein Wunder, dass die Illustrierten mit hohen Auflagen das Gesicht eines hübschen Mädchens irgendeinem anderen Markenzeichen vorziehen, etwa einem Gesicht, das zwar hübsch genug ist, um anzulocken, aber zu unschuldig, um akzeptabel zu sein. Denn das »psychische Niveau«, auf das der Anreiz einwirkt, bestimmt, ob das Publikum potenziell groß oder klein sein wird.

## *6*

So wird die Umwelt, mit der es unsere öffentlichen Meinungen zu tun haben, in mancherlei Weise gebrochen, von der Zensur und der Geheimhaltung an der Quelle, von physischen und sozialen Schranken am anderen Ende, von ungenügender Aufmerksamkeit, von Spracharmut, Ablenkungen, unbewussten Gefühlskonstellationen, natürlicher Abnutzung, Gewalt und Monotonie. Diese Einschränkungen unseres Zugangs zu dieser Umwelt verbinden sich mit der Dunkelheit und Komplexität der Tatsachen selbst und vereiteln so die Klarheit und Richtigkeit der Wahrnehmung, lassen irreführende Fiktionen als vernünftige Gedanken gelten und berauben uns der adäquaten Kontrollen

derjenigen, die uns bewusst irreführen wollen.

# Dritter Teil

# Stereotypen

## Stereotypen

### *1*

Jeder von uns lebt und arbeitet auf einem kleinen Fleck der Erdoberfläche, bewegt sich in einem kleinen Kreis und kennt innerhalb dieses Bekanntenkreises nur einige Menschen näher. Von jedem öffentlichen Ereignis von breiter Wirkung sehen wir bestenfalls nur einen Abschnitt und einen Aspekt. Das gilt ebenso für die großen Wissenden, die Verträge aufsetzen, Gesetze verfassen und Befehle ausgeben, wie für diejenigen, auf die die Verträge angewandt, denen die Gesetze verkündet und Befehle gegeben werden. Unsere Meinungen erfassen naturgemäß einen größeren Raum, eine längere Zeitspanne, eine größere Anzahl von Gegenständen, als wir mit eigenen Augen beobachten können. Sie müssen daher aus den Schilderungen anderer Leute und aus unseren inneren Vorstellungen zusammengesetzt werden.

Doch selbst der Augenzeuge bringt kein unvoreingenommenes Bild vom Schauplatz des Vorgangs mit.[1] Die Erfahrung scheint zu zeigen, dass er bereits etwas zum Schauplatz mitbringt, was er später wieder mitnimmt, und dass das, was er für seinen Bericht von einem Ereignis hält, zumeist tatsächlich dessen Verklärung

ist. Im Bewusstsein scheinen wenige Tatsachen bloß gegeben zu sein. Die meisten Tatsachen im Bewusstsein scheinen zum Teil konstruiert. Ein Bericht ist das gemeinsame Produkt des Kenners und des Bekannten, in dem die Funktion des Beobachters stets eine selektive und für gewöhnlich schöpferische ist. Die Tatsachen, die wir sehen, sind abhängig von unserem Standort und den Gewohnheiten unserer Augen.

Ein unbekannter Schauplatz ist wie die Welt des Kleinkindes »ein großes, blühendes, summendes Durcheinander«.[2] In dieser Weise, sagt John Dewey,[3] überrascht jedes neue Ding einen Erwachsenen, sofern das Ding wirklich neu und eigentümlich ist. »Fremde Sprachen, die wir nicht sprechen, erscheinen stets als Gestammel und Geplapper, aus dem man keine bestimmte, klare und vereinzelte Lautgruppe heraushören kann. Der Landbewohner auf der übervölkerten Straße, die Landratte auf See, der Sport-Ignorant bei einem Kampf zwischen Könnern bei einem komplizierten Spiel sind weitere Beispiele. Man stelle einen Nichteingeweihten mitten in eine Fabrik, und die Arbeit erscheint ihm wie ein sinnloses Durcheinander. Alle Angehörigen einer fremden Rasse schauen für den ausländischen Besucher gleich aus. Nur starke Besonderheiten an Größe oder Farbe kann ein Außenstehender in einer Schafherde unterscheiden, während doch für den Schäfer jedes Tier ein völlig eigenes Wesen ist. Eine weitläufige Unschärfe und ein wahllos wechselnder Sog sind den Dingen eigentümlich, die wir nicht begreifen. Das Problem, den Dingen Bedeutung abgewinnen oder, anders ausgedrückt, Gewohnheiten durch einfaches Verständnis herauszubilden, ist also das Problem 1. *Eindeutigkeit* und *Unterscheidbarkeit* und 2. *Beständigkeit* oder *Stabilität* von Sinn in das, was sonst unbestimmt und schwankend bleibt, einzuführen.«

Aber die Art der eingeführten Eindeutigkeit und Beständigkeit hängt von denen ab, die sie einführen. An späterer Stelle[4] gibt

Dewey ein Beispiel für die Verschiedenheit der Definition des Wortes Metall im Munde eines erfahrenen Laien und eines Chemikers. Der Laie würde in seiner Definition »wahrscheinlich die folgenden Eigenschaften anführen: Glätte, Härte, Glanz, schweres Gewicht im Verhältnis zur Größe … und die nützlichen Eigenschaften: Es kann gehämmert und gezogen werden, ohne zu brechen, durch Hitze weich gemacht und durch Kälte gehärtet werden; es behält seinen Umriss und seine Gestalt, widersteht Druck und Verfall.« Der Chemiker würde zwar vermutlich diese ästhetischen und nützlichen Eigenschaften kennen und ein Metall als »ein chemisches Element« definieren, »das mit Sauerstoff eine Verbindung eingeht und so eine Base bildet«.

Meistens schauen wir nicht zuerst und definieren dann, sondern definieren erst und schauen dann. In dem großen blühenden, summenden Durcheinander der äußeren Welt wählen wir aus, was unsere Kultur bereits für uns definiert hat, und wir neigen dazu, nur das wahrzunehmen, was wir in der Gestalt ausgewählt haben, die unsere Kultur für uns stereotypisiert hat. Wie viele von den Großen, die 1918 in Paris zusammengekommen waren, um die Fragen der Menschheit zu entscheiden, waren in der Lage, viel von Europa zu erkennen, das doch vor ihnen lag, anstatt sich bloß mit ihren politischen Verpflichtungen hinsichtlich Europas zu beschäftigen? Wenn jemand in das Bewusstsein von Clemenceau hätte eindringen können, würde er darin wohl die Bilder Europas im Jahre 1919 oder einen großen Niederschlag stereotyper Vorstellungen und Ideen gefunden haben, die sich in einem langen und kämpferischen Leben angesammelt und verfestigt haben? Sah Clemenceau die Deutschen von 1919 oder jenen deutschen Typus, den er seit 1871 kennengelernt hatte? Er sah den Typus, und unter den Berichten, die ihm aus Deutschland zu Gesicht kamen, akzeptierte er diejenigen, die in seine Vorstellung vom

Typus passten und, wie es scheint, ausschließlich diese Berichte, die zu dem Typus passten, den er im Kopf hatte. Tobte ein Junker, so war das der Deutsche schlechthin; gab ein Arbeiterführer die Schuld des Kaiserreiches zu, so war er nicht der typische Deutsche.

Auf einem Psychologenkongress in Göttingen wurde ein interessanter Versuch mit einer Anzahl vermutlich erfahrener Beobachter gemacht:

> »Unweit der Halle, in der der Kongress abgehalten wurde, fand ein Volksfest mit Maskenball statt. Plötzlich wurde die Saaltür aufgerissen, und ein Clown stürzte herein. Ihn verfolgte wie ein Irrer ein Neger, der einen Revolver in der Hand hielt. In der Mitte des Raumes kam es zum Kampf zwischen den beiden; der Clown fiel zu Boden, der Neger sprang auf ihn, schoss, und beide stürzten dann wieder aus der Halle. Der ganze Vorfall dauerte keine zwanzig Sekunden.
>
> Der Vorsitzende der Versammlung der Versammlung bat die Anwesenden, sofort einen Bericht zu schreiben, weil sicherlich eine polizeiliche Untersuchung angeordnet würde. 40 Berichte wurden abgegeben. Bloß ein einziger hatte weniger als 20 Prozent Fehler bezüglich der Hauptfakten gemacht, 14 wiesen 20 bis 40 Prozent Fehler auf, 12 zwischen 40 und 50 Prozent Fehler auf. Darüber hinaus waren in 24 Darstellungen 10 Prozent der Einzelheiten reine Erfindungen, und dieser Anteil wurde in 10 Berichten überschritten, in 6 war er geringer. Knapp ein Viertel der Darstellungen war falsch.
>
> Selbstverständlich war der ganze Vorfall bloßgestellt und sogar vorher fotografiert worden. Die zehn falschen Schilderungen können daher in den Bereich der Märchen und Sagen verwiesen werden; 24 Darstellungen sind halb erfunden, und 6 haben einen Aussagewert, der sich dem eines exakten Beweismaterials nähert.«

Die überwiegende Mehrheit von 40 erfahrenen Beobachtern, die einen zuverlässigen Bericht über ein Geschehen, das sich soeben unmittelbar vor ihren Augen abgespielt hatte, schreiben sollten,

hatte eine Szene gesehen, die gar nicht stattgefunden hatte. Was hatten sie denn gesehen? Man würde meinen, es wäre leichter zu erzählen, was vorgefallen war, als etwas zu erfinden, was sich nicht zugetragen hatte. Die Schreiber der Berichte hatten alle ihren feststehenden Typ eines solchen Streits beobachtet. Alle hatten im Laufe ihres Lebens eine Reihe von Streitbildern kennengelernt, und diese Vorstellungen flimmerten vor den Augen. Bei einem einzigen Mann verdrängten diese Bilder weniger als 20 Prozent des wahren Ablaufs, bei 13 mehr als die Hälfte. Bei 34 von 40 Beobachtern überdeckten die Stereotypen mindestens ein Zehntel des Vorgangs.

Ein bekannter Kunstkritiker hat gesagt, dass »teils infolge der nahe-zu unzähligen Erscheinungsweisen, die ein Gegenstand annehmen kann …, teils infolge unserer Unempfänglichkeit und Unaufmerksamkeit, die Gegenstände kaum so ausgeprägte, klare Züge und Umrisse für uns hätten, dass wir sie jederzeit nach Wunsch ins Gedächtnis zurückrufen könnten, wenn sie nicht stereotype Gestalt hätten, die die Kunst Ihnen verliehen hat«[5] In Wahrheit geht der Sachverhalt noch darüber hinaus, denn die der Welt zugeschriebenen stereotypen Formen kommen nicht nur von der Kunst (gemeint sind Malerei, Bildhauerei und Literatur), sondern werden ebenso von unseren Sittengesetzen, von der Gesellschaftslehre und unseren politischen Anschauungen bestimmt. Setzt man im folgenden Zitat aus Berenson die Worte »Politik«, »Geschäft« und »Gesellschaft« für das Wort »Kunst«, so bleiben diese Sätze nicht weniger wahr: » … Wenn uns nicht ein langes Studium aller Kunstschulen gelehrt hat, mit unseren eigenen Augen zu sehen, nehmen wir früh die Gewohnheit an, alles, was wir betrachten, in die Formen zu pressen, die der einen Kunstgattung entlehnt sind, mit der wir vertraut sind. Dort liegt unser Standard künstlerischer Wirklichkeit. Setzt uns irgendwer Formen und Farben vor, die

nicht sofort in unseren lumpigen Vorrat abgedroschener Formen und Farbschattierungen hineinpassen, so schütteln wir den Kopf über sein Unvermögen, Dinge wiederzugeben, deren Aussehen wir genau kennen, oder wir klagen ihn der Unaufrichtigkeit an.«

Berenson spricht von unserem Unbehagen, wenn ein Maler »Gegenstände nicht genauso sichtbar macht, wie wir selbst sie sehen«, und von der Schwierigkeit, die Kunst des Mittelalters richtig zu würdigen, weil sich seither »unsere Art, Formen sichtbar zu machen, tausendfach gewandelt hat«.[6] Er zeigt weiterhin, wie man uns in Bezug auf die menschliche Gestalt das zu sehen beigebracht hat, was wir tatsächlich sehen. »Von Donatello und Masaccio geschaffen, von den Humanisten sanktioniert, bot der neue Kanon der menschlichen Gestalt, das neue Modell der Charakteristika … den damals herrschenden Klassen den Typus des Menschen, der aller Voraussicht nach im Kampfe menschlicher Kräfte den Sieg davontragen würde … Wer besaß die Macht, dieses neue Vorbild zu durchbrechen und aus dem Chaos der Dinge Formen auszuwählen, welche die Wirklichkeit bestimmter ausdrückten als jene, die von genialen Menschen festgelegt worden waren? Kein einziger besaß diese Macht. Die Menschen mussten notgedrungen die Dinge auf diese eine und keine andere Weise und nur die schon niedergelegten Formen sehen, nur die dargebotenen Ideale verehren … «[7]

## *2*

Wenn wir die Handlungen anderer Leute nicht völlig verstehen können, bevor wir nicht wissen, was sie zu wissen meinen, dann müssen wir, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nicht nur die ihnen verfügbaren Informationen beurteilen, sondern

auch die Köpfe, durch die sie die Informationen gefiltert haben. Denn die akzeptierten Typen, die geläufigen Denkschemata, die Standardversionen fangen die Informationen auf ihrem Weg zum Bewusstsein ab. Amerikanisierung zum Beispiel ist vordergründig mindestens die Einsetzung amerikanischer Stereotypen für europäische. Den Pächter, der in Europa seinen Grundbesitzer vielleicht als Herrn des Herrenhauses angesehen, seinen Arbeitgeber als den örtlichen Magnaten betrachtet hat, veranlasst die Amerikanisierung, den Grundbesitzer und den Arbeitgeber nun nach amerikanischen Gewohnheiten zu betrachten. Dies bewirkt eine Bewusstseinsänderung, die, wenn die Impfung gelingt, tatsächlich ein Blickwechsel ist. Sein Auge sieht anders. Eine freundliche Dame hat zugegeben, dass ihre Stereotypen für sie von solch maßloser Wichtigkeit sind, dass, wenn man mit den ihren nicht nachsichtig ist, zumindest sie unfähig sei, an die Brüderschaft der Menschen und die Vaterschaft Gottes zu glauben:

> »Die Kleider, die wir tragen, berühren uns auf seltsame Weise. Das Gewand schafft eine geistige und soziale Atmosphäre. Was kann man für das Amerikanische eines Mannes erhoffen, der darauf besteht, einen Londoner Schneider zu beschäftigen? Die besondere Nahrung eines Menschen berührt sein Amerikaner-Sein. Welche Art amerikanischen Bewusstseins kann schon in der Atmosphäre von Sauerkraut und Limburger Käse entstehen? Oder, was können Sie vom Amerikanischen bei einem Mann erwarten, dessen Atem stets nach Knoblauch duftet?«[8]

Diese Dame hätte wohl Patronin eines Festumzugs sein können, den einer meiner Freunde einmal angeschaut hat. Der Aufzug wurde »Der Schmelztiegel« genannt und fand am 4. Juli in einer Autostadt statt, in der viele im Ausland geborene Arbeiter beschäftigt sind. Im Mittelpunkt der Baseballanlage stand auf der zweiten Grundlinie ein riesiger aus Holz und Leinwand gefertigter

Tiegel, Stufen führten auf zwei Seiten zum Rande hinauf. Nachdem sich die Zuschauer gesetzt hatten und die Kapelle gespielt hatte, kam der Festzug durch die Öffnung auf der einen Spielfeldseite. Er bestand aus Leuten verschiedener Nationalität, die in den Werken der Stadt beschäftigt waren. Sie trugen ihre Volkstrachten, sangen ihre nationalen Lieder, tanzten ihre Volkstänze und trugen die Fahnen ganz Europas. Als Uncle Sam verkleidet fungierte der Direktor der Grundschule als Zeremonienmeister. Er geleitete die Festzugsteilnehmer die Stufen des Tiegels hinauf und hinein. Dann rief er sie auf der anderen Seite wieder heraus. Sie kamen jetzt mit Derbyhüten, Derbymänteln, -hosen, -westen, steifem Kragen und gesprenkelter Krawatte wieder heraus. Mein Freund meinte, jeder habe zweifellos einen Eversharp-Bleistift in der Tasche gehabt, und alle sangen das Lied vom Sternenbanner.

Den Veranstaltern dieses Festzuges und wahrscheinlich den meisten Teilnehmern erschien es, als ob es ihnen gelungen sei, das wesentlichste Hindernis für eine freundschaftliche Vereinigung der älteren Einwohner Amerikas und der Neuankömmlinge auszudrücken. Der Widerspruch ihrer Stereotypen hatte die volle Erkenntnis ihres gemeinsamen Menschseins beeinträchtigt. Leute, die ihren Namen wechseln, wissen das. Sie glauben sich und ihre Einstellung Fremden gegenüber zu ändern.

Es besteht natürlich eine Verknüpfung zwischen dem äußeren Schauplatz und dem Bewusstsein, mit dem wir den Vorgang beobachten, ebenso wie es Männer mit langen Mähnen und Frauen mit Bubiköpfen bei Versammlungen von Radikalen gibt. Aber für den oberflächlichen Beobachter genügt ein loser Zusammenhang. Wenn zwei Bubiköpfe und vier Bartträger unter den Zuhörern sind, so ist es für den Berichterstatter eine bubiköpfige und bärtige Zuhörerschaft. Er weiß von vornherein,

dass derartige Versammlungen sich aus Leuten zusammensetzen, die in Bezug auf die Haartracht einen derartigen Geschmack haben. Es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen unserer Sicht der Dinge und den Fakten, aber es ist oft ein wunderlicher Zusammenhang. Ein Mann hat bisher eine Landschaft fast nur unter dem Gesichtspunkt betrachtet, ob sie sich zur Parzellierung für Bauzwecke eignet, aber er hat schon Landschaften im Wohnzimmer hängen sehen. Und danach hat er gelernt, sich eine Landschaft als einen rosaroten Sonnenuntergang vorzustellen oder als eine Landstraße mit einem Kirchturm und einem silberglänzenden Mond. Eines Tages geht er aufs Land, und stundenlang erkennt er kein Stückchen Landschaft. Dann geht die Sonne rosarot unter. Auf einmal bemerkt er jetzt eine Landschaft und ruft aus, wie herrlich sie sei. Zwei Tage danach wird er bei dem Versuch, das Gesehene ins Gedächtnis zurückzurufen, sich im Wesentlichen an irgendeine Landschaft im Wohnzimmer erinnern. Er hat den Sonnenuntergang wirklich beobachtet, es sei denn, er war betrunken oder verrückt oder hat geträumt, aber er sah darin und vor allem in seiner Rückerinnerung mehr, was das Ölgemälde ihn sehen lehrte, als was ein impressionistischer Maler oder ein gebildeter Japaner beobachtet und in sich aufgenommen haben würde. Sowohl der Japaner wie auch der Maler werden ihrerseits mehr von der Form, die sie erlernt haben, gesehen und sich daran erinnert haben, es sei denn, sie gehörten zufällig zu den höchst seltenen Leuten, die die Menschheit auf immer neue Weise zu sehen vermögen. Bei ungeschulter Beobachtung greifen wir erkennbare Zeichen aus der Umgebung heraus. Diese Zeichen stehen für Vorstellungen, und diese Vorstellungen füllen wir aus unserem Vorrat an Bildern auf. Wir sehen nicht so sehr gerade diesen Menschen und jenen Sonnenuntergang, wir bemerken

stattdessen nur, dass das Ding ein Mann oder ein Sonnenuntergang ist, und danach sehen wir an solchen Gegenständen hauptsächlich das, wovon unser Kopf bereits voll ist.

## *3*

Hierin liegt natürlich Ökonomie. Denn der Versuch, alle Dinge frisch und im Detail zu sehen statt als Typen und Verallgemeinerungen, erschöpft und kommt bei eiligen Angelegenheiten praktisch überhaupt nicht in Frage. Im Freundeskreis und in Beziehung zu nahestehenden Partnern oder Konkurrenten gibt es keine Abkürzung und keinen Ersatz für individuelles Verstehen. Wir lieben und bewundern die Männer und Frauen am meisten, deren Bewusstsein eher von Individuen als von Typen bevölkert ist, und die eher uns kennen als das Klassifizierungssystem, in das wir hineinpassen könnten. Denn ohne, dass wir es uns selbst gegenüber in Worte fassen, fühlen wir intuitiv, dass jede Klassifizierung auf einen Zweck gerichtet ist, der nicht unbedingt mit unseren eigenen Zielen übereinstimmt, und dass zwischen zwei Menschen keine Beziehung letztlich Würde besitzt, in der nicht jeder der beiden den Anderen als Selbstzweck auffasst. Es haftet ein Makel an jeder Beziehung zweier Menschen, die nicht die persönliche Unverletzlichkeit beider als Grundforderung bekräftigt.

Aber das moderne Leben ist flüchtig und mannigfaltig, vor allem trennt die körperliche Entfernung Menschen, die oft in ständigem, wichtigem Kontakt miteinander stehen, so etwa Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Staatsbeamte und Wähler. Es bleibt weder Zeit noch Gelegenheit für eine nähere

Bekanntschaft. Stattdessen bemerken wir am Gegenüber ein Merkmal, das einen wohlbekannten Typus kennzeichnet, und füllen den Rest des Bildes mittels der Stereotypen, die wir in unseren Köpfen herumtragen. Zum Beispiel: Er ist ein Agitator. So viel merken wir oder man hat es uns gesagt. Gut, ein Agitator ist diese Art von Mensch, und so ist *er* diese Art von Mensch. Oder: Er ist Intellektueller. Er ist Plutokrat. Er ist Ausländer. Er ist »Südeuropäer«. Er stammt aus Back Bay. Er ist Harvard-Absolvent. Welch ein Unterschied zu der Feststellung: Er ist ein Yale-Absolvent! Er ist Berufssoldat. Er war auf der Militärakademie von West Point. Er ist ehemaliger Feldwebel des Heeres. Er wohnt in Greenwich Village: Was also wissen wir dann nicht schon von ihm und von ihr? Er ist internationaler Bankfachmann. Er kommt aus der Main Street.

Die subtilsten und allgegenwärtigsten aller Einflüsse sind diejenigen, die das Stereotypenrepertoire schaffen und aufrechterhalten. Wir werden über die Welt bereits unterrichtet, bevor wir sie sehen. Wir stellen uns die meisten Dinge vor, bevor wir unsere Erfahrungen damit machen. Und diese vorgefassten Meinungen beherrschen aufs stärkste den ganzen Vorgang der Wahrnehmung, es sei denn, die Erziehung habe sie uns in aller Deutlichkeit bewusst gemacht. Sie heben gewisse Gegenstände als vertraut oder fremdartig heraus, betonen den Unterschied, so dass das oberflächlich Vertraute als besonders vertraut, das leicht Fremde als völlig fremdartig erscheint. Sie werden von kleinen Zeichen hervorgerufen, die von einem zuverlässigen Hinweis bis zu einer vagen unbestimmten Analogie variieren können. Einmal hervorgerufen, überfluten sie die frische Sicht mit älteren Bildern und projizieren in die Welt, was im Gedächtnis wiedererweckt wurde. Gäbe es in der Umgebung keine sinnvollen Gleichförmigkeiten, so würde es keine Ökonomie und nur Irrtümer in der menschlichen Gewohnheit geben, das

Vorherwissen für den Anblick zu halten. Aber es gibt hinreichend exakte Gleichförmigkeiten, und die Notwendigkeit, mit der Aufmerksamkeit sparsam zu wirtschaften, ist so unabweisbar, dass der Verzicht auf alle Stereotypen um einer völlig unschuldigen Annäherung an Erfahrung willen das menschliche Leben arm machen würde.

Es zählt allein die Art der Stereotypen und die Leichtgläubigkeit, mit der wir sie anwenden. Im Endeffekt sind sie abhängig von jenen integrativen Mustern, die unsere Weltanschauung darstellen. Wenn wir in dieser Philosophie voraussetzen, dass die Welt nach einem Schlüssel, den wir selbst besitzen, kodifiziert ist, dann beschreiben wir in unseren Berichten über die Geschehnisse wahrscheinlich eine Welt, die nach unserem Code funktioniert. Wenn uns unsere Weltanschauung aber sagt, dass jeder Mensch nur ein Teilchen der Welt ist, dass seine Intelligenz bestenfalls Phasen und Aspekte in einem groben Vorstellungsnetz erfasst, dann neigen wir, bei Gebrauch unserer Stereotypen dazu, zu wissen, dass sie nur Stereotypen sind, um sie locker beizubehalten und bereitwillig zu modifizieren. Wir neigen auch dazu, immer klarer zu bemerken, wann unsere Vorstellungen ihren Ausgang nahmen, wo sie begannen, wie sie zu uns gelangten, warum wir sie übernommen haben. Der ganze verwertbare Werdegang wirkt in dieser Hinsicht antiseptisch. Wir wissen dann, welches Märchen, welche Schulbuchlektüre, welche Tradition, welcher Roman, welches Theaterstück, welcher Film, welche Phrase die eine Voreingenommenheit in diesen Kopf, die andere in jenen Kopf einpflanzte.

## *4*

Jene, die die Kunst zensieren wollen, unterschätzen diesen Einfluss wenigstens nicht. In der Regel missverstehen sie ihn und sind absurderweise fast immer darauf versessen, andere Menschen davor zu bewahren, dass sie etwas entdecken, das nicht ihren Segen hat. Wie Platon in seinem Dialog über die Dichter, fühlen auch sie jedenfalls undeutlich, dass die durch Fiktion erworbenen Modelle nach ihrer Anwendung in der Wirklichkeit drängen. Dementsprechend kann kein Zweifel daran bestehen, dass der Film ständig eine Bilderwelt aufbaut, die dann durch die Worte, welche die Menschen in den Zeitungen lesen, wachgerufen wird. Im ganzen Erfahrungsbereich der Menschheit hat bisher kein dem Kino vergleichbares Mittel der Verbildlichung existiert. Wenn ein Florentiner die Heiligen ansehen wollte, konnte er zu den Fresken seiner Kirche gehen, wo er eine Darstellung der Heiligen sah, die Giotto für seine Zeit standardisiert hatte. Wollte ein Athener sich die Götter vergegenwärtigen, ging er in die Tempel. Aber die Zahl der dargestellten Gegenstände war gering. Und im Osten, wo weithin der Geist des zweiten Gebotes herrschte, waren die Abbildungen konkreter Gegenstände sogar noch spärlicher, und vielleicht war gerade deswegen die Begabung für praktische Entscheidung so viel geringer.

In der westlichen Welt hingegen erfuhren in den letzten Jahrhunderten die Anzahl und der Umfang der weltlichen Darstellungen eine gewaltige Zunahme: die Wortbild-Marke, die Erzählung, die bebilderte Erzählung und schließlich der Film und vielleicht auch das sprechende Bild.

Fotos üben heute die Macht über unsere Einbildungskraft aus, die gestern das gedruckte und davor das gesprochene Wort besaß. Sie scheinen absolut wahr zu sein. Wir glauben nämlich, dass sie ohne menschliches Dazwischentreten geradewegs zu uns gelangen, und sie sind die geistige Nahrung, die uns am

wenigsten anstrengt. Jede Beschreibung mit Worten oder sogar jedes unbewegliche Bild erfordert eine Gedächtnisleistung, ehe das Bild in unserer Erinnerung haftet. Im Film dagegen ist der ganze Vorgang des Beobachtens, Beschreibens, Berichtens und dann des Vorstellens für den Zuschauer bereits geleistet. Ohne weitere Mühe außer der des Wachbleibens wird auf der Bildfläche das Ergebnis abgespult, nach dem deine Phantasie immer strebt. Die nebulöse Vorstellung wird lebendig; dein verschwommener Begriff, etwa vom Ku-Klux-Klan, nimmt dank Mr. Griffiths lebhafte Gestalt an, wenn du den Film »Geburt einer Nation« anschaust. Geschichtlich mag es die falsche Gestalt sein, moralisch mag es eine gefährliche Gestalt sein, aber es ist doch immerhin eine Gestalt. Ich möchte bezweifeln, ob jemand, der den Film gesehen hat und selber nicht mehr als Mr. Griffiths über den Ku-Klux-Klan weiß, jemals den Namen wieder hört, ohne zugleich die weißen Reiter zu sehen.

## *5*

Wenn wir daher von der Geisteshaltung einer Menschengruppe, von französischer Geisteshaltung, von militaristischer oder bolschewistischer Gesinnung sprechen, sind wir der Gefahr erheblicher Verwirrung ausgesetzt, wenn wir nicht vereinbaren, die Instinktausstattung von den Stereotypen, Schablonen und Formeln trennen, die eine so entscheidende Rolle im Aufbau der Bewusstseinswelt spielen, an die der angeborene Charakter sich angepasst hat und auf die er reagiert. Die Unfähigkeit, diese klare Unterscheidung zu treffen, ist für eine Unmenge leeren Geschwätzes über Kollektivhaltungen, Volksseelen und Rassenpsychologie verantwortlich. Zwar kann eine Stereotype so

konsequent und verbindlich in jeder Generation von den Eltern an die Kinder weitergegeben werden, dass sie fast wie eine biologische Gegebenheit erscheint. In einigen Hinsichten mögen wir tatsächlich, wie Wallas[9] meint, biologisch Parasiten auf unserem sozialen Erbe geworden sein. Aber sicher gibt es nicht den geringsten wissenschaftlichen Beweis für die Behauptung, dass die Menschen mit den politischen Gewohnheiten des Heimatlandes auf die Welt kommen. Soweit politische Gewohnheiten in einem Volk ähnlich sind, muss man für ihre Erklärung in erster Linie die Kinderstube, die Schule und die Kirche verantwortlich machen, statt in der Rumpelkammer von Gruppenhaltungen und Volksseelen herumzukramen. Solange noch die Tradition von Eltern, Lehrern, Pfarrern und Onkeln weitergereicht wird, ist es ein Fehlschluss schlimmster Art, politische Unterschiede dem Keimplasma zuzuschreiben.

Versuchsweise und mit gebührender Bescheidenheit kann man vergleichbare Unterschiede innerhalb derselben Kategorie der Erziehungs- und Erfahrungswelt verallgemeinern. Doch selbst das ist ein heikles Unterfangen, weil kaum zwei Erfahrungen einander gleichen, nicht einmal die Erfahrungen zweier Kinder in derselben Familie. Der ältere Sohn erlebt zum, Beispiel niemals die Erfahrung, der jüngere zu sein. Wir müssen uns daher mit unserem Urteil über naturgegebene Unterschiede zurückhalten, bis wir den Unterschied in der Erziehung vernachlässigen können. Es verhält sich damit genauso, als würde man über die Ertragfähigkeit zweier Böden durch Vergleich ihrer Ernte urteilen, bevor man weiß, welcher in Labrador und welcher in Iowa ist, ob sie kultiviert und angereichert, ausgebeutet oder brach liegengelassen wurden.

# Stereotypen als Verteidigungsmittel

## *1*

Neben der Vermeidung von Anstrengung gibt es einen weiteren Grund, aus dem wir uns so oft auch dann an unsere Stereotypen halten, wenn wir eigentlich nach einer neutraleren Sicht streben könnten. Die Stereotypensysteme stellen vielleicht den Kern unserer persönlichen Gepflogenheiten und den Schutz unserer gesellschaftlichen Stellung dar.

Sie sind ein geordnetes, mehr oder minder beständiges Weltbild, dem sich unsere Gewohnheiten, unser Geschmack, unsere Fähigkeiten, unser Trost und unsere Hoffnungen angepasst haben. Sie bieten vielleicht kein vollständiges Weltbild, aber sie sind das Bild einer möglichen Welt, auf das wir uns eingestellt haben. In dieser Welt haben Menschen und Dinge ihren wohlbekannten Platz und verhalten sich so, wie man es erwartet. Dort fühlen wir uns zu Hause. Dort passen wir hin. Wir gehören dazu. Dort wissen wir Bescheid. Dort finden wir den Zauber des Vertrauten, Normalen, Verlässlichen; seine Spuren und Gestalten sind genau dort, wo wir sie zu finden gewohnt sind. Und obwohl wir viel aufgegeben haben, was uns gereizt haben mag, ehe wir uns in diese Gussform hineinzwängten, sitzt sie nun, sobald wir einmal fest drinstehen, so behaglich wie ein alter Schuh.

Es ist daher kein Wunder, dass jede Störung der Stereotypen uns wie ein Angriff auf die Grundfeste des Universums vorkommt. Es ist ein Angriff auf die Grundfesten *unseres* Universums, und wo große Dinge auf dem Spiel stehen, geben

wir nicht gerne zu, dass es einen Unterschied zwischen *unserem* und *dem* Universum gibt. Eine Welt, in der die von uns geachteten Personen sich als unwürdig erweisen und die von uns verachteten als edel, ist nervenzermürbend. Dort herrscht Anarchie, wo unsere Rangordnung nicht die einzig mögliche ist. Denn wenn die Sanftmütigen wirklich die Erde erben sollten, wenn die Ersten die Letzten sein sollten, wenn jene, die ohne Sünde sind, allein den Stein werfen dürfen, wenn man dem Kaiser nur gibt, was des Kaisers ist, dann wären die Grundlagen des Selbstwertgefühls derjenigen erschüttert, die ihr Leben so eingerichtet haben, als träfen diese Maximen nicht zu.

Ein Stereotypenmuster ist nicht neutral. Es ist nicht nur eine Methode, der großen, blühenden, summenden Unordnung der Wirklichkeit eine Ordnung unterzuschieben. Es ist nicht nur eine Abkürzung. Es ist dies alles und noch etwas mehr. Es ist die Garantie unserer Selbstachtung; es ist die Projektion unserer eigenen Empfindung unseres eigenen Werts, unserer eigenen Stellung und unserer eigenen Rechte auf die Welt. Die Stereotypen sind daher in hohem Grade mit den Gefühlen aufgeladen, die ihnen angeheftet werden. Sie sind die Festung unserer Tradition. Hinter ihren Verteidigungsanlagen können wir uns weiterhin in der von uns gehaltenen Stellung sicher fühlen.

## *2*

Als zum Beispiel im vierten Jahrhundert v. Chr. Aristoteles angesichts des wachsenden Skeptizismus seine Verteidigung der Sklaverei[10] schrieb, waren die meisten Athener Sklaven von den freien Bürgern nicht zu unterscheiden.

Zimmern zitiert aus dem »Alten Oligarchen« eine ergötzliche

Stelle, die die gute Behandlung der Sklaven erläutert: »Angenommen, es wäre gesetzlich erlaubt, dass ein Sklave von einem Bürger geschlagen wird, würde ein Athener öfters irrtümlich für einen Sklaven oder einen Fremden gehalten und empfinge Schläge – weil das Volk von Athen weder besser gekleidet ist als der Sklave oder Fremde noch im persönlichen Auftreten eine Überlegenheit zeigt.« Dieses Fehlen von Unterscheidungsmerkmalen würde natürlich darauf hinauslaufen, die Einrichtung der Sklaverei überhaupt abzuschaffen. Wenn Freie und Sklaven gleich aussahen, welcher Grund bestand dann dafür, sie so verschieden zu behandeln? Es war dieses Durcheinander, das Aristoteles in seinem ersten Buche »Politik« beseitigen wollte. Mit unfehlbarem Instinkt wusste er, dass er für die Rechtfertigung der Sklaverei den Griechen eine *Anschauung* ihrer Sklaven lehren musste, die sich mit dem Weiterbestand der Sklaverei vertrug.

Es gibt, sagt Aristoteles, Wesen, die von Natur aus Sklaven sind.[11] »Er ist daher von der Natur zum Sklaven gebildet und geeignet, Leibeigener einer anderen Person zu werden, *und ist es aus diesem Grund*.« All dies besagt aber in Wirklichkeit, dass, wer zufällig Sklave ist, von Natur auch dazu bestimmt ist, einer zu sein. Logisch ist die Feststellung wertlos, aber in Wahrheit ist sie überhaupt keine Behauptung, und die Logik hat damit überhaupt nichts zu tun. Es handelt sich vielmehr um eine Stereotype oder eher den Teil einer Stereotype. Alles andere ergibt sich fast von selbst. Nach der Behauptung, Sklaven nähmen zwar die Vernunft wahr, seien aber nicht mit ihrem Gebrauch begabt, insistiert Aristoteles, dass »es die Absicht der Natur ist, die Körper von Sklaven und Freien verschieden anzulegen, dass der eine für die notwendigen Zwecke kräftig, der andere aber aufrecht sein sollte; nutzlos für dergleichen sklavische Arbeiten, aber für das Leben eines Bürgers geschaffen … Dann ist es auch klar, dass

manche Menschen von Natur aus frei sind und andere Sklaven sind.«

Wenn wir uns fragen, was an des Aristoteles Beweisführung dran ist, so stellen wir fest, dass er damit beginnt, eine große Schranke zwischen sich und den Tatsachen zu errichten. Durch die Behauptung, dass diejenigen, die Sklaven sind, von Natur aus dazu bestimmt sind, schloss er mit einem Streich die unvermeidliche Frage aus, ob die einzelnen Menschen, die zufällig Sklaven waren, genau die besonderen Menschen waren, die von Natur aus zu Sklaven bestimmt waren. Denn diese Frage hätte jeden Fall von Sklaverei in Zweifel gezogen. Und da die Tatsache, dass jemand Sklave war, noch kein Beweis dafür war, dass ein Mann auch dazu vorbestimmt war, Sklave zu sein, wäre kein sicheres Kriterium übriggeblieben. Aristoteles schloss daher diesen schädlichen Zweifel völlig aus. Wer bereits Sklave ist, ist also auch dazu bestimmt, einer zu sein. Jeder Sklavenhalter musste seine Leibeigenen als ursprünglichen Sklaven betrachten. Wenn sein Auge daran gewöhnt worden war, sie auf diese Art zu sehen, musste er die Tatsache, dass sie Sklavenarbeit taten, zur Sklavenarbeit leistungsfähig waren und die Muskeln für Sklavenarbeit besaßen, als Bestätigung ihres Sklavencharakters ansehen.

Dies ist die perfekte Stereotype. Es ist ihr Merkmal, dass sie dem Gebrauch der Vernunft vorausgeht; sie ist eine Form der Wahrnehmung und drängt den Gegebenheiten, die unsere Sinne aufnehmen, gewisse Merkmale auf, bevor diese Gegebenheiten den Verstand erreichen. Die Stereotype gleicht den lavendelfarbenen Fensterscheiben in Beacon Street oder dem Türsteher bei einem Maskenball, der beurteilt, ob der Gast eine angemessene Verkleidung trägt. Nichts verhält sich der Erziehung oder der Kritik gegenüber so unnachgiebig wie die Stereotype. Sie bestimmt die Wertung eines Gegenstands bereits

im Moment seiner Wahrnehmung. Hierin liegt der Grund, warum die Berichte heimkehrender Reisender oft eine interessante Geschichte dessen sind, was sie auf ihrer Reise mit sich herumgetragen haben. Wenn jemand hauptsächlich seinen Appetit, die Vorliebe für geflieste Badezimmer, die Überzeugung, dass Pullmanwagen die unüberbietbare Spitze menschlichen Komforts sind, und einen Glauben, es gehöre sich, Kellnern, Taxichauffeuren und Frisören, aber keinesfalls Bahnbeamten und Gerichtsdienern Trinkgelder zu geben, mit sich herumschleppte, dann wird seine Odyssee von guten und schlechten Mahlzeiten, Badeabenteuern, tollen Streichen in Schlafwagenabteilen und unersättlichen Geldforderungen angefüllt sein. Oder wenn er eine ernsthafte Natur ist, hat er sich vielleicht auf seiner Reise an berühmten Plätzen aufgehalten. Nachdem er den Denkmalsockel betastet und einen verstohlenen Blick auf das Denkmal selbst geworfen hatte, steckte er seinen Kopf in den Baedeker, ließ kein Wort aus und begab sich zum nächsten berühmten Platz. Er kehrte schließlich mit einem festen und ordnungsgemäßen Eindruck von Europa heim, das mit einem oder zwei Sternchen bewertet wurde.

In gewissem Maße erregen äußere Reize, besonders wenn es sich um gedruckte oder gesprochene Worte handelt, einen Teil eines Stereotypensystems, so dass die gegenwärtige Wahrnehmung und die vorgefasste Meinung unser Bewusstsein zur selben Zeit ergreifen. Beide vermengen sich ungefähr so, wie wenn wir rote Farbe durch eine blaue Brille betrachten und dann grün sehen. Wenn nun das, was wir betrachteten, wirklich genau dem entspricht, was wir voraussahen, verstärkt sich die Stereotype für die Zukunft, Es ist so, wie wenn ein Mann, der im Vorhinein weiß, dass die Japaner durchtrieben sind, das Pech hat, zwei unehrlichen Japanern in den Weg zu laufen.

Widerspricht die Erfahrung jedoch der Stereotype, geschieht

eines von zwei Dingen. Wenn der Mann nicht mehr elastisch genug ist oder ihm ein mächtiges Interesse davon abrät, seine Stereotypen umzugestalten, dann verwirft er den Widerspruch als eine Ausnahme, die die Regel bestätigt, diffamiert den Zeugen, findet irgendwo eine Schwachstelle und schafft es, das Ganze zu vergessen. Ist der Betreffende aber noch wissbegierig und aufgeschlossen, so wird die neue Erfahrung in die vorhandene Vorstellung aufgenommen und darf diese abwandeln. Ist der Vorfall hinreichend eindrucksvoll und fühlt der Miterlebende ein allgemeines Unbehagen an seinem festgelegten Denkschema, so vermag das Erlebnis ihn so tief zu erschüttern, dass er allen überkommenen Arten, auf das Leben zu schauen, misstraut und damit rechnet, dass eine Sache normalerweise nicht das sein wird, wofür man sie gewöhnlich hält. Im äußersten Fall und vor allem, wenn er literarisch gebildet ist, wird er vielleicht eine Leidenschaft dafür entwickeln, den Sittenkanon auf den Kopf zu stellen, indem er Judas, Benedict Arnold oder Cesare Borgia zu Helden seiner Erzählung macht.

## *3*

Welche Rolle die Stereotype spielt, kann anhand der deutschen Berichte über belgische Scharfschützen erklärt werden. Diese Geschichten wurden merkwürdigerweise zuerst von einer Vereinigung deutscher katholischer Priester angefochten, die unter dem Namen Pax[12] bekannt ist.

Die Existenz von Gräuelmärchen ist an sich nichts bemerkenswertes, ebenso wenig die Tatsache, dass die Deutschen ihnen gerne Glauben schenkten. Bemerkenswert ist jedoch, dass eine große konservative Vereinigung vaterländisch

gesinnter Deutscher sich schon am 16. August 1914 aufgemacht haben soll, eine Sammlung von gegen den Feind gerichteten Verleumdungen zu widerlegen, obgleich derartige Verleumdungen für die Beschwichtigung des beunruhigten Gewissens ihrer Landsleute von allergrößtem Wert waren. Warum sollte gerade der Jesuitenorden damit beginnen, eine Fiktion zu zerstören, die für die Kampfmoral Deutschlands so wichtig war?

Ich zitiere aus van Langenhoves Bericht:

»Kaum hatten deutsche Armeen Belgien betreten, als merkwürdige Gerüchte umzulaufen begannen. Sie verbreiteten sich von Ort zu Ort, wurden von der Presse wiedergegeben und durchdrangen bald ganz Deutschland. Darin wurde behauptet, dass das belgische Volk, *vom Klerus aufgehetzt*, heimtückisch in die Kampfhandlungen eingegriffen habe; es habe überraschend einzelne Abteilungen angegriffen; es habe dem Feind die von den Truppen bezogenen Stellungen gemeldet; alte Männer und sogar Kinder hätten sich schrecklicher Grausamkeiten an verwundeten und hilflosen deutschen Soldaten schuldig gemacht, indem sie ihnen die Augen ausgestochen und die Finger, die Nase und die Ohren abgeschnitten hätten; *die Priester hätten von den Kanzeln herunter das Volk angefeuert, diese Verbrechen zu begehen, und ihnen als Belohnung das Himmelreich versprochen, ja, sie hätten bei dieser Barbarei sogar selbst die Führung übernommen.*«

»Die leichtgläubige Öffentlichkeit nahm diese Geschichten für bare Münze. Die höchsten Stellen im Staate begrüßten sie rückhaltlos und bekräftigten sie mit ihrer Autorität. … Auf diese Weise wurde die öffentliche Meinung in Deutschland beunruhigt, und lebhafte Entrüstung erhob sich, *besonders gegen die Priester*, die man für die den Belgiern zugeschriebenen Barbareien verantwortlich machte … Durch eine verständliche Ablenkung *richtete sich der Zorn* der Deutschen, dem diese nachgaben, *gegen die katholische Geistlichkeit im Allgemeinen*. Protestanten ließen den alten religiösen Hass in ihren Gemütern wieder aufleben und sich zu Angriffen gegen Katholiken hinreißen. Ein neuer *Kulturkampf* war entfesselt.«

»Die Katholiken zögerten nicht, gegen diese feindselige Haltung Stellung zu

nehmen«[13] (Kursivdruck vom Verfasser.)

Es mag einige Heckenschützen gegeben haben. Es wäre außergewöhnlich, wenn jeder aufgebrachte Belgier in die Bibliothek gerannt wäre, ein Handbuch des Völkerrechts geöffnet und sich darüber informiert hätte, ob er berechtigt sei, auf den teuflischen Störenfried, der durch seine Straßen stapfte, einen Zufallsschuss abzufeuern. Es wäre nicht weniger außergewöhnlich, wenn eine Armee, die niemals im Feuer gelegen hatte, nicht jede Kugel, die angeflogen kam, als unerlaubt empfunden hätte, weil sie ungelegen kam und tatsächlich die Regeln des Kriegsspiels verletzte, das damals die einzige Kriegserfahrung des Heeres ausmachte. Man kann sich ausmalen, dass die empfindsameren Leute zu der Überzeugung neigten, das Volk, dem sie so fürchterliche Dinge antaten, müsse ein fürchterliches Volk sein. Und so mag das Märchen gesponnen worden sein, bis es die Zensoren und Propagandisten erreichte. Diese erkannten seinen Wert, ob sie es nun glaubten oder nicht, und ließen es auf die deutsche Zivilbevölkerung los. Es tat ihnen auch keineswegs leid, das Volk, gegen das sie auf diese Weise frevelten, untermenschlich zu finden. Vor allem aber waren sie nicht nur berechtigt, die Mär zu glauben, sondern wären geradezu unpatriotisch gewesen, sie nicht zu glauben, kam sie doch von ihren Helden.

Aber wo so viel der Phantasie überlassen bleibt, weil der Schauplatz der Handlung sich im Nebel des Krieges verliert, gibt es weder Hemmungen noch Kontrolle. Die Mär von den rasenden belgischen Priestern rührte gleich an einen alten Hass. Denn in der Meinung der meisten vaterländischen protestantischen Deutschen, besonders der oberen Schichten, enthielt das Bild von den Siegen Bismarcks einen langen Kampf mit den Katholiken. Durch einen Assoziationsprozess wurden belgische

Priester schlechthin Priester und der Hass gegen die Belgier das Ventil für alle ihre Hassgefühle. Diese deutschen Protestanten taten dasselbe, was manche Amerikaner taten, als sie unter dem Druck des Krieges ein synthetisches Hassgebilde vom Feinde draußen und von allen ihren Gegnern daheim schufen. Gegen diesen künstlichen Feind, die Hunnen in Deutschland und die Hunnen innerhalb des eigenen Gatters schleuderten sie den ganzen Groll, dessen sie fähig waren.

Der katholische Widerstand gegen diese Gräuelmärchen war natürlich defensiv. Er zielte gegen jene besonderen Fiktionen, die mehr den Groll gegen alle Katholiken als gegen die belgischen Katholiken allein erregten. Die Pax-*Informationen* hatten nach van Langenhove nur eine kirchliche Bedeutung und »beschränkten ihre Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf die verwerflichen Taten, die Priestern zugeschrieben wurden«. Und doch muss man sich ein wenig darüber wundern, was in den Köpfen der deutschen Katholiken vorgegangen sein mag, als ihnen klar wurde, was Bismarcks Reich für sie bedeutete. Ebenso fragt man sich verwundert, ob es irgendeine dunkle Verbindung zwischen dieser Erkenntnis und der Tatsache gab, dass der führende deutsche Staatsmann, der in den Waffenstillstand einwilligte und dadurch den Totenschein des Kaiserreiches unterschrieb, Matthias Erzberger war, der Führer der katholischen Zentrumspartei.[14].

# Blinde Flecken und ihr Nutzen

## *1*

Ich habe es vorgezogen, von Stereotypen anstatt von Idealen zu sprechen, weil das Wort »Ideal« gewöhnlich für das vorbehalten bleibt, was wir für das Gute, Wahre und Schöne halten. So weist es darauf hin, dass darin etwas Nachahmenswertes oder Erstrebenswertes enthalten ist. Aber unser Repertoire festgeprägter Eindrücke umfasst mehr als dies. Es enthält Ideal-Schwindler, Ideal-Tammany-Politiker,[15] Ideal-Chauvinisten, Ideal-Agitatoren, Ideal-Gegner. Unsere stereotypisierte Welt ist nicht unbedingt die Welt, die wir gerne hätten. Sie ist einfach die Art von Welt, die wir voraussetzen. Wenn die Ereignisse damit übereinstimmen, entsteht ein Gefühl der Vertrautheit, und wir fühlen, dass wir mit dem Gang der Ereignisse Schritt halten. Sind wir Athener, die keine Gewissensbisse haben wollen, so muss unser Sklave Sklave von Natur aus sein. Wenn wir unseren Freunden gesagt haben, dass wir beim Golf 18 Löcher mit 95 Schlägen schaffen, sagen wir ihnen nach einem Durchgang von 110 Schlägen, dass wir heute nicht recht in Form seien. Das soll heißen, dass wir mit dem Stümper, der 15 Schläge vertat, nichts zu schaffen haben wollen.

Die meisten von uns würden sich mit einer ziemlich zufälligen und wechselnden Auswahl von Stereotypen zufriedengeben, wenn nicht in jeder Generation verhältnismäßig wenige Leute dabei wären, die Stereotypen zu ordnen, zu standardisieren und in verbesserte logische Systeme zu bringen, bekannt als Gesetze der Volkswirtschaftslehre, Grundsätze der Politik und

dergleichen. Sobald wir über Kultur, Tradition und Gruppengeist schreiben, denken wir im Allgemeinen an diese Systeme, die durch geniale Männer vervollkommnet wurden. Nun braucht man über die Notwendigkeit ständigen Studiums und der Kritik dieser idealisierten Versionen nicht zu diskutieren, doch können der Geschichtsschreiber, der Politiker und der Publizist nicht dabei stehenbleiben. Denn was in der Geschichte wirkt, ist nicht die systematische Idee, wie sie ein Genie formulierte, sondern deren wechselnde Nachahmungen, Nachbildungen, Fälschungen, Analogien und Entstellungen in den einzelnen Köpfen.

So ist der Marxismus nicht notwendigerweise das, was Karl Marx in »Das Kapital« geschrieben hat, sondern das, was auch immer all die sich bekriegenden Sekten glauben, die den Anspruch erheben, die echten Getreuen zu sein.

Aus den Evangelien kann man nicht die Geschichte der Christenheit ableiten, ebenso wenig wie aus der amerikanischen Verfassung die politische Geschichte Amerikas. Wir müssen uns vielmehr an die Auslegung des »Kapitals«, an die Predigt der Evangelien und das Verständnis der Predigt, an die Auslegung und Handhabung der Verfassung durch die Regierung halten. Es gibt zwar einen wechselseitigen Einfluss zwischen dem Grundtext und den aktuellen Auslegungen, doch sind es die unter den Leuten in Umlauf befindlichen aktuellen Auslegungen, die auf ihr Verhalten einwirken.[16]

Ein Kritiker, dessen Augenlider wie die der Mona Lisa ein bisschen erschöpft sind, sagt: »Die Relativitätstheorie verspricht zu einem Prinzip zu werden, das wie die Evolutionstheorie für eine universel-le Anwendung geeignet ist. Die letztere wurde aus einer ursprünglich technisch-biologischen Hypothese zu einem inspirierenden Leitfaden für Forscher in praktisch jedem Wissenschaftszweig: Sitten und Gewohnheiten, sittliche

Grundsätze, Religionen, Philosophien, Künste, Dampfmaschinen, elektrische Straßenbahnen – alles und jedes hatte sich »entwickelt«. ›Evolution‹ wurde ein sehr allgemeiner Begriff; er wurde auch ungenau, bis in vielen Fällen die ursprüngliche, scharf umrissene Bedeutung des Wortes verloren war und die Theorie, zu deren Darstellung der Begriff evoziert worden war, missverstanden wurde. Wir sind so kühn, der Relativitätstheorie einen ähnlichen Verlauf und ein ähnliches Schicksal vorauszusagen. Die technisch-physikalische Theorie, die zurzeit nur unvollkommen verstanden wird, dürfte noch unbestimmter und verschwommener werden. Die Geschichte wiederholt sich, und so wird Relativität, ähnlich wie Evolution, nach einigen verständlichen, aber etwas ungenauen, volkstümlichen Darstellungen hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Aspekts auf eine welterobernde Laufbahn geschickt werden. Wir nehmen an, dass sie dann wahrscheinlich *Relativismus* genannt werden wird. Viele dieser weiteren Anwendungen werden zweifellos berechtigt sein; einige werden absurd und eine beträchtliche Anzahl werden, so vermuten wir, Gemeinplätze sein. Die physikalische Theorie, der lautere Samen dieses mächtigen Wachstums, wird wieder einmal eine rein technische Angelegenheit der Wissenschaftler werden.«[17]

Für eine solch welterobernde Karriere muss eine Idee, wenn auch ungenau, mit etwas übereinstimmen.

Professor Bury zeigt, wie lange die Idee des Fortschritts ein Spielzeug der Spekulation geblieben ist[18]: »Es ist für eine neue Idee spekulativer Ordnung nicht leicht, in das allgemeine Bewusstsein einer Gemeinschaft einzudringen und es zu erfüllen, sofern diese Idee nicht eine äußerliche und konkrete Verkörperung erfahren hat oder sich durch einen eindrucksvollen materiellen Beweis empfiehlt. Im Falle des Fortschrittsgedankens waren diese beiden Bedingungen (in England) im Zeitraum

zwischen 1820 und 1850 erfüllt.«

Der schlagendste Beweis wurde durch die technische Revolution geliefert. »Menschen, die zu Beginn des Jahrhunderts geboren waren, hatten vor ihrem dreißigsten Lebensjahr die rasche Entwicklung der Dampfschifffahrt, die Stadt- und Hausbeleuchtung durch Gas und die Eröffnung der ersten Eisenbahn erlebt.« Im Bewusstsein des durchschnittlichen Haushaltsvorstands bildeten Wunder wie diese die Vorlage für seinen Glauben an die Perfektionierbarkeit des menschlichen Geschlechtes.

Tennyson, der in philosophischen Dingen ein ziemlich normaler Mensch war, erzählt uns, auf seiner Fahrt mit dem ersten Zug von Liverpool nach Manchester (1830) habe er geglaubt, die Räder liefen in Rinnen. Darauf schrieb er diesen Vers:

> »Lass die weite Welt auf immer die donnernden Rinnen des Wandels herabwirbeln.«[19]

Und so wurde eine Vorstellung, die sich mehr oder weniger auf eine Reise zwischen Liverpool und Manchester bezog, in ein Modell vom Universum »auf immer« verallgemeinert. Dieses Modell, von anderen aufgenommen, verstärkt durch blendende Erfindungen, verlieh der Evolutionstheorie eine optimistische Wendung. Diese Theorie ist nach Professor Bury natürlich in Bezug auf Pessimismus und Optimismus indifferent. Aber sie versprach ständigen Wandel, und die in der Welt sichtbaren Veränderungen zeigten so ungewöhnliche Eroberungen der Natur an, dass die Volksmeinung beide miteinander verband. Evolution war, zuerst bei Darwin selbst und dann ausführlicher bei Herbert Spencer, ein »Fortschritt in Richtung Vollkommenheit«.

## *2*

Die durch solche Wörter wie »Fortschritt« und »Vollkommenheit« wiedergegebene Stereotype beruhte hauptsächlich auf den technischen Erfindungen. Sie ist bis zum heutigen Tage alles in allem technisch geblieben. In Amerika mehr noch als woanders hat das Schauspiel des technischen Fortschritts einen so tiefen Eindruck gemacht, dass es den ganzen Moralkodex durchsetzt hat. Ein Amerikaner wird nahezu jede Kränkung einstecken, ausgenommen den Vorwurf, er sei nicht fortschrittlich. Er mag ein Alteingesessener oder ein frisch Eingewanderter sein, die Erscheinung, die sein Auge stets beeindruckt hat, ist das ungeheure materielle Wachstum der amerikanischen Zivilisation. Das ist eine fundamentale Stereotype, durch die er die Welt betrachtet: Das ländliche Dorf wird zur großen Metropole, das schlichte Bauwerk zum Wolkenkratzer; was klein ist, soll groß werden; was langsam ist, schnell; was arm ist, soll reich werden; was wenig ist, viel; was ist, soll mehr werden.

Natürlich sieht nicht jeder Amerikaner die Welt in dieser Weise. Henry Adams tat es nicht, und William Allen tut es auch nicht. Aber jene Männer tun es, die in den Unterhaltungszeitschriften, die der Religion des Erfolges geweiht sind, als die Schöpfer Amerikas erscheinen. Sie meinen ungefähr dies, wenn sie Entwicklung, Fortschritt, Wohlstand, konstruktiven Geist, die amerikanische Art zu handeln predigen. Leicht lässt sich darüber lächeln, aber in Wahrheit verwenden sie ein sehr bedeutendes Muster menschlichen Strebens. Denn zum einen übernimmt es ein unpersönliches Merkmal, zum zweiten ein weltliches, zum dritten gewöhnt es die Menschen daran, quantitativ zu denken. Gewiss, dieses Ideal verwechselt Vortrefflichkeit mit Größe, Glück mit Geschwindigkeit und die menschliche Natur mit einem

nützlichen Gerät. Und doch sind dieselben Beweggründe am Werk, die immer jeden Moralkodex ausgelöst haben oder auslösen werden. Das Streben nach dem Größten, Schnellsten, Höchsten oder, wenn man ein Produzent von Armbanduhren oder Mikroskopen ist, nach dem Kleinsten, kurz gesagt, die Liebe für den Superlativ und das »Einzigartige« ist ihrem Wesen und ihrer Möglichkeit nach eine edle Leidenschaft.

Zweifellos entsprach der amerikanischen Variante des Fortschritts eine außerordentliche Vielfalt von Gegebenheiten in der wirtschaftlichen Lage und in der menschlichen Natur. Er verwandelte ungewöhnlich viel Kampflust, Erwerbstrieb und Machtgier in schöpferische Arbeit. Andererseits hat er, ausgenommen vielleicht in jüngster Zeit, die aktive Natur der aktiven Glieder der Gesellschaft nicht ernsthaft behindert. Diese haben vielmehr eine Zivilisation geschaffen, die ihren Schöpfern bei der Arbeit, den zwischenmenschlichen Beziehungen und beim Spiel tiefe Befriedigung verleiht. Der rasche Sieg über Gebirge, Wildnis und Entfernungen und der scharfe Wettbewerb zwischen den Menschen haben sogar dem Teil des religiösen Empfindens Rechnung getragen, der als Gemeinschaftssinn das Universum zum Ziel hat. Das Modell hat in der Abfolge von Idealen, Praxis und Ergebnissen einen beinahe so vollkommenen Erfolg gehabt, dass jede Infragestellung unamerikanisch genannt wird.

Und doch ist dieses Modell eine sehr einseitige und unzulängliche Weise, die Welt abzubilden. Das gewohnheitsmäßige Denken an den Fortschritt als an die »Entwicklung« bedeutete, dass viele Aspekte der Umwelt einfach vernachlässigt wurden. Mit der Stereotype »Fortschritt« vor Augen haben die Amerikaner in ihrer Masse kaum gesehen, was nicht mit diesem Fortschritt übereinstimmte. Sie sahen das Wachsen der Städte, aber nicht die Zunahme der Elendsviertel;

sie begrüßten froh die Volkszählungsstatistiken, wiesen aber Gedanken an Übervölkerung von sich; sie zeigten mit Stolz auf ihr Wachstum, wollten aber die Landflucht oder die nicht assimilierten Einwanderer nicht sehen. Sie weiteten wie die Wilden ihre Industrie aus, ohne die Rückwirkungen auf die Bodenschätze zu bedenken; sie bauten riesige Konzerne auf, ohne sich um die Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Beziehungen zu kümmern. Sie wurden eine der mächtigsten Nationen der Erde, ohne ihre Einrichtungen oder ihre Gemüter auf das kommende Ende der Isolation vorzubereiten. Sie stolperten moralisch und physisch unvorbereitet in den Weltkrieg, und sie stolperten wieder aus ihm heraus, um vieles ernüchtert, aber kaum erfahrener.

Im Weltkrieg war der gute und der üble Einfluss der amerikanischen Stereotype offen sichtbar. Der Gedanke, der Krieg könne dadurch gewonnen werden, dass man zahllose Heere aushob, unbegrenzte Kredite aufnahm, eine unbeschränkte Zahl von Schiffen baute, unbegrenzte Mengen Munition erzeugte und sich schrankenlos auf all diese konzentrierte, entsprach der hergebrachten Stereotype und hatte so etwas wie ein materielles Wunder zur Folge.[20] Aber bei denen, die von der Stereotype am meisten beeinflusst waren, gab es keinen Platz für die Überlegung, wie die Früchte des Sieges aussehen würden oder wie sie zu erlangen wären. Daher wurden Ziele nicht beachtet oder für selbstverständlich genommen, und der Sieg wurde, weil die Stereotype es so verlangte, als nichts anderes denn als Vernichtungssieg im Feld aufgefasst. Im Frieden fragte keiner nach dem Zweck des schnellsten Wagens, im Krieg keiner nach dem Sinn des vollständigsten Sieges. Doch in Paris entsprach das Modell nicht den Tatsachen. Im Frieden kann man bis ins Endlose kleine Dinge durch große ersetzen und große durch noch größere; im Krieg kann man nach einem

totalen Sieg keinen noch totaleren Sieg erringen. Man muss dann etwas nach einem völlig anderen Vorbild machen. Wenn einem ein solches Vorbild fehlt, dann ist das Kriegsende das, was es für so viele gute Leute war, ein Tiefpunkt in einer düsteren und faden Welt,

Das bezeichnet den Punkt, an dem sich die Stereotype und die Tatsachen, die nicht unbeachtet bleiben können, endgültig voneinander trennen. Es kommt immer ein solcher Punkt, weil unsere Vorstellungen, wie die Dinge sich verhalten, einfacher und festgefügter sind als das Auf und Ab der Geschehnisse. Es kommt daher eine Zeit, wo die blinden Flecken vom Rande des Gesichtsfeldes in die Mitte rücken. Wenn es dann keine Kritiker gibt, die den Mut aufbringen, Alarm zu schlagen, keine Politiker, die fähig sind, den Wandel zu begreifen, und kein Volk, das nach seiner Gewohnheit tolerant ist, kann die Stereotype, statt den Kraftaufwand zu optimieren, und die Energie auf einen Punkt zu richten, wie es 1917 und 1918 der Fall war, Anstrengungen verhindern und die Kraft der Menschen verschwenden, indem sie diese blind macht. So war es zum Beispiel mit denen, die 1919 nach einem Karthagischen Frieden riefen und 1921 den Vertrag von Versailles beklagten.

## *3*

Unkritisch angewandt, zensiert die Stereotype nicht nur viel von dem, was beachtet werden muss, sondern mit ihr selbst geht am Tag der Rechenschaft mit aller Wahrscheinlichkeit auch all das, was sie weise berücksichtigt hat, in die Brüche. Das ist die Strafe, die Bernard Shaw dem Freihandel, dem freien Vertragsrecht, dem freien Wettbewerb, der natürlichen Freiheit, dem Laissez-

faire und dem Darwinismus zugewiesen hat.

Vor hundert Jahren wäre er sicherlich einer der schärfsten Verfechter dieser Lehren gewesen, er hätte sie aber nicht so gesehen, wie er sie heute, in der »untreuen Jahrhunderthälfte«,[21] sieht, nämlich als Rechtfertigungen für straffreies Hereinlegen des Mitmenschen, da jede Einmischung durch eine starke Regierung, jede Organisation außer der Polizei zum Schutz des legalisierten Betrugs gegen Handgreiflichkeiten und jeder Versuch, eine humane Zielsetzung, Entwicklung und Vorausdenken in das Durcheinander der Wirtschaft einzuführen, ein »Verstoß gegen die Gesetze der Volkswirtschaft« sei.

Er würde damals als einer der Pioniere des Marsches zu den Himmelssphären[22] gesehen haben, dass, je weniger von der Art humaner Zielsetzung, Entwicklung und Vorausdenken in einer Regierung wie der der Oheime von Königin Viktorias zu finden ist, desto besser. Er würde gesehen haben, dass nicht die Starken die Schwachen übers Ohr hauen, sondern die Törichten die Starken übers Ohr hauen. Er hätte Zielsetzungen, Entwicklungen und Vorausdenken am Werk gesehen, die Erfindungen, Unternehmungen und all das erschweren, was er mit Sicherheit als den nächsten Schritt der schöpferischen Evolution erkannt hätte.

Selbst jetzt ist Shaw nicht allzu scharf auf die Beratung irgendeiner richtungweisenden Regierung, die er kennt, aber theoretisch hat er bereits eine volle Wendung gegen das Laissez-faire vollzogen. Das fortschrittlichste Denken vor dem Weltkrieg hatte dieselbe Wendung gegen die anerkannte Auffassung vollführt, dass die Weisheit aufkommen und Einigkeit herstellen würde, wenn man alles und jedes lockert. Seit dem Krieg mit seiner eindeutigen Demonstration starker Regierungen, die von Zensoren, Propagandisten und Spionen unterstützt wurden, sind Roebuck Ramsden und die Natürliche Freiheit wieder in die

Gesellschaft ernsthafter Denker aufgenommen worden.

Eins haben diese Zyklen alle gemeinsam: Es gibt in jeder Reihe von Stereotypen einen Punkt, an dem die Mühewaltung aufhört und die Dinge von selbst geschehen, genauso wie man es gern sähe. Die Fortschritts-Stereotype, die mächtig zur Arbeit anreizt, entwertet fast völlig den Versuch einer Entscheidung darüber, welche Arbeit zu tun und warum sie zu tun ist. Laissez-faire, eine segensreiche Befreiung vom sturen Amtsschimmel, behauptet, dass sich die Menschen durch spontane Selbstentzündung in Richtung einer prästabilisierten Harmonie bewegen werden. Kollektivismus, ein Gegengift gegen unbarmherzige Selbstsucht, scheint in marxistischer Sicht ökonomischen Determinismus in Richtung auf Leistungsfähigkeit und Klugheit seitens der sozialistischen Funktionäre zu unterstellen. Eine starke Regierung und der Imperialismus im In- und Ausland, der sich im besten Falle des Preises der Unordnung tief bewusst ist, beruhen letztlich auf der Ansicht, dass die Regierenden alles wissen, was für die Regierten von Belang ist. In jeder Theorie gibt es einen Fleck von blindem Automatismus.

Dieser Fleck verschleiert manches Faktum, das, würde es einbezogen, die vitale Bewegung hemmen würde, die die Stereotype hervorruft. Wenn sich der Fortschrittler, wie der Chinese in dem Scherz fragen müsste, was er mit der Zeit, die er durch seine Rekorde einspart, anfangen wolle, wenn der Befürworter des Laissez-faire nicht nur freie und überschüssige Energien der Menschen, sondern auch ihre »menschliche Natur« beachten müsste, wenn der Kollektivist seine Aufmerksamkeit gänzlich dem Problem widmete, wie er seine Funktionäre bekommen soll, wenn der Imperialist es wagte, an seinen eigenen Inspirationen zu zweifeln, dann fänden sich mehr Hamlet- und weniger Heinrich-V.-Gestalten.

Denn diese blinden Flecken halten beunruhigende Bilder fern,

die mit den sie begleitenden Emotionen Zögern und Unentschlossenheit hervorrufen könnten. Folglich spart uns die Stereotype nicht nur Zeit in einem geschäftigen Leben und ist ein Schutz für unsere Stellung in der Gesellschaft, sondern will uns vor all den bestürzenden Folgen des Versuchs bewahren, die Welt kontinuierlich zu sehen und sie vollständig zu sehen.

# Die Codes und ihre Feinde

## *1*

Jeder, der schon einmal am Ende eines Bahnsteiges auf einen Freund gewartet hat, wird sich daran erinnern, was für merkwürdige Leute er mit ihm verwechselte. Der Umriss eines Hutes, eine ähnliche Gangart beschworen das leibhaftige Bild vor sein geistiges Auge. Im Schlafe mag das Bimmeln eines Glöckleins wie das Läuten einer großen Glocke, der entfernte Hammerschlag wie ein Donnerschlag klingen. Denn unsere Bildersammlungen werden auf einen Reiz hin in Schwingungen versetzt, der vielleicht nur vage einem ihrer Teilaspekte ähnlich ist. In der Halluzination können sie das gesamte Bewusstsein überfluten. Sie mögen sehr wenig in die Wahrnehmung eindringen, obwohl ich zu der Annahme neige, dass eine solche Erfahrung äußerst selten und hochgradig kompliziert ist, wie wenn wir auf ein bekanntes Wort oder einen vertrauten Gegenstand gedankenlos hinstarren und er allmählich aufhört, uns vertraut zu sein. Sicher ist die Art und Weise, wie wir die Dinge sehen, weitgehend eine Kombination aus dem Vorhandenen und dem Erwarteten. Der Himmel ist für einen Astronomen nicht derselbe wie für ein Liebespaar. Eine Seite Kant wird bei einem Kantianer einen anderen Gedankengang als bei einem radikalen Empiristen hervorrufen. Die tahitische Schöne sieht für ihren tahitischen Verehrer besser aus als für die Leser des National Geographic Magazine.

Sachverstand in einem Fach ist tatsächlich eine Vervielfältigung der Zahl der Aspekte, die wir zu entdecken vermögen, dazu die

Gewohnheit, unsere Vorstellungen zu verringern. Wo dem Ignoranten alle Dinge gleich erscheinen und das Leben bloß ein Nacheinander der Erscheinungen ist, sind für den Spezialisten die Dinge in hohem Maße individuell. Für einen Chauffeur, einen Genießer, einen Kunstkenner, ein Mitglied des Regierungskabinetts oder die Frau eines Professors gibt es offensichtliche Unterschiede und Qualitäten, die keineswegs dem Menschen offenkundig sind, der gelegentlich über Automobile, Weine, alte Meister, Republikaner und den Universitätslehrkörper spricht.

Aber auf dem Gebiet der öffentlichen Meinungen können nur wenige Leute Experten sein, derweil das Leben so kurz ist, wie Bernard Shaw klargemacht hat. Die, die Experten sind, sind es nur auf wenigen Gebieten. Wie der Krieg uns lehrte, waren selbst unter alten Soldaten erfahrene Kavalleristen nicht unbedingt glänzende Kämpfer im Schützengraben oder bei den Panzern. Geringes Sachverständnis auf einem kleinen Gebiet kann in der Tat manchmal unsere normale menschliche Gewohnheit übertreiben, alles in unsere Stereotypen pressen zu wollen, was sich nur immer hineinpressen lässt, und alles ins äußere Dunkel zu stoßen, was nicht passt.

Was wir als vertraut erkennen, wollen wir, wenn wir nicht sehr vorsichtig sind, mit Hilfe von bereits in unserer Vorstellung vorhandenen Bildern sichtbar machen, so enthält die amerikanische Auffassung von Fortschritt und Erfolg ein genau festgelegtes Bild der menschlichen Natur und der Gesellschaft. Es ist diejenige Art menschlicher Natur und diejenige Art Gesellschaft, die folgerichtig die Art Fortschritt hervorbringen, die als ideal betrachtet wird. Wenn wir wirklich erfolgreiche Leute und Ereignisse, die sich tatsächlich zugetragen haben, zu beschreiben oder zu erklären suchen, lesen wir nachträglich die Eigenschaften in sie hinein, die in den Stereotypen vorausgesetzt

werden.

Diese Stereotypen wurden in ziemlich unschuldiger Weise von den älteren Wirtschaftswissenschaftlern standardisiert. Sie begannen, das Gesellschaftssystem zu beschreiben, unter dem sie lebten, und fanden es zu kompliziert, um es in Worte zu fassen. Daher schufen sie ein, wie sie hofften, vereinfachtes Schaubild. Dies unterschied sich im Grundsätzlichen und in der Glaubwürdigkeit kaum von dem Parallelogramm mit Kopf und Füßen, das ein Kind von einer Kuh zeichnet. Das Schema bestand aus einem Kapitalisten, der emsig Kapital aus seiner Arbeit zusammengespart hatte, einem Unternehmer, der einen für die Gesellschaft wichtigen Auftrag erhalten und eine Fabrik errichtet hat, aus einer Gruppe von Arbeitern, die in freier Weise einen Arbeitsvertrag abschlossen mit Bedingungen, die sie selbst stellten, aus einem Grundbesitzer und einer Gruppe von Verbrauchern, die auf dem billigsten Markt die Waren kauften, die ihnen bei geschickter Anwendung des Vergnügen-Leid-Kalküls das größte Vergnügen bereiten würden. Das Modell bewährte sich. Die Art von Leuten, die das Modell voraussetzte, lebte in einer Art von Welt, die das Modell ebenfalls voraussetzte, und arbeitete in den Büchern, in denen das Modell beschrieben wurde, stets harmonisch zusammen.

Diese reine Fiktion, die Wirtschaftswissenschaftler verwendeten, um ihr Denken zu vereinfachen, wurde modifiziert, verbrämt und schließlich popularisiert, bis sie in weiten Teilen der Bevölkerung als Wirtschaftsmythologie des Tages die Vorherrschaft errang. Sie lieferte eine Standardversion vom Kapitalisten, Organisator, Arbeiter und Verbraucher in einer Gesellschaft, die naturgemäß stärker danach drängte, Erfolg zu erringen als ihn zu erklären. Die neuen Gebäude und die wachsenden Bankkonten waren der Beweis dafür, dass die Stereotype davon, wie man das hingekriegt hatte, treffend war.

Und diejenigen, die am meisten vom Erfolg profitierten, begannen daran zu glauben, dass sie die Art Mensch seien, für die sie gehalten wurden. Kein Wunder also, dass sich die aufrichtigen Freunde erfolgreicher Männer die Frage verkneifen müssen, ob dies wirklich ihr Freund ist, wenn sie die offizielle Biographie und den Nachruf lesen.

## *2*

Für die Besiegten und die Opfer war die offizielle Darstellung natürlich nicht wiederzuerkennen. Denn während diejenigen, die als Beispiel für den Fortschritt dienten, nicht oft innehielten, um sich zu fragen, ob sie wirklich gemäß der Marschroute, die von Wirtschaftswissenschaftlern oder sonst jemandem von gleicher Glaubwürdigkeit ausgearbeitet worden war, an ihr Ziel gelangt waren, machten sich die Nichterfolgreichen Gedanken. »Niemand«, sagt William Jones,[23] »schaut tiefer in eine Verallgemeinerung, als seine eigene Kenntnis der Einzelheiten geht.« Die Industriekapitäne sahen in den großen Konzernen Denkmäler des (eigenen) Erfolges; ihre geschlagenen Konkurrenten sahen darin das (eigene) Versagen. Daher erklärten die Wirtschaftskapitäne die Wirtschaftslehre und die Tugenden des großen Geschäftes, wünschten, in Ruhe gelassen zu werden und behaupteten, sie seien die Urheber des Wohlstandes und die Förderer des Handels. Die Besiegten deuteten auf die Verschwendung und die Gemeinheiten der Konzerne und appellierten laut an das Justizministerium, damit es das Geschäftsleben von geheimen Absprachen befreie. In derselben Situation sahen die einen Fortschritt, Wirtschaftlichkeit und glänzende Entwicklung, die anderen nur Reaktion,

Verschwendung und Beschränkung des Handels. Bände von Statistiken, Anekdoten von der realen Wahrheit und der inneren Wahrheit, der tieferen und der größeren Wahrheit wurden veröffentlicht, um beide Seiten der Auseinandersetzung zu prüfen.

Denn wenn ein System von Stereotypen gut verankert ist, wird unsere Aufmerksamkeit von den Tatsachen aufgerufen, die es stützen, und von den anderen abgelenkt, die ihm widersprechen. Vielleicht also deshalb, weil sie darauf eingestellt sind, das eine oder das andere zu finden, kommt es, dass freundliche Menschen so viel Grund zur Freundlichkeit finden, gehässige aber so viel Grund zur Gehässigkeit, Wir sprechen ganz richtig davon, etwas durch eine rosarote Brille oder mit verbittertem Blick zu sehen. Wenn wir, wie Philip Littell einmal von einem berühmten Professor schrieb, das Leben wie durch eine Klasse hindurch finster sehen, werden unsere Stereotypen davon, wie die besten Leute und die unteren Klassen sind, durch kein Verständnis getrübt. Was fremd ist, wird abgewiesen, was anders ist, wird blinden Augen begegnen. Wir sehen einfach nicht, was unsere Augen zu berücksichtigen nicht gewohnt sind. Manchmal sind wir bewusst, öfter aber ohne unser Wissen von den Tatsachen geprägt, die unserer Weltanschauung entsprechen.

## *3*

Diese Weltanschauung ist eine mehr oder minder gegliederte Reihe von geistigen Bildern zur Beschreibung der unsichtbaren Welt. Aber nicht nur zur Beschreibung, sondern auch zur Beurteilung. Daher sind die Stereotypen mit Präferenzen angereichert, von Zuneigung oder Abneigung durchdrungen, mit

Befürchtungen, Lustgefühlen, starken Wünschen, Stolz und Hoffnungen verbunden. Was immer die Stereotype aufruft, wird mit dem dazu gehörenden Gefühl beurteilt. Ausgenommen dort, wo wir das Vorurteil ganz bewusst suspendieren, befassen wir uns nicht näher mit einem Menschen und bewerten ihn als schlecht. Wir sehen einen schlechten Menschen. Wir sehen einen taufrischen Morgen, ein errötendes Mädchen, einen ehrwürdigen Priester, einen humorlosen Engländer, eine gefährliche Rothaut, einen liederlichen Bohémien, einen faulen Hindu, einen verschmitzten Orientalen, einen verträumten Slawen, einen unbeständigen Iren, einen habgierigen Juden, einen hundertprozentigen Amerikaner. Im Alltag ist das Urteil oft bereits lange vor der tatsächlichen Beobachtung gefällt, die dann nur noch zur Bestätigung desselben dient. Weder Gerechtigkeit noch Gnade oder Wahrheit haben Anteil an einem solchen Urteil, denn das Urteil ist der Beweisführung vorausgegangen. Doch ist ein Volk ohne Vorurteile, ein Volk mit völlig neutraler Haltung, in jeder erdenklichen Zivilisation so unvorstellbar, dass auf einem solchen Ideal kein Erziehungsplan basieren könnte. Vorurteile können bloßgestellt, verkleinert und verfeinert werden, aber solange wie endliche Menschen sich mit einer nur kurzen schulischen Vorbereitung auf eine ungeheuer vielschichtige Zivilisation begnügen müssen, schleppen sie deren Bilder mit sich herum und haben Vorurteile. Der Wert ihres Denkens und Handelns wird davon abhängen, ob diese Vorurteile freundschaftlich sind, freundlich gegenüber anderen Menschen, anderen Ideen, ob sie Liebe für das bewirken, was als eindeutig gut empfunden wird, statt Hass auf das, was in ihrer Vision vom Guten nicht enthalten ist.

Moral, guter Geschmack und Gesittung standardisieren zuerst einige dieser grundlegenden Vorurteile und verstärken sie dann. Während wir uns unserem Kodex anpassen, passen wir ihm die

wahrgenommenen Tatsachen an. Theoretisch sind die Tatsachen gegenüber allen unseren Ansichten über richtig und falsch neutral. In Wirklichkeit aber bestimmen unsere Regeln in hohem Maße, was wir sehen und wie wir es sehen sollen.

Ein Moralkodex ist nämlich ein Verhaltensschema, das auf eine Anzahl typischer Vorgänge zugeschnitten ist. Sich zu verhalten, wie es der Kodex vorschreibt, heißt, welchem Zweck auch immer zu dienen, den der Kodex anstrebt. Er kann Gottes Wille sein, oder der des Königs, die Rettung der Einzelseele in einem guten, festen, dreidimensionalen Paradies, Erfolg auf Erden oder Dienst an der Menschheit. Auf jeden Fall legen sich die Schöpfer des Kodex' auf gewisse typische Situationen fest und leiten daraus dann durch irgendeine Form von Beweisführung oder Intuition die Art von Verhalten ab, welches das von ihnen anerkannte Ziel hervorbringen wird. Die Regeln gelten da, wo sie gelten.

Aber wie weiß ein Mensch im Alltagsleben, ob seine Dilemma dasjenige ist, das der Gesetzgeber im Sinn hatte? Ihm wird befohlen, nicht zu töten. Aber wenn seine Kinder angegriffen werden, darf er dann töten, um einen Totschlag zu verhindern? Die Zehn Gebote schweigen sich darüber aus. Infolgedessen wird jeder Gesetzeskodex von Auslegern umschwärmt, die konkretere Fälle ableiten. Angenommen also, die Rechtsgelehrten entscheiden, dass jemand in Notwehr töten darf. Für den nächsten Betroffenen bleibt der Zweifel fast genauso groß: Wie kann er wissen, dass er die Notwehr richtig auslegt oder dass er die Tatsachen nicht falsch beurteilt hat, einen Angriff annimmt und in Wahrheit selbst der Angreifer ist? Vielleicht hat er den Angriff sogar provoziert? Aber was ist eine Provokation? Genau diese Verwirrungen haben im August 1914 die Gemüter der meisten Deutschen ergriffen.

In unserer modernen Welt ist der Unterschied in den Annahmen über die Tatsachen, auf die der Kodex angewendet

wird, weitaus ernster als der Unterschied im Kodex. Religiöse, moralische und politische Formeln sind nicht so weit auseinander wie die von ihren Anhängern unterstellten Tatsachen. Statt Ideale zu vergleichen, vermag eine nutzbringende Diskussion die Sicht der Fakten zu überprüfen. Die Maxime, dass man andere Menschen so behandeln soll, wie man selbst behandelt werden möchte, beruht auf dem Glauben, dass die menschliche Natur gleichartig sei. Bernard Shaws Feststellung, man solle gegen andere nicht so handeln, wie man selbst von ihnen behandelt werden möchte, weil die Geschmäcker vielleicht verschieden sein könnten, beruht auf dem Glauben, dass die menschliche Natur nicht gleichartig ist. Die Maxime »Wettbewerb ist der Motor des Handels« besteht aus einer ganzen Folge von Anschauungen über wirtschaftliche Motive, industrielle Beziehungen und die Funktionsweise eines bestimmten Handelssystems. Die Behauptung, Amerika werde niemals eine richtige Handelsflotte besitzen, es sei denn, sie gehöre Privatleuten und wird auch von diesen geführt, beruht auf der Annahme, dass eine gewisse Verbindung zwischen einer bestimmten Art von Gewinn und ehrgeizigem Streben erwiesen sei. Die Rechtfertigung von Diktatur, Spionage und Terror durch den bolschewistischen Propagandisten damit, dass, »jeder Staat ein Gewaltapparat«[24] sei, ist ein historisches Urteil, dessen Wahrheitsgehalt für einen Nichtkommunisten keineswegs als selbstverständlich gelten kann.

Im Kern eines jeden Moralkodex' stehen ein Bild von der menschlichen Natur, eine Karte vom Universum und eine Geschichtsauffassung. Für die menschliche Natur (der angenommenen Art), im Universum (der vorgestellten Art) und nach Ablauf einer Geschichte (wie nachvollzogen) gelten die Regeln des Kodex'. Soweit die Gegebenheiten der Persönlichkeit, der Umgebung und des Gedächtnisses unterschiedlich sind, ist

es schwierig, die Vorschriften des Kodex' mit Erfolg anzuwenden. Jeder Sittenkodex muss die menschliche Psychologie, die materielle Welt und die Überlieferung auf die eine oder andere Weise vorstellen. In den Kodizes jedoch, die unter dem Einfluss der Naturwissenschaften stehen, ist die Vorstellung als Hypothese bekannt, wohingegen in den Kodizes, die ungeprüft aus der Vergangenheit stammen oder aus den Höhlen menschlichen Geistes emportauchen, die Vorstellung nicht als Hypothese verstanden wird, die Beweis oder Widerlegung fordert, sondern als eine fraglos angenommene Fiktion. In dem einen Fall ist der Mensch bezüglich seiner Auffassungen bescheiden, weil er sie als vorläufig und unvollständig kennt; im anderen Fall ist er dogmatisch, weil seine Auffassung ein vollständiger Mythos ist. Der Moralist, der sich der naturwissenschaftlichen Disziplin unterwirft, weiß, dass er zwar nicht alles weiß, aber auf dem besten Wege ist, etwas zu wissen; der Dogmatiker mit einem Mythos glaubt, an der Erkenntnis der Allwissenheit teilzuhaben, obwohl es ihm an Kriterien fehlt, um die Wahrheit vom Irrtum zu unterscheiden. Denn es gehört zu den hervorstechenden Merkmalen eines Mythos, dass Wahrheit und Irrtum, Tatsache und Erfindung, Bericht und Phantasiedarstellung alle auf derselben Stufe der Glaubwürdigkeit stehen.

Der Mythos ist daher nicht unbedingt falsch. Er könnte vollständig richtig sein. Er könnte teilweise richtig sein. Wenn er das menschliche Verhalten lange beeinflusst hat, so enthält er mit ziemlicher Sicherheit viel, was in Wesen und Bedeutung richtig ist. Ein Mythos besitzt jedoch niemals das entscheidende Vermögen, seine Wahrheiten von seinen Irrtümern zu trennen. Denn dieses Vermögen ergibt sich nur aus der Erkenntnis, dass keine menschliche Meinung, welcher vermeintlichen Herkunft auch immer, zu erhaben ist für die Beweisführung, dass jede

Meinung immer nur Jemandes Meinung ist. Auf die Frage, warum die Beweisführungen jeder anderen Prüfung vorzuziehen ist, gibt es keine Antwort, außer man wollte die Prüfung nutzen, um diese zu überprüfen.

## *4*

Die Behauptung, dass Moralkodizes eine spezifische Sicht der Tatsachen unterstellen, ist meines Erachtens durch überwältigende Nachweise belegt. Unter dem Begriff »Moralkodizes« fasse ich alle möglichen Arten zusammen: persönliche, familiäre, wirtschaftliche, berufliche, rechtliche, vaterländische, internationale. Im Zentrum eines jeden stehen Muster von Stereotypen zur Psychologie, Soziologie und Geschichte. Dieselbe Anschauung von der menschlichen Natur, den menschlichen Einrichtungen und der Tradition besteht kaum durch alle Kodizes hindurch. Man vergleiche zum Beispiel die wirtschaftlichen und die vaterländischen Kodizes. Ein Krieg, so könnte man annehmen, berührt alle in gleicher Weise; zwei Männer sind Geschäftspartner. Der eine wird Soldat, der andere unterzeichnet einen Kriegsauftrag. Der Soldat opfert alles, vielleicht sogar sein Leben. Er bekommt einen Dollar pro Tag, und niemand behauptet, niemand glaubt, dass man einen besseren Soldaten aus ihm machen könnte, wenn man ihm einen finanziellen Ansporn gäbe. Dieser Beweggrund verschwindet aus seiner menschlichen Natur. Der Kontraktunterzeichner dagegen opfert sehr wenig, er erzielt einen schönen Gewinn über seine Kosten hinaus, und einige behaupten oder glauben, er werde auch dann Munition erzeugen, wenn kein wirtschaftlicher Anreiz gegeben wäre. Das mag ihm Unrecht tun. Der springende Punkt

ist jedoch, dass der akzeptierte vaterländische Kodex eine Art menschlicher Natur unterstellt, der geschäftliche Kodex eine andere. Die Kodizes basieren vermutlich in dem Umfang auf echten Erwartungen, dass, wenn ein Mensch einen bestimmten Kodex übernimmt, er dazu neigt, auch die Art menschlicher Natur zu zeigen, die der Kodex fordert.

Das ist einer der Gründe, warum es so gefährlich ist, Aussagen über die menschliche Natur zu verallgemeinern. Ein liebender Vater kann ein mürrischer Chef, ein ernsthafter Stadtreformer und im Ausland ein habgieriger Chauvinist sein. Sein Familienleben, seine geschäftliche Laufbahn, seine politischen Manipulationen und seine Auffassung von Außenpolitik beruhen auf gänzlich verschiedenen Vorstellungen darüber, wie andere Menschen beschaffen sind und wie er handeln sollte. Sogar dieselbe Person kann nach verschiedenen Kodizes verschiedene Vorstellungen haben. Diese Vorstellungen differieren mittels Kodizes in ein und derselben Person, die Kodizes differieren geringfügig zwischen Angehörigen derselben Gesellschaftsschicht, differieren weitgehend zwischen den Gesellschaftsschichten, zwischen zwei Nationen oder zwei Hautfarben, und sie können sogar bis zu dem Punkt differieren, an dem keinerlei gemeinsame Voraussetzungen mehr bestehen. Das ist der Grund, warum Menschen, die sich zu demselben Grundbestand religiöser Glaubensmeinungen bekennen, in den Krieg ziehen können. Das Glaubenselement, das ihr Verhalten bestimmt, ist diejenige Sicht der Tatsachen, die sie übernehmen.

Dort also gehen Kodizes so unmerklich und so allgegenwärtig in die Herstellung der öffentlichen Meinung ein. Die althergebrachte Theorie meint, dass eine öffentliche Meinung ein moralisches Urteil über eine Reihe von Tatsachen bildet. Die Theorie, die ich vorschlage, besagt dagegen, dass beim gegenwärtigen Stand der Erziehung die öffentliche Meinung

vornehmlich eine moralisierte und kodifizierte Version der Tatsachen ist. Ich behaupte, dass das Muster von Stereotypen im Zentrum unserer Kodizes weitgehend bestimmt, welchen Bereich der Tatsachen wir sehen sollen und in welchem Licht wir sie sehen sollen. Das ist auch der Grund, warum die Nachrichtenpolitik einer Zeitschrift in der allerbesten Absicht dazu neigt, die Politik der Herausgeber zu unterstützen; warum ein Kapitalist eine Reihe von Tatsachen und bestimmte Aspekte des menschlichen Lebens sieht, buchstäblich *sieht*, sein sozialistischer Gegner eine andere Reihe von Tatsachen und andere Aspekte. Daher auch betrachtet jeder den anderen als unvernünftig oder uneinsichtig, während der wahre Unterschied zwischen ihnen in der unterschiedlichen Wahrnehmung liegt. Dieser Unterschied wird durch den Unterschied zwischen dem kapitalistischen und dem sozialistischen Stereotypenmuster geprägt. »Es gibt in Amerika keine Klassen«, schreibt ein amerikanischer Redakteur. »Die Geschichte einer jeden bisher bestehenden Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen«, behauptet das *Kommunistische Manifest*. Wenn man das Muster des Herausgebers im Kopf hat, so wird man die Tatsachen, die sie bekräftigen, lebhaft vor Augen sehen, und nur vage und wirkungslos jene, die ihnen widersprechen. Nehmen wir das kommunistische Muster und wir werden nicht nur nach verschiedenen Dingen suchen, sondern das, was wir und der Herausgeber zufällig gemeinsam sehen, auch mit einer gänzlich verschiedenen Hervorhebung sehen

## *5*

Weil also mein Moralsystem auf der von mir übernommenen

Version der Tatsachen beruht, halte ich jeden, der meine moralischen Urteile oder meine Betrachtungsweise der Tatsachen ablehnt, für verstockt, fremdartig und gefährlich. Wie soll ich ihm gegenüber Rechenschaft ablegen? Der Kontrahent muss immer erklärt werden, und die letzte Erklärung, nach der wir jemals suchen, ist die, dass er eine andersartige Reihe von Tatsachen vor sich sieht. Wir vermeiden im Allgemeinen eine solche Erklärung, weil sie das ganze Fundament unserer Gewissheit untergräbt, dass wir das Leben kontinuierlich gesehen und es ganz gesehen haben. Nur wenn wir die Gewohnheit haben, unsere Meinungen als eine partielle Erfahrung zu erkennen, die wir durch unsere Stereotypen sehen, werden wir gegen unseren Gegner wirklich tolerant werden. Ohne diese Gewohnheit setzen wir unsere eigene Sicht absolut und halten folglich jeden Widerspruch für verräterisch. Denn während die Menschen einer »Frage« gerne zwei Seiten konzedieren, billigen sie diese zwei Seiten nicht dem zu, was sie für »Tatsachen« halten. Und sie nehmen das erst nach langer kritischer Erziehung an, wenn sie sich vollauf bewusst geworden sind, wie subjektiv und aus zweiter Hand die Wahrnehmung ihrer sozialen Gegebenheiten ist.

Wenn daher von zwei Parteien jede nur ihren eigenen Aspekt der Sache lebhaft vor Augen sieht und sich ihre eigenen Erklärungen zu dem Gesehenen ausdenkt, ist es für sie beinahe unmöglich, einander Aufrichtigkeit zuzuerkennen. Wenn das Muster an einem entscheidenden Punkt ihrer Erfahrung entspricht, betrachten sie es nicht länger als Interpretation. Sie schauen darauf als auf eine »Wirklichkeit«. Es mag keine Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit haben, außer dass es in einer Schlussfolgerung kulminiert, die einer wirklichen Erfahrung entspricht. Ich kann zum Beispiel meine Reise von New York nach Boston auf der Karte durch eine gerade Linie wiedergeben,

genauso wie ein Mann seinen Erfolg als das Endergebnis eines geraden und schmalen Pfades betrachtet. Die Straße jedoch, die ich in Wirklichkeit nach Boston gefahren bin, kann viele Umwege, Kurven und Windungen gehabt haben, genauso wie der Lebensweg unseres Mannes neben reinen Unternehmungen, Arbeit und Fleiß viele derartige Umwege und Kurven aufgewiesen haben mag. Vorausgesetzt, ich erreiche Boston und der Mann hat Erfolg, so werden die Luftlinie und der gerade Pfad als flüchtig hingeworfene Skizzen dienen. Nur wenn einer versuchen sollte, ihnen zu folgen, und gelangt dann nicht an sein Ziel, werden wir Einwänden begegnen. Wenn wir dann auf unseren Kartenskizzen beharren und er fortfährt, sie zu verwerfen, werden wir bald versucht sein, ihn für einen gefährlichen Narren zu halten, und er seinerseits wird uns als Lügner und Heuchler hinstellen. So malen wir allmählich Porträts voneinander. Denn der Gegner stellt sich als ein Mensch dar, der sagt: »Das Böse, Du sei mein Heil.« Er ist ein ärgerlicher Zeitgenosse, der nicht in das Schema der Dinge passt. Gleichwohl mischt er sich ein. Weil dieses Schema in unseren Köpfen auf unumstößlichen Tatsachen beruht, die von unwiderstehlicher Logik erhärtet werden, muss für ihn ein Platz in diesem Schema gefunden werden. Selten überlässt man ihm in der Politik oder in betrieblichen Auseinandersetzungen einen Platz, indem man einfach anerkennt, dass er dieselbe Wirklichkeit vor Augen gehabt hat, wenn auch aus einem anderen Blickwinkel. Eine derartige Feststellung würde das ganze Schema erschüttern.

So war Fiume für die Italiener bei den Pariser Verhandlungen 1918 italienisch. Es handelte sich für sie nicht nur um eine Stadt, die man gern dem italienischen Königreich einverleibt hätte. Fiume *war* italienisch. Sie beschäftigten sich ausschließlich mit der Frage der italienischen Mehrheit innerhalb der gültigen Grenzen der Stadt selbst. Die amerikanischen Delegierten, die

mehr Italiener in New York gesehen hatten als es in Fiume Italiener gibt, ohne deshalb New York als italienisch zu betrachten, richteten ihren Blick auf Fiume als einen zentraleuropäischen Einfuhrhafen. Sie hatten die Jugoslawen in den Vororten und im nichtitalienischen Hinterland lebhaft vor Augen. Einige der Italiener in Paris suchten daher nach einer überzeugenden Erklärung für die amerikanische Widerborstigkeit. Sie fanden sie in dem Gerücht – keiner weiß, woher es kam -, dass sich ein einflussreicher amerikanischer Diplomat in den Schlingen einer jugoslawischen Geliebten befinde. Sie war gesehen worden … er war gesehen worden … in Versailles gleich unweit des Boulevards … die Villa mit den großen Bäumen.

Das ist eine ziemlich gebräuchliche Art, Opposition wegzuerklären. In ihrer verleumderischen Form werden solche Anschuldigungen selten gedruckt. Ein Roosevelt kann daher Jahre warten müssen oder ein Harding Monate, ehe er eine Entscheidung erzwingen und eine Flüsterkampagne beenden kann, die bis in den letzten Winkel gedrungen ist. Öffentliche Personen müssen bei Soupers, in Klubräumen und Damensalons eine fürchterliche Menge giftiger Verleumdungen ertragen, die wiederholt, ausgeschmückt, bekichert und als köstlich betrachtet werden. Während so etwas meiner Meinung nach weniger in Amerika als in Europa vorkommt, gibt es hingegen kaum einen amerikanischen Beamten, über den nicht jemand Klatsch verbreitet.

Aus der Gegenseite machen wir Schurken und Verschwörungen. Wenn die Preise unbarmherzig in die Höhe gehen, haben sich die Profitmacher verschworen; geben die Zeitungen die Neuigkeiten falsch wieder, handelt es sich um ein Kapitalistenkomplott; sind die Reichen zu reich, dann stehlen sie; wenn eine Kopf-an-Kopf-Wahl verloren geht, war die

Wahlbehörde bestochen; macht ein Staatsmann etwas, mit dem wir nicht einverstanden sind, war er von einer verrufenen Person gekauft oder beeinflusst. Herrscht Unruhe unter den Arbeitern, so sind sie die Opfer von Agitatoren; sind sie in großen Gebieten in Unruhe, so ist eine Verschwörung im Gange. Werden nicht genug Flugzeuge erzeugt, so ist es das Werk von Spionen. Gibt es in Irland Schwierigkeiten, steckt deutsches oder bolschewistisches »Gold« dahinter. Wenn man wie verrückt auf Komplotte Jagd macht, sieht man alle Streiks, den irischen Aufstand, die arabischen Unruhen, die Wiedereinsetzung König Konstantins, den Völkerbund, den mexikanischen Aufruhr, die Abrüstungsbewegung, die Sonntagsfilmvorstellungen, die kurzen Röcke, die Verstöße gegen die Alkoholgesetze und die Selbstbehauptung der Schwarzen als Teilverschwörungen eines riesigen Komplotts, das entweder von Moskau, Rom, den Freimaurern, den Japanern oder den Weisen von Zion gesteuert wird.

# Die Aufdeckung der Stereotypen

## *1*

Ausgebildete Diplomaten, die in aller Lautstärke zu den kriegführenden Völkern sprechen mussten, lernten ein umfangreiches Repertoire von Stereotypen gebrauchen. Sie hatten es mit einem instabilen Bündnis von Mächten zu tun, deren jede ihre Geschlossenheit im Krieg lediglich durch eine äußerst umsichtige Führung aufrechterhielt. Der gemeine Soldat und seine Frau, die in den Annalen der Tapferkeit über alle Maßen heldenhaft und selbstlos erschienen, waren immerhin nicht heldenhaft genug, um für all die Ideen, die nach Auffassung der Außenministerien der fremden Mächte für die Zukunft der Zivilisation lebenswichtig sein sollten, dem Tod fröhlich ins Auge zu sehen. Um Häfen, Bergwerke, felsige Gebirgspässe und Dörfer in den Besitz der Alliierten zu bringen, hätten nur wenige Soldaten freiwillig das Niemandsland durchquert.

Nun geschah es einmal in einem Land, dass die Kriegspartei, die das Außenministerium, das Oberkommando und den Großteil der Presse kontrollierte, Ansprüche auf das Gebiet einiger ihrer Nachbarn erhob. Diese Ansprüche wurden unter dem Namen Groß-Ruritanien zusammengefasst, und zwar von den gebildeten Schichten, die Kipling, Treitschke und Maurice Barrès als hundertprozentige Ruritanier betrachteten. Aber die großartige Idee erregte im Ausland keine Begeisterung. Deshalb drückten Ruritaniens Staatsmänner diese feinste Blume ruritanischen Geistes, wie ihr poeta laureatus so schön sagte, an ihr Herz und fuhren fort, zu zerteilen und zu erobern. Sie teilten die

Gebietsansprüche in Sektoren auf. Für jedes Stück beschworen sie das Stereotyp, dem einer oder mehrere der Verbündeten schwerlich zu widerstehen vermochten, weil dieser Verbündete selbst Ansprüche erhob, für die er Zustimmung durch Anwendung desselben Stereotyps zu finden hoffte.

Der erste Sektor war zufällig eine Gebirgsgegend, die von fremdstämmigen Bauern besiedelt war. Ruritania verlangte das Gebiet, um seine natürlichen geographischen Grenzen abzurunden. Wenn man lange genug dem unbeschreiblichen Wert dessen, was natürlich ist, seine Aufmerksamkeit schenkte, lösten sich diese fremdstämmigen Bauern in Luft auf, und nur die Bergeshänge blieben sichtbar. Der nächste Sektor war von Ruritaniern bewohnt, und nach dem Prinzip, dass kein Volk unter fremder Herrschaft leben solle, wurde sie wieder angeschlossen. Dann kam eine Stadt von beträchtlicher kommerzieller Bedeutung an die Reihe. Sie war zwar nicht von Ruritaniern bewohnt, aber bis zum 18. Jahrhundert ein Teil Ruritaniens gewesen. Nach dem Grundsatz historischen Rechts wurde sie angegliedert. Weiterhin gab es da ein hervorragendes Erzlager, das Ausländern gehörte und von Ausländern betrieben wurde. Nach dem Prinzip der Wiedergutmachung für Schäden wurde auch dieses Gebiet annektiert. Dahinter lag ein Gebiet, das zu 97 Prozent von Fremden bewohnt war. Es bildete die natürliche geographische Grenze einer anderen Nation und war in geschichtlicher Zeit niemals Teil Ruritaniens gewesen. Aber eine der an Ruritanien angeschlossenen Provinzen hatte einst auf diesen Märkten Handel getrieben, und die Kultur der oberen Klassen war ruritanisch. Nach dem Grundsatz der kulturellen Überlegenheit und aufgrund der Notwendigkeit, die Zivilisation zu verteidigen, wurden diese Gebiete ebenfalls beansprucht. Schließlich war da noch ein Hafen, der in geographischer, völkischer, wirtschaftlicher, geschichtlicher und traditioneller

Hinsicht nicht die geringsten Beziehungen zu Ruritanien besaß. Er wurde mit der Begründung beansprucht, dass er für die nationale Verteidigung notwendig sei.

Die Verträge der Friedensschlüsse des Weltkrieges enthalten viele Beispiele dieser Art. Ich möchte damit nicht andeuten, dass ich denke, es wäre möglich gewesen, Europa nach einem dieser Grundsätze folgerichtig neu zu ordnen. Ich bin sicher, dass das nicht möglich war. Gerade die Anwendung dieser so anmaßenden und so absoluten Grundsätze bedeutete, dass nicht der Geist der Verständigung vorherrschte und dass infolgedessen das Wesentliche des Friedens fehlte. In dem Augenblick nämlich, da man Fabriken, Bergwerke, Gebirge oder selbst politische Macht als hervorragende Beispiele irgendeines ewigen Prinzips oder eines anderen zu erörtern beginnt, diskutiert man nicht mehr, sondern kämpft man. Dieser ewige Grundsatz schaltet alle Einwände aus, löst die Streitfrage von ihrem Hintergrund und ihren Umständen ab, erregt starke Gefühle, die einigermaßen dem Prinzip hinreichend angemessen sind, aber überaus schlecht zu den Dockanlagen, Lagerhäusern und dem Grundbesitz passen. Hat man einmal mit dieser Stimmung begonnen, dann kann man nicht mehr aufhören. Es besteht eine echte Gefahr. Um ihr zu begegnen, muss man noch absolutere Prinzipien beschwören, um das zu verteidigen, was angreifbar ist. Dann muss man Verteidigung verteidigen, Puffer errichten und Puffer für die Puffer, bis die ganze Angelegenheit so verworren ist, dass es weniger gefährlich zu sein scheint zu kämpfen als weiter zu verhandeln.

Es gibt bestimmte Anhaltspunkte, die oft den falschen Absolutismus einer Stereotype aufzuspüren helfen. Im Falle der ruritanischen Propaganda überlagerten die Prinzipien einander so schnell, dass man leicht durchschauen konnte, wie die Argumente geschmiedet worden waren. Die Reihe der

Widersprüche zeigte, dass für jeden Gebietsanspruch die Stereotype bemüht wurde, die alle den Anspruch störenden Tatsachen beseitigen würde. Widersprüche dieser Art sind oft ein guter Anhaltspunkt.

## *2*

Die Unfähigkeit, den Raum zu berücksichtigen, gibt weitere Aufschlüsse. Im Frühjahr 1918 zum Beispiel forderten viele Leute, die das Ausscheiden Russlands aus dem Kriege erschreckt hatte »die Wiedererrichtung einer Ostfront«. Der Krieg spielte sich in ihrer Sicht an zwei Fronten ab. Verschwand eine davon, erhob man sofort eindringlich die Forderung, sie wieder zu errichten. Die unbeschäftigte japanische Armee sollte als Ersatz für die Russen in die Frontlinie rücken. Aber es erhob sich ein unüberwindliches Hindernis. Zwischen Wladiwostok und der Ostfront lagen 8500 Kilometer Land, das lediglich eine zusammengebrochene Bahnlinie durchquerte. Doch diese 8500 Kilometer waren in den Gehirnen der für die Idee Begeisterten kein Argument. Sie waren so sehr davon überzeugt, dass eine Ostfront notwendig sei, und so groß war ihr Vertrauen in den Wert der japanischen Armee, dass sie diese in Gedanken gleichsam auf einem fliegenden Teppich von Wladiwostok nach Polen verlegten. Vergeblich versuchten ihnen unsere militärischen Autoritäten den Beweis zu liefern, dass die Landung von Truppen am Rande Sibiriens mit deutscher Feindberührung so wenig zu tun hatte, wie es für die Erreichung des Mondes von Bedeutung ist, wenn jemand aus dem Keller des Woolworth-Gebäudes auf dessen Dach hinaufsteigt.

Die Stereotype in diesem Beispiel war der Zweifrontenkrieg.

Seit dem Augenblick, da die Leute begonnen hatten, sich mit der Idee des Großen Kriegs zu beschäftigen, hatten sie Deutschland immer als zwischen Frankreich und Russland eingepresst aufgefasst. Eine oder vielleicht zwei Generationen von Strategen hatten mit dieser visuellen Vorstellung als dem Ausgangspunkt aller ihrer Berechnungen gelebt.

Nahezu vier Jahre lang hatte jeder Schlachtplan den Eindruck verstärkt, dass dies der Krieg ist. Als sich das Blatt wendete, war es nicht einfach, die Dinge so zu sehen, wie sie dann waren. Sie wurden durch die Stereotype hindurch gesehen, und die Tatsachen, die mit ihr im Widerspruch standen – wie zum Beispiel die Entfernung zwischen Japan und Polen –, waren nicht imstande, lebhaft in das Bewusstsein zu dringen.

Es ist interessant festzustellen, dass die amerikanischen Regierungsstellen die neuen Tatsachen realistischer beurteilten als die Franzosen. Der Grund hierfür ist teilweise darin zu sehen, dass die Amerikaner (vor 1914) keine vorgefasste Meinung über einen Krieg auf dem Kontinent besaßen, und teilweise darin, dass die Amerikaner, in die Mobilisierung ihrer Streitkräfte vertieft, von der Ostfront eine Vorstellung besaßen, die selbst eine Stereotype darstellte, die aus *ihrem* Bewusstsein jede besondere Beachtung anderer Kriegsschauplätze ausschloss. Im Frühjahr 1918 konnte diese amerikanische Sicht mit der hergebrachten französischen nicht wetteifern, weil die Amerikaner ganz und gar auf ihre Macht vertrauten, während die Franzosen zu jener Zeit (vor Cantigny und der zweiten Marneschlacht) die größten Zweifel hatten. Das amerikanische Vertrauen durchdrang die amerikanische Stereotype, gab ihr die Macht, das Bewusstsein zu besitzen, die Lebendigkeit und spürbare Schärfe, die aufreizende Wirkung auf den Willen, die Bedeutung eines Wunschobjekts und gab diejenige Übereinstimmung mit der Aktivität in die Hand, die Henry James als Charakteristika dessen beobachtet, was wir für

»wirklich« halten. Die verzweifelten Franzosen blieben auf ihr vorgefasstes Bild fixiert. Und wenn die Tatsachen, grobe geographische Tatsachen, nicht in ihre vorgefasste Meinung passten, dann wurden sie entweder aus dem Gedächtnis verdrängt oder die Fakten wurden aus ihrer Fassung gebracht. So wurde die Schwierigkeit des Wunsches, die Japaner die 8500 Kilometer entfernten Deutschen erreichen zu lassen, gewissermaßen dadurch überwunden, dass man ihnen die Deutschen mehr als den halben Weg entgegenschickte. Zwischen März und Juni 1918 wurde behauptet, eine deutsche Armee operiere im östlichen Sibirien. Diese Geisterarmee bestand aus einigen tatsächlich gesichteten, aus noch mehr erdachten deutschen Kriegsgefangenen und vor allem aus dem Wahn, dass die dazwischenliegenden 8500 Kilometer gar nicht wirklich existierten.[25]

## *3*

Eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung räumlicher Gegebenheiten ist eine keineswegs einfache Sache. Ziehe ich auf einer Landkarte zwischen Bombay und Hongkong eine gerade Linie und messe die Entfernung, so weiß ich rein gar nichts über die Entfernung, die ich auf einer Reise überwinden müsste. Und selbst wenn ich die tatsächliche Entfernung messe, die ich hinter mich bringen muss, weiß ich dennoch sehr wenig darüber, bevor ich nicht weiß, welche Schiffe und wann sie verkehren, wie schnell sie fahren, ob ich mir noch eine Passage sichern und mir ihre Bezahlung leisten kann. Im praktischen Leben ist Raum eine Angelegenheit von verfügbaren Transportmöglichkeiten, nicht von geometrischen Flächen. Das wusste schon der alte

Eisenbahnmagnat, als er einmal einer Stadt, die ihn beleidigt hatte, drohte, er werde in ihren Straßen Gras wachsen lassen. Wenn ich mit dem Auto unterwegs bin und jemanden frage, wie weit es bis zu meinem Ziel ist, verfluche ich den Mann als einen Oberidioten, wenn er mir sagt, es seien fünf Kilometer bis dahin, und dabei eine Umleitung von zehn Kilometern verschweigt. Es nützt mir gar nichts zu erfahren, dass es fünf Kilometer Fußweg seien. Es könnte mir einer ebenso gut sagen, es wären zwei Kilometer Krähenflug. Weder fliege ich wie eine Krähe, noch gehe ich zu Fuß. Ich will also erfahren, dass die Entfernung 14 Kilometer für ein Auto beträgt, und auch, dass zehn davon vielleicht Holper- und Dreckwege sind. Den Fußgänger, der mir fünf Kilometer angibt, heiße ich einen Dummkopf, und ich beschimpfe innerlich den Flieger, der mir zwei Kilometer als Entfernung genannt hat. Beide sprechen von ihrem Raum, den sie zu durchmessen haben, nicht aber von dem meinen.

In der Grenzziehung sind absurde Schwierigkeiten dadurch entstanden, dass man die praxisnahe Geographie eines Gebietes übersah. Nach einer allgemeinen Formel wie »Selbstbestimmungsrecht« haben Staatsleute verschiedentlich auf Landkarten Striche gezogen, die dann bei der Ortsbesichtigung mitten durch eine Fabrik, durch die Mitte einer Dorfstraße, quer durch ein Kirchenschiff oder zwischen Küche und Schlafkammer einer Bauernhütte verliefen. Es hat Grenzen in Weidegebieten gegeben, die die Weide vom Wasser oder die Weide vom Markt und in Industriegebieten Bahnhöfe von Bahnlinien trennten. Auf der farbigen Völkerkarte war die Grenzlinie nach ethnischen Gesichtspunkten gerecht, will sagen gerecht nach Maßgabe dieser Völkerkarte.

## *4*

Aber auch der Zeit, nicht weniger als dem Raum, ergeht es schlecht. Ein geläufiges Beispiel ist das des Mannes, der durch einen sorgfältig ausgearbeiteten Letzten Willen noch lange nach seinem Tode die Kontrolle über sein Geld zu behalten versucht. »Es war des ersten William James' Absicht gewesen«, schreibt sein Urenkel Henry James,[26] »dafür zu sorgen, dass seine Kinder – einige von ihnen waren bei seinem Tode noch nicht volljährig – sich selbst durch Fleiß und Erfahrung als würdig und fähig erweisen sollten, die große Erbschaft zu genießen, die er ihnen zu vermachen gedachte. Das also hatte er im Auge, und er hinterließ als Letzten Willen eine umfangreiche Sammlung von Einschränkungen und Vorschriften. Er zeigte dadurch, wie groß sowohl sein Vertrauen in sein eigenes Urteil als auch seine Sorge um das sittliche Wohlergehen seiner Nachkommen waren.« Die Gerichte kippten seinen Letzten Willen. Denn in seiner Abneigung gegen Verfügungen von Ewigkeitsdauer anerkennt das Gesetz, dass es eindeutige Grenzen der Zulässigkeit dafür gibt, einer unbekannten Zukunft einen sittlichen Stempel aufzudrücken. Aber der Wunsch, das zu tun, ist ein sehr menschlicher Zug, und er ist so menschlich, dass das Gesetz es dem Bürger erlaubt, noch eine begrenzte Zeit nach seinem Tode wirksam zu sein.

Die Verbesserungsklausel einer jeden Verfassung ist ein guter Anhalt für die Zuversicht, die ihre Urheber bezüglich der Reichweite ihrer Meinungen in den nachfolgenden Generationen hegen. Es gibt, soweit ich weiß, Verfassungen amerikanischer Bundesstaaten, deren Verbesserung fast unmöglich ist. Die Männer, die sie schufen, konnten nur wenig Ahnung vom Fluss der Zeit gehabt haben: Für sie war die Gegenwart von so großartiger Gewissheit, das Danach so nebulös oder so

bedrohlich, dass sie den Mut hatten, zu erklären, wie das Leben nach ihrem Abtreten verlaufen sollte. Und weil nun einmal Verfassungen so schwer zu verbessern sind, haben eifrige Leute mit Sinn für das Unvergängliche auf diese unvergängliche Gedenktafel alle möglichen Vorschriften und Bestimmungen zu schreiben beliebt, die, wenn man mit ein bisschen Bescheidenheit an die Zukunft denkt, nicht beständiger als ein gewöhnliches Gesetz sein sollten.

Eine Vorannahme über die Zeit fließt weit in unsere Meinungen ein. Für den einen ist eine Einrichtung, die während seines ganzen bewussten Lebens bestanden hat, ein Teil der festen Ausstattung des Universums, für den anderen ist sie von vorübergehender Art. Die geologische Zeit ist von der biologischen sehr verschieden. Die soziale Zeit ist höchst komplex. Der Staatsmann muss sich entscheiden, ob er seine Überlegungen für eine augenblickliche Notlage oder auf lange Sicht anstellt. Manche Entscheidungen müssen aufgrund dessen, was in den nächsten zwei Stunden geschieht, getroffen werden, andere beziehen sich auf das, was in einer Woche, einem Monat, einer Saison, einem Jahrzehnt eintreten wird oder dann, wenn die Kinder oder deren Enkel erwachsen sind. Ein bedeutender Teil unserer Weisheit besteht in der Fähigkeit, das Zeitverständnis zu erkennen, das der Sache angemessen ist. Die Menschen mit einem falschen Zeitverständnis rangieren vom Träumer, der an der Gegenwart vorbeilebt, bis zum Philister, der nichts anderes sieht. Eine echte Werteskala enthält auch einen sehr feinen Sinn für die jeweilige Zeit.

Fernere Zeiten wie Vergangenheit und Zukunft müssen irgendwie vorgestellt werden. Jedoch, wie James sagt, »haben wir keine direkte, erkennende Wahrnehmung der längeren Zeitdauer.«[27] Die längste von uns unmittelbar empfundene Zeitdauer ist die sogenannte »Scheingegenwart«. Sie dauert nach

Titchener ungefähr sechs Sekunden.[28] »Alle Eindrücke innerhalb dieser kurzen Zeitperiode sind uns *gleichzeitig* präsent. Dies ermöglicht uns, Veränderungen und Ereignisse ebenso wie sich nicht verändernde Objekte wahrzunehmen. Die Wahrnehmungsgegenwart wird von der Vorstellungsgegenwart ergänzt. Durch die Verbindung von Wahrnehmungen mit Gedächtnisbildern werden ganze Tage, Monate, ja sogar Jahre der Vergangenheit in der Gegenwart zusammengeführt.«

In dieser Vorstellungsgegenwart, so James, ist die Plastizität proportional zu der Anzahl von Unterscheidungen, die wir darin treffen. So vergeht ein Ferientag, an dem wir uns mit Nichtstun langweilen, sehr langsam, während wir ihn erleben, erscheint aber in der Erinnerung als sehr kurz. Starke Aktivität schlägt die Zeit rasch tot, doch im Gedächtnis ist ihre Dauer lang. Über die Beziehung zwischen der Menge von Vorgängen, die wir unterscheiden, und unserer Zeitperspektive gibt es bei James eine interessante Passage.[29]

> »Wir haben Grund zu der Annahme, dass sich Lebewesen ganz gewaltig darin unterscheiden, welche Zeitdauer sie intuitiv erfühlen und wie genau sie darin auftretende Ereignisse empfinden. Von Baer hat sich in einigen interessanten Schätzungen mit der Wirkung solcher Unterschiede auf den Wechsel des Naturbildes eingehend beschäftigt. Angenommen, wir wären fähig, während einer Sekunde 10 000 Ereignisse anstatt der nur zehn möglichen klar zu registrieren,[30] und wenn unser Leben dann dieselbe Zahl von Eindrücken aufzunehmen bestimmt wäre, so könnte es tausendmal so kurz sein. Wir würden dann weniger als einen Monat leben und aus eigener Erfahrung vom Wechsel der Jahreszeiten persönlich nichts wissen. Wären wir im Winter geboren, so stellten wir uns den Sommer so vor, wie wir es jetzt mit den Hitzeperioden der Karbonzeit tun. Die Bewegungen organischer Lebewesen wären für unsere Sinne so langsam, dass sie erschlossen, nicht beobachtet werden. Die Sonne stände am Himmel still, der Mond veränderte sich kaum, und so weiter. Jetzt aber drehen wir die Hypothese um und unterstellen ein Lebewesen, das in einer bestimmten Zeit nur den tausendsten Teil unserer Eindrücke empfängt und folglich tausendmal so lange lebt. Winter und

Sommer werden ihm wie Viertelstunden vorkommen. Pilze und schneller wachsende Pflanzen werden so schnell emporschießen, dass sie wie Schöpfungen des Augenblicks erscheinen; jahreszeitliche Sträucher werden wie rastlose heiße Quellen aus der Erde sprießen und wieder in sich zusammenfallen. Die Bewegungen der Tiere werden so unsichtbar sein, wie es für uns die der Gewehr- und Kanonenkugeln sind. Die Sonne wird den Himmel wie ein Meteor mit einem feurigen Schweif hinter sich durchstreifen, und so fort.«

## *5*

In seinem »Abriss der Geschichte« hat H. G. Wells den edlen Versuch unternommen, »das wahre Verhältnis zwischen der historischen und der geologischen Zeit« zu verdeutlichen.[31]

Bei einer Maßeinheit, die die Zeit von Kolumbus bis heute mit drei Zoll (7,62 cm) wiedergibt, müsste der Leser 55 Fuß (16,76 m) zurückgehen, um die Tage der Höhlenmaler von Altamira mitzuerleben, 550 Fuß (167,64 m), um die frühen Neandertaler zu sehen, und eine Meile (1,609 km) ungefähr bis zu den späten Dinosauriern. Unsere mehr oder minder genaue Zeitrechnung beginnt erst etwa mit dem Jahr 1000 v. Chr., und zu dieser Zeit war »Sargon I., Herrscher des akkadisch-sumerischen Reiches, eine ferne Erinnerung … ferner als Konstantin der Große von der Gegenwart … Hammurabi war schon ungefähr 1 000 Jahre tot … Stonehenge in England war schon ein Jahrtausend alt«.

Wells schrieb mit einer bestimmten Absicht. »In dem kurzen Zeitabschnitt von 10 000 Jahren sind diese Einheiten, zu denen sich die Menschen zusammengeschlossen haben, aus der kleinen Familiensippe der frühsteinzeitlichen Kultur zu den ausgedehnten vereinigten Reichen der Gegenwart herangewachsen, die noch immer zu klein und untergeordnet

sind.«

Wells hoffte, indem er die Zeitperspektive auf unsere gegenwärtigen Probleme änderte, die moralische Perspektive ändern zu können. Doch ist das astronomische, geologische, biologische, kurz, jedes teleskopische Zeitmaß, das die Gegenwart auf ein Minimum zusammendrängt, nicht »wirklichkeitsgetreuer« als ein mikroskopisches Zeitmaß. Simeon Strunsky hat recht mit seiner Behauptung, dass »Wells in Bezug auf seinen Untertitel ›Die wahrscheinliche Zukunft der Menschheit‹ jede Zahl von Jahrhunderten nehmen kann, um zu seiner Lösung zu gelangen. Wenn er aber die Rettung der westlichen Zivilisation im Auge hat, die noch unter den Wirkungen des Großen Krieges wankt, muss er in Jahrzehnten denken«.[32] Alles hängt also vom praktischen Ziel ab, für das man einen Maßstab wählt. Es gibt Situationen, in denen man die Zeitperspektive verlängern, und andere, in denen man sie verkürzen muss. Jemand, der behauptet, es mache nichts aus, wenn 15 Millionen Chinesen vor Hunger sterben, weil der Geburtenüberschuss den Menschenverlust in zwei Generationen wieder wettmacht, gebraucht eine Zeitperspektive, um seine eigene Gewissensträgheit zu entschuldigen. Jemand, der einen gesunden jungen Mann zum Bettler macht, weil er von einer augenblicklichen Schwierigkeit gefühlsmäßig überwältigt ist, legt sich keine Rechenschaft über die Dauer eines Bettlerlebens ab. Leute, die um des augenblicklichen Friedens willen bereit sind, sich mit einem aggressiven Land zu einigen, indem sie seinen Appetit befriedigen, lassen zu, dass eine trügerische Gegenwart den Frieden ihrer Kinder stören wird. Leute, die einem schwierigen Nachbarn gegenüber nicht geduldig sein können, sondern alles auf einen Showdown ankommen lassen, erweisen sich nicht weniger als die Opfer einer trügerischen Gegenwart.

## *6*

Mit nahezu jedem Problem der Gesellschaft ist die Notwendigkeit eines genauen Zeitplans verbunden. Nehmen wir an, es handele sich um eine Bauholzangelegenheit. Einige Baumarten wachsen schneller als andere. Es dürfte daher die Aufgabe einer gesunden Waldpolitik sein, die jahreszeitliche Einschlagmenge einer jeden Baumart und eines jeden Alters durch Wiederaufforstung auszugleichen. Stimmt diese Berechnung, so ist die beste Wirtschaftlichkeit erreicht. Weniger zu fällen ist Vergeudung, mehr zu fällen bedeutet Raubbau. Es können aber Notlagen eintreten, zum Beispiel, wenn in Kriegszeiten der Bedarf an Fichtenholz anwächst und die Jahresrate überschritten werden muss. Eine wachsame Regierung wird diese Entwicklung bemerken und die Wiederherstellung des Gleichgewichtes als eine Verpflichtung auf die Zukunft betrachten.

Kohle bedingt eine andere Zeitauffassung, weil sie, anders als ein Baum, im Zeitmaß geologischer Zeiten entstanden ist. Der Vorrat ist begrenzt. Eine richtige Sozialpolitik erfordert daher eine ausgeklügelte Berechnung der vorhandenen Weltreserven, der angebrachten Verwertungsmöglichkeiten, der gegenwärtigen Verbrauchsrate, des derzeitigen Wirtschaftlichkeitsgrades und der alternativen Brennstoffe. Wenn aber einmal diese Berechnung aufgestellt ist, muss sie schließlich mit einer idealen Norm, das die Zeit einbezieht, abgeglichen werden.

Angenommen zum Beispiel, dass die Ingenieure feststellen, dass die gegenwärtigen Brennstoffe in einem gewissen Tempo erschöpft sein werden; dass die Industrie, wenn sie neue Funde zurückhält, ab einem konkreten Zeitpunkt in der Zukunft schrumpfen muss – dann müssen wir, nachdem alle möglichen Sparmaßnahmen genutzt wurden. festlegen, welches Maß an

Sparsamkeit und Selbstbeschränkung wir anwenden, damit wir unsere Nachkommen nicht berauben. Aber wen sollen wir als unsere Nachkommen betrachten? Unsere Enkel? Unsere Urenkel? Vielleicht werden wir beschließen, auf 100 Jahre vorauszuplanen, weil wir diesen Zeitraum für die Entdeckung von alternative Brennstoffen für ausreichend halten, wenn die Notwendigkeit dafür unverzüglich herausgestellt wird. Diese Zahlenangaben haben natürlich hypothetischen Charakter. Indem wir aber so rechnen, werden wir nutzen, was wir an Verstand haben. Wir werden der gesellschaftlichen Zeit ihren Platz in der öffentlichen Meinung geben.

Stellen wir uns einen etwas anderen Fall vor, einen Vertrag zwischen einer Stadt und einer Straßenbahngesellschaft. Die Gesellschaft wünscht ihr Kapital nur dann zu investieren, wenn sie auf 99 Jahre das Monopol für die Hauptverkehrsstrecke erhält. In der Auffassung der Antragsteller bedeuten 99 Jahre so viel wie »für immer«. Erweist sich aber die Annahme als begründet, dass oberirdische Fahrzeuge, die von einem zentralen E-Werk auf Schienen betrieben werden, innerhalb von 20 Jahren aus der Mode geraten, dann ist es höchst unklug, einen Vertrag abzuschließen, weil man die zukünftige Generation zu einem schlechteren Transportmittel geradezu verurteilen würde. Wenn die Stadträte ihn dennoch abschließen, fehlt ihnen das Vermögen, sich 99 Jahre vorzustellen. Es ist weitaus besser, die Verkehrsgesellschaft durch eine Subvention bei der Kapitalbildung zu unterstützen, als Investitionen anzuregen, weil man einem trügerischen Gefühl der Ewigkeit frönt. Kein städtischer Beamter und kein Vertreter einer Verkehrsgesellschaft hat einen Sinn für wirkliche Zeitverhältnisse, wenn er von 99 Jahren spricht.

Volkstümliche Geschichte ist ein trefflicher Jagdgrund für falsche Zeitvorstellungen. Für den Durchschnittsengländer sind

zum Beispiel das Verhalten Cromwells, die Textverfälschung der Unionsakte, die Hungersnot von 1847 Übeltaten, die von längst verstorbenen Leuten erduldet und von längst verstorbenen Übeltätern begangen worden sind, zu denen keine lebende Seele, weder Ire noch Engländer, echte Beziehungen hat. Im Geiste eines patriotischen Iren hingegen haben dieselben Ereignisse geradezu zeitgenössischen Charakter. Sein Gedächtnis gleicht einem jener historischen Gemälde, auf dem Vergil und Dante Seite an Seite sitzen und miteinander sprechen. Diese Perspektiven und Verkürzungen bilden zwischen den Völkern eine hohe Hürde. Für einen Menschen mit der einen Tradition ist es schwierig, sich dessen zu entsinnen, was in der Tradition des anderen gegenwärtig ist.

Nahezu nichts, was unter dem Namen historischen Rechts oder historischen Unrechts geläufig ist, kann als wirklich objektive Sicht der Vergangenheit bezeichnet werden. Da ist zum Beispiel die französisch-deutsche Streitfrage über Elsass-Lothringen. Die Beantwortung hängt ganz vom Ausgangsdatum ab, das man herausgreift. Beginnen wir mit den Raurakern und Sequanern, so waren diese Gebiete geschichtlich ein Teil des alten Galliens. Wenn wir stattdessen Heinrich I. an den Anfang stellen, ist Elsass-Lothringen geschichtlich ein deutsches Territorium. Nehmen wir 1273, so gehört es zum Hause Österreich. Nehmen wir 1648 und den Westfälischen Frieden als Ausgangspunkt, dann ist der größte Teil des Landes französisch. Mit Ludwig XIV. und dem Jahr 1688 sind diese Gebiete nahezu ausschließlich französisch. Wenn man zur Beweisführung die Geschichte heranzieht, dann werden mit ziemlicher Sicherheit diejenigen Daten in der Vergangenheit gewählt, die die eigene Ansicht von dem, was jetzt zu tun wäre, unterstützen.

Auseinandersetzungen über »Rassen« und Nationalitäten verraten oft dieselbe beliebige Zeitsicht. Während des Großen

Krieges wurde unter dem Einfluss starker Gefühle die Unterscheidung zwischen »Teutonen« einerseits und »Angelsachsen« und Franzosen andererseits in weiten Volkskreisen als ewige Unterscheidung betrachtet. Immer schon waren sie widerstreitende Völkerschaften gewesen. Eine Generation zuvor jedoch betonten Historiker wie Freeman den gemeinsamen germanischen Ursprung der westeuropäischen Völker. Ethnologen würden sicherlich behaupten, dass die Deutschen, die Engländer und ein Großteil der Franzosen Nachfahren eines ehedem gemeinsamen Stammes seien. Die allgemeine Regel lautet: Schätzen wir ein Volk heute, dann verfolgen wir die Äste bis zum gemeinsamen Stamm. Lieben wir es nicht, so behaupten wir, dass getrennte Äste auch getrennte Stämme haben müssten. In dem einen Fall richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Periode, bevor die Völker Trennungsmerkmale zeigten, im anderen Fall auf die Periode, die auf ihre Trennung folgte. Und die Sicht, die unserer Gemütslage entspricht, wird für »Wahrheit« genommen.

Eine nette Abwandlung dieses Beispiels bietet der Familienstammbaum. Gewöhnlich wird ein Paar zu Urahnen ernannt, wenn möglich ein Paar, das mit einem ehrenvollen Ereignis, wie etwa der Eroberung Englands durch die Normannen, verknüpft ist. Dieses Paar hat keine Vorfahren, sie sind auch keine Nachkommen. Und doch waren sie in Wirklichkeit Nachkommen von Vorfahren. Die Redewendung, dass der Soundso der Begründer seines Hauses gewesen sei, besagt noch nicht, dass er der Adam seiner Familie ist, sondern, dass er der besondere Ahnherr ist, von dem abzustammen wünschenswert erscheint, oder dass er der früheste überlieferte Ahnherr ist. Stammtafeln enthüllen aber ein noch tiefer liegendes Vorurteil. Außer wenn die weibliche Linie zufällig außerordentlich bemerkenswert wäre, wird die Abstammung nur im

Mannesstamme verfolgt. Der Stamm ist männlichen Geschlechts. Zu verschiedenen Zeitpunkten stoßen Frauen hinzu, wie umhersummende Bienen sich auf einem ehrwürdigen Apfelbaum niederlassen.

## *7*

Die Zukunft hingegen ist die trügerischste von allen Zeiten. Wir sind versucht, notwendige Stufen der Reihenfolge zu überspringen. Je nachdem wir von Hoffnungen oder Zweifeln beherrscht werden, übertreiben oder unterschätzen wir die Zeit, die notwendig ist, um verschiedene Teile eines Prozesses zu vollenden. Die Diskussion über die Rolle, die der Lohnempfänger beim Management der Industrie ausüben soll, wird durch diese Schwierigkeit noch wirrer. Denn das Wort »Management« umfasst viele Funktionen.[33] Einige davon erfordern keine Ausbildung, andere ein wenig, wieder andere endlich können nur in einem ganzen Leben erlernt werden. Ein wahrhaft anspruchsvolles Programm zur Demokratisierung der Wirtschaft wäre eines, das auf einem exakten Ablaufplan basiert, so dass die Übernahme von Verantwortung mit einem abgestimmten Programm gewerblicher Ausbildung parallel liefe. Der Vorschlag einer sofortigen Diktatur des Proletariats läuft auf den Versuch hinaus, die dazwischenliegende Zeit der Vorbereitung auszuschalten. Der Widerstand gegen jedwede Übernahme von Verantwortung ist ein Versuch, die Wandlung menschlicher Fähigkeiten im Laufe der Zeiten zu verneinen. Primitive Auffassungen von Demokratie, wie turnusmäßiger Wechsel im Amt und Verachtung für den Fachmann, stellen weiter nichts dar als den alten Mythos, dass die Göttin der Weisheit ausgereift und

voll gewappnet aus der Stirn Jupiters entsprungen sei. Sie unterstellen, dass, was Jahre braucht, um gelernt zu werden, überhaupt nicht gelernt zu werden braucht.

Immer dann, wenn die Redensart »unterentwickeltes Volk« zur Grundlage der Politik gemacht wird, stellt der Zeitbegriff ein entscheidendes Element dar. Der Völkerbundsvertrag[34] sagt zum Beispiel, dass »die Art des Mandates gemäß der Entwicklungsstufe des Volkes so wie auch aus anderen Gründen, variieren müsse«. Gewisse Gesellschaften haben nach dieser Auffassung »eine Entwicklungsstufe erreicht«, auf der ihre Unabhängigkeit vorläufig anerkannt werden kann und dabei so lange beraten und unterstützt werden, »bis sie auf eigenen Füßen stehen können«. Die Art, wie sich der Bevollmächtigte und die ihm Unterstellten diese Zeitspanne vorstellen, wird ihre Beziehungen stark beeinflussen. So stimmte im Falle Kubas das Urteil der amerikanischen Regierung mit dem der kubanischen Patrioten im Wesentlichen überein. Zwar hat es Unruhen gegeben, doch findet sich in der Geschichte kein schöneres Beispiel dafür, wie eine starke Macht mit einer schwachen umgegangen ist. Viel öfter haben in der Geschichte die Einschätzungen nicht übereingestimmt. Wenn ein imperiales Volk, unabhängig von seinen öffentlichen Bekundungen, tief davon überzeugt war, dass die Rückständigkeit eines zurückgebliebenen Volkes zu hoffnungslos ist, um Abhilfe zu schaffen, oder so gewinnträchtig, dass es nicht wünschenswert wäre, sie abzustellen, hat diese Beziehung den Weltfrieden zerbröckelt und vergiftet. Es finden sich wenige, sehr wenige Fälle, in denen die Rückständigkeit für die herrschende Macht eine Aufforderung darstellte, ein Förderungsprogramm mit eindeutigen Standards und eindeutiger Zeitkalkulation aufzustellen. Weitaus öfter – tatsächlich so oft, als wäre es die Regel – ist Rückständigkeit als ein inhärentes und ewiges Zeichen

von Minderwertigkeit aufgefasst worden. Jeder Versuch, weniger rückständig zu sein, wurde demgemäß als Aufstand verurteilt, der er unter solchen Umständen auch unzweifelhaft ist. In unseren eigenen Rassenkämpfen sehen wir einige der Folgen der mangelnden Erkenntnis, dass die Zeit allmählich die Sklavenmoral der Neger auslöschen und die darauf gegründete soziale Ordnung zusammenbrechen wird.

Es ist schwer, sich die Zukunft nicht so auszumalen, als ob sie unseren jetzigen Absichten gehorchen würde, nicht auszulöschen, was sich unseren Wünschen entgegenstellt, oder nicht zu verewigen, was zwischen uns und unseren Ängsten steht.

## *8*

Bei der Bildung unserer öffentlichen Meinung müssen wir nicht nur mehr Raum, als wir mit unseren Augen sehen können, und mehr Zeit, als wir miterleben können, abbilden, sondern wir haben auch mehr Leute, mehr Handlungen und mehr Dinge zu beschreiben und zu beurteilen, als wir jemals zählen oder uns anschaulich vorstellen können. Wir müssen zusammenfassen und verallgemeinern. Wir müssen Beispiele herausgreifen und sie als typisch behandeln.

Es ist nicht einfach, ein wirklich gutes Beispiel aus einer umfangreichen Gruppe herauszugreifen. Dieses Problem gehört in die statistische Wissenschaft, und ist für jeden, dessen Mathematik nicht über die Anfangsgründe hinausgekommen ist, ein höchst schwieriges Unterfangen. Meine Mathematik ist trotz des halben Dutzend Handbücher, die ich einst wirklich zu verstehen glaubte, urzeitlich geblieben. Ihr ganzer Nutzen für

mich war, dass sie mir ein wenig bewusster gemacht haben, wie schwer es ist, zu klassifizieren und Stichproben zu machen, und wie bereitwillig wir mit einem Tropfen Öl das ganze Universum schmieren.

Vor einiger Zeit begannen Sozialwissenschaftler in Sheffield in England, sich anstelle ihrer oberflächlichen Vorstellung ein genaues Bild vom geistigen Rüstzeug der Arbeiter dieser Stadt zu machen.[35] Sie wollten feststellen, wie es um die Arbeiter von Sheffield bestellt war, und dann ihre Behauptungen begründen. Sie sahen sich sofort vor allerlei Schwierigkeiten gestellt, so wie es uns allen in dem Augenblick ergeht, in dem wir nicht unseren ersten Eindruck überwiegen lassen wollen. Über den von ihnen angewandten Test braucht hier nichts weiter gesagt zu werden, außer dass es ein langer Fragebogen war. Zur besseren Vorstellung sei hinzugefügt, dass die Fragen einen guten Test für die geistige Verfassung des Lebens in einer englischen Stadt darstellten. Theoretisch hätten sie einem jeden einzelnen Angehörigen der Arbeiterklasse gestellt werden müssen. Aber es ist keineswegs so einfach zu wissen, wer nun eigentlich zur Arbeiterklasse gehört. Nehmen wir jedoch an, aufgrund der Volkszählung wäre bekannt, wie die Leute einzustufen sind. Dann hätten ungefähr 104 000 Männer und 107 000 Frauen befragt werden müssen. Sie kannten die Antworten, die die beiläufige Redensart von »ungebildeten Arbeitern« oder »intelligenten Arbeitern« rechtfertigen oder widerlegen würden. Niemand konnte jedoch daran denken, die ganzen 200 000 zu befragen.

Die Sozialwissenschaftler baten daher den hervorragenden Statistiker Professor Bowley um Rat. Er riet ihnen, dass nicht weniger als 408 Männer und 408 Frauen einen guten Querschnitt geben würden. Nach der mathematischen Berechnung dürfte diese Anzahl keine größere Abweichung vom Durchschnitt als 1 zu 22 ergeben.[36] Sie mussten also zumindest 816 Menschen

befragen, bevor sie es wagen konnten, vom Durchschnittsarbeiter zu sprechen. Aber an welche 816 Menschen sollten sie sich wenden? »Wir hätten wohl Angaben über Arbeiter sammeln können, mit denen der eine oder andere von uns vor der Befragung Umgang gehabt hatte. Wir hätten mit Hilfe menschenfreundlicher Damen und Herren arbeiten können, die mit gewissen Arbeitergruppen in einem Klub, einer Mission, einem Krankenhaus, einem Gotteshaus, einer Siedlung Berührung hatten.« Aber eine solche Art von Auswahl würde völlig wertlose Ergebnisse zeitigen. Die so ausgewählten Arbeiter wären in keiner Weise für den sogenannten »Durchschnitt der Arbeiterklasse« repräsentativ gewesen. Sie hätten bloß die kleinen Zirkel repräsentiert, denen sie angehörten.

»Die richtigen ›Opfer‹ unter den Arbeitern fanden wir auf eine »neutrale«, ›zufällige‹ oder ›beiläufige‹ Art der Annäherung, an der wir unter ungeheurem Aufwand an Zeit und Arbeit strikt festhielten.« Das taten sie wirklich. Nach allen diesen Vorkehrungen bekam man keinen genaueren Aufschluss, als dass nach ihrer Einstufung und nach den Fragebögen von 200 000 Arbeitern aus Sheffield »ungefähr ein Viertel gut, annähernd drei Viertel unzulänglich und etwa ein Fünfzehntel schlecht« ausgerüstet waren.

Vergleichen wir diese gewissenhafte und nahezu pedantische Methode der Meinungsbildung mit unseren gewohnten Urteilen über Menschenmassen, über den unzuverlässigen Iren, den logischen Franzosen, den disziplinierten Deutschen, den unwissenden Slawen, den ehrlichen Chinesen, den unzuverlässigen Japaner und so weiter und so fort. Alle diese Urteile sind von Einzelfällen abgeleitete Verallgemeinerungen, wobei die Einzelfälle durch eine Methode ausgewählt werden, die statistisch völlig unzuverlässig ist. So wird der Arbeitgeber Arbeitskräfte nach dem Arbeiter beurteilen, der am meisten

Anlass zu Beschwerden gibt, oder nach dem folgsamsten, den er kennt, und manche radikale Gruppe hat sich eingebildet, dass sie ein Modellfall für die Arbeiterklasse sei. Sind nicht die Ansichten vieler Frauen über das »Dienstbotenproblem« wenig mehr als das Spiegelbild ihres eigenen Umgangs mit ihren Dienstboten? Der oberflächliche Geist hat die Neigung, ein Beispiel willkürlich herauszugreifen oder rein zufällig auf ein Beispiel zu stoßen, das seine Vorurteile stützt oder widerlegt, und es dann für eine ganze Gruppe als repräsentativ anzusehen.

Viel Verwirrung entsteht dadurch, dass die Leute es ablehnen, sich so einordnen zu lassen, wie wir es mit ihnen getan haben. Voraussagen wären um so viel einfacher, wenn die Menschen nur dort blieben, wo wir sie eingeordnet haben. Aber wird eine Redensart wie »Arbeiterklasse« nur einen Teil der Wahrheit und dies nur für einen bestimmten Zeitraum abdecken. Nimmt man alle Leute unter einer bestimmten Einkommensgrenze und nennt sie Arbeiterklasse, so nimmt man unwillkürlich an, dass die so eingestuften Leute sich entsprechend der Stereotype benehmen werden. Bloß, wer diese Leute sind, ist uns nicht ganz klar. Auf Fabrik- und Bergarbeiter passt unser Schema mehr oder weniger, aber Landarbeiter, kleine Bauern, Hausierer, Händler, Angestellte, Dienstboten, Soldaten, Polizisten und Feuerwehrmänner rutschen durch das Netz. Wenn wir die »Arbeiterklasse« im Auge haben, neigen wir dazu, unsere Aufmerksamkeit auf zwei oder drei Millionen mehr oder weniger überzeugte Gewerkschaftler zu richten und sie als den Arbeiterstand zu behandeln. Auf die übrigen 17 oder 18 Millionen, die statistisch in Frage kommen könnten, wird stillschweigend der Standpunkt übertragen, den man dem organisierten Kern zuschreibt. Wie irreführend war es doch, in den Jahren 1918 bis 1921 auf die britische Arbeiterklasse den Standpunkt zu übertragen, der in den Entschließungen des

britischen Gewerkschaftskongresses oder in den von Intellektuellen verfassten Flugschriften formuliert wurde.

Die Stereotype vom Arbeiterstand als dem Befreier wählt die Beweisgründe aus, die sich selbst stützen und die übrigen ausklammern. Und so besteht parallel zu den realen Bewegungen der arbeitenden Menschen eine Fiktion der Arbeiterbewegung, in der eine idealisierte Masse sich auf ein Idealziel zubewegt. Die Fiktion handelt von der Zukunft. In der Zukunft sind Möglichkeiten von Wahrscheinlichkeiten und Wahrscheinlichkeiten von Gewissheiten kaum zu unterscheiden. Wenn die Zukunft nur lang genug ist, kann der menschliche Wille das gerade Denkbare in das sehr Wahrscheinliche, das sehr Wahrscheinliche in das mit Sicherheit Geschehende verwandeln. James nannte dies die Glaubensleiter und sagte, dass sie »eine Neige des Wohlwollens ist, auf der die Menschen in den größeren Lebensfragen gewöhnlich leben.[37]

1. In einer bestimmten Sicht auf die wirkliche Welt gibt es nichts Absurdes, nichts Widersprüchliches
2. Es *könnte* unter gewissen Umständen wahr gewesen sein.
3. Es ist *vielleicht* wahr, selbst jetzt.
4. Es *hat ein Anrecht* darauf, wahr zu sein.
5. Es *sollte* wahr sein.
6. Es *muss* wahr sein.
7. Es *soll* wahr sein, auf jeden Fall für mich selbst.«

Und James fügt an anderer Stelle hinzu: »Das Handeln kann so in gewissen besonderen Fällen ein Mittel sein, um es am Ende wirklich wahr zu machen.«[38] Doch würde niemand mehr als er selber darauf bestanden haben, dass wir uns nach bestem Wissen hüten müssen, das Ziel für den Ausgangspunkt zu nehmen oder der Gegenwart zuzuschreiben, was Mut, Anstrengung und Geschick erst in der Zukunft leisten können. Doch ist es ungewöhnlich schwer, nach dieser Binsenwahrheit zu leben, gerade weil jeder von uns so wenig Übung in der Auswahl unserer Stichproben hat.

Wenn wir glauben, dass etwas wahr sein sollte, können wir fast immer entweder einen Umstand finden, wo es wirklich wahr ist, oder jemanden, der daran glaubt, dass es wahr sein sollte. Sobald eine konkrete Tatsache eine Hoffnung veranschaulicht, ist es äußerst schwierig, diese Tatsache richtig zu beurteilen. Wenn die ersten sechs Leute, die uns begegnen, unserer Meinung sind, vergessen wir zu gern, dass sie beim Frühstück vielleicht alle dieselbe Zeitung gelesen haben wie wir. Und dennoch können wir nicht jedes Mal einen Fragebogen an 816 zufällig Ausgewählte aussenden, wenn wir eine Wahrscheinlichkeit abschätzen wollen. Wenn wir nach einem oberflächlichen Eindruck handeln, ist bei jeder großen Anzahl von Tatsachen die Vermutung berechtigt, dass wir nicht die richtigen Beispiele herausgegriffen haben.

## *9*

Und wenn wir versuchen, einen Schritt weiterzugehen, um die Ursachen und Wirkungen unsichtbarer und verwickelter Angelegenheiten aufzuspüren, erweist sich die planlos gebildete

Meinung als höchst trügerisch. Es gibt wenige große Ereignisse im öffentlichen Leben, bei denen Ursache und Wirkung sofort klar zutage liegen. Nicht einmal von Wissenschaftlern werden sie durchschaut, die Jahre darangesetzt haben, Geschäftszyklen oder Lohn-Preis-Bewegungen oder die Wanderung und Anpassung von Völkern oder die diplomatischen Absichten fremder Mächte zu studieren. Doch irgendwie wird vorausgesetzt, dass wir alle zu diesen Dingen Meinungen haben. Es überrascht nicht, dass die gebräuchlichste Form der Beweisführung die intuitive ist, *post hoc ergo propter hoc*.

Je ungeschulter ein Verstand ist, desto bereitwilliger wird er eine Theorie darüber aufstellen, dass zwei Dinge, die zur gleichen Zeit seine Aufmerksamkeit erregen, kausal miteinander verknüpft seien. Wir haben uns bereits des längeren damit beschäftigt, auf welchem Weg die Dinge unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Wir haben gesehen, dass unser Zugang zur Information gehemmt und unsicher ist, überdies, dass unser Auffassungsvermögen in starkem Maße von unseren Stereotypen kontrolliert wird. Ebenso sahen wir, dass der unserer Vernunft zugängliche Tatbestand Illusionen der Abwehr, des Prestiges, der Moral, des Raumes, der Zeit und der Auswahl unterworfen ist. Wir müssen nun feststellen, dass die öffentlichen Meinungen mit diesem anfänglichen Makel auch weiterhin behaftet sind, weil wir in einer Reihe von Ereignissen, die hauptsächlich durch Stereotypen gesehen wurden, bereitwillig Folge oder Gleichzeitigkeit als Entsprechungen zu Ursache und Wirkung annehmen.

Dies geschieht am ehesten, wenn zwei Vorstellungen, die gemeinsam auftreten, dieselbe Empfindung erwecken. Treten sie zugleich auf, erwecken sie wahrscheinlich dieselbe Empfindung. Selbst wenn sie nicht zur selben Zeit auftreten, wird wahrscheinlich das starke Gefühl, das einer der beiden anhaftet,

aus allen Winkeln des Gedächtnisses jede Vorstellung heraussaugen, die etwa auf derselben Gefühlsebene liegt. So sucht alles Schmerzliche in ein System von Ursache und Wirkung zusammen zu laufen, gleichermaßen alles Erfreuliche.

> »11. 11. (1675). An diesem Tage, so vernehme ich, hat Gott einen Pfeil mitten in diese Stadt geschossen. Die Pocken sind in einem gewöhnlichen Gasthaus zum Schwan ausgebrochen. Der Name des gewöhnlichen Gastwirtes ist Windsor. Seine Tochter ist von dieser Krankheit befallen. Man beachte, dass diese Krankheit in einem Wirtshaus beginnt, um Gottes Missfallen gegen die Sünde der Trunkenheit und gegen die Vermehrung der Kneipen zu bekunden!«[39]

Soweit Increase Mather, und im Folgenden die Ansicht eines anerkannten Professors für Himmelsmechanik über Einsteins Theorie aus dem Jahre 1919:

> »Es mag wohl sein, dass … bolschewistische Aufstände in Wahrheit die sichtbaren Äußerungen einer zugrunde liegenden tiefen Geistesverwirrung sind, die in ihrer Art weltweit ist … Derselbe Geist von Unrast hat auch in die Wissenschaft Eingang gefunden.«[40]

Weil wir eine Sache glühend hassen, verbinden wir mit ihr als Ursache oder Wirkung bereitwillig die meisten der anderen Dinge, die wir leidenschaftlich hassen oder fürchten. Sie mögen keine andere Beziehung zueinander haben als Pocken und Wirtshäuser oder Relativität und Bolschewismus, sind aber in derselben Emotion zusammengebunden. Für ein abergläubisches Gemüt, wie das des Professors für Himmelsmechanik, ist die Gemütsbewegung ein Strom flüssiger Lava, der alles ergreift und einhüllt, was sie berührt. Grübelt man darüber nach, so finden sich, wie in einer begrabenen Stadt, alle Arten von Gegenständen grotesk ineinander verschlungen. Alles kann mit allem in Beziehung stehen, vorausgesetzt, es fühlt sich gleich an. Einem Geist in solch einem Zustand wird auch nicht

bewusst, wie absurd er sich gebärdet. Alte Ängste, die durch neuere verstärkt werden, rinnen in ein Gewirr von Befürchtungen zusammen, wo alles, was befürchtet wird, die Ursache all dessen ist, was auch noch zu fürchten ist.

## *10*

Gewöhnlich gipfelt all dies in der Schaffung eines Systems alles Bösen oder eines Systems alles Guten. Darin zeigt sich unsere Vorliebe für das Absolute. Denn wir haben es nicht gerne mit differenzierenden Adverbien zu tun.[41] Sie machen die Sätze schwerfällig und geraten mit den unwiderstehlichen Gefühlen in Konflikt. Wir ziehen zum Beispiel den Superlativ »meist« dem Komparativ »mehr« vor oder den Superlativ »wenigst« dem Komparativ »weniger«. Wir haben eine Abneigung gegen die Wörter ziemlich, vielleicht, wenn, oder, aber, gegen, nicht ganz, fast, zeitweilig, teilweise. Und doch bedarf fast jede Meinung über öffentliche Angelegenheiten einer Einschränkung durch ein Wort dieser Art. Aber in unseren freien Gedanken strebt alles danach, sich als absolut zu gebärden – hundertprozentig, allerorts und immer.

Es genügt nicht zu behaupten, dass unsere Seite besser ist als die des Gegners, dass unser Sieg der Demokratie mehr helfen wird als der seinige. Man muss vielmehr darauf bestehen, dass unser Sieg den Krieg für immer beenden und die Welt für die Demokratie sichern wird. Obwohl wir ein größeres Übel vereitelt haben als die, die uns noch immer plagen, verliert sich nach Kriegsende doch die Relativität des Ergebnisses, es überkommt uns die Absolutheit des gegenwärtigen Übels und wir glauben, dass wir hilflos sind, weil wir nicht unwiderstehlich gewesen sind.

Das Pendel schwingt zwischen Omnipotenz und Impotenz hin und her.

Der wirkliche Raum, die wirkliche Zeit, die wirklichen Zahlen, die wirklichen Beziehungen, die wirklichen Bedeutungen sind verlorengegangen. Die Perspektive, der Hintergrund und die Dimensionen der Handlung sind in der Stereotype beschnitten und erstarrt.

# Vierter Teil

# Interessen

## Wie Interesse geweckt wird

### *1*

Der menschliche Geist ist kein Film, der jeden Eindruck ein für alle Mal festhält, der seine Verschlüsse und Linsen passiert. Der menschliche Geist ist unendlich und ausdauernd schöpferisch. Die Bilder verblassen oder verbinden sich, werden hier verfeinert, dort verdichtet, während wir sie uns immer mehr zu eigen machen. Sie verharren nicht untätig an der Oberfläche unseres Geistes, sondern werden durch die schöpferische Kraft immer wieder in einen persönlichen Ausdruck unseres Selbst verwandelt. Wir setzten die Schwerpunkte und nehmen an der Handlung teil.

Zu diesem Zweck neigen wir dazu, Quantitäten zu personifizieren und Beziehungen zu dramatisieren. Nach Art der Allegorie werden die Angelegenheiten der Welt, außer in äußerst differenzierten Köpfen, verkörpert. Soziale Bewegungen, wirtschaftliche Kräfte, nationale Interessen, die öffentliche Meinung werden für Personen gehalten, oder Personen wie der Papst, der Präsident der USA, Lenin, Morgan oder der englische König werden zu Begriffen und Institutionen. Die stärkste aller Stereotypen ist die menschliche Stereotype, die unbelebten oder

zusammengefassten Gegenständen eine menschliche Natur zuschreibt.

Die verwirrende Vielfalt unserer Eindrücke – auch wenn diese bereits auf allen möglichen Wegen zensiert wurden – zwingt uns, die sparsamere Allegorie anzuwenden. Die Vielzahl der Dinge ist so groß, dass wir sie nicht klar im Bewusstsein behalten können. Gewöhnlich versehen wir sie dann mit einem Namen und lassen diesen für den Gesamteindruck stehen. Aber ein Name ist durchlässig. Alte Bedeutungen schlüpfen heraus und neue hinein. Das Bemühen, den vollen Bedeutungsinhalt der Bezeichnung festzuhalten, ist beinahe ebenso ermüdend wie der Versuch, die ursprünglichen Eindrücke ins Gedächtnis zurückzurufen. Namen sind allerdings eine mindere Währung für Gedanken. Sie sind zu nichtssagend, zu abstrakt und zu unpersönlich. So gewöhnen wir uns an, den Namen durch eine persönliche Stereotype zu sehen, ihn als Verkörperung einer menschlichen Qualität zu deuten und ihn schließlich als diese Verkörperung zu sehen.

Doch menschliche Eigenschaften sind ihrerseits schwammig und fluktuieren. Man behält sie am besten mit Hilfe eines physischen Zeichens. Die menschlichen Eigenschaften, die wir den Namen unserer Eindrücke zuschreiben, pflegen daher in gegenständlichen Metaphern veranschaulicht zu werden. Das englische Volk, die Geschichte Englands verdichten sich zu England, und England selbst wird zu John Bull, der jovial und fett, nicht allzu klug, aber doch recht gut in der Lage ist, für sich selbst zu sorgen. Die Wanderung eines Volkes mag den einen wie das Mäandern eines Flusses, den andern wie eine verheerende Flut erscheinen. Der Mut mancher Leute mag als Felsen, ihre Absicht als eine Straße, ihre Zweifel als Wegegabelungen, ihre Schwierigkeiten als Spurrillen und Felsen, ihr Fortschritt als fruchtbares Tal vergegenständlicht werden. Wenn man

Großkampfschiffe einsetzt, zieht man ein Schwert aus der Scheide. Wenn sich eine Armee ergibt, wird sie niedergeworfen. Wenn Menschen unterdrückt werden, sind sie auf der Streckbank oder sind aufs Rad gespannt.

Sooft öffentliche Angelegenheiten durch Reden, Schlagzeilen, Theaterstücke, Filme, Karikaturen, Romane, Plastiken oder Gemälde unters Volk gebracht werden, erfordert ihre Umsetzung in eine menschliche Bedeutung zuerst die Abstraktion vom Original und dann die Belebung des Abstrahierten. Wir interessieren uns nicht sehr für Dinge, die wir nicht sehen, und lassen uns von ihnen nicht erregen. Wir alle sehen nur äußerst wenig von den öffentlichen Angelegenheiten, die daher so lange langweilig und unappetitlich bleiben, bis jemand mit den Anlagen eines Künstlers sie in ein ergreifendes Bild umsetzt. Auf diese Weise wird die Abstraktion aufgewogen, die unserem Wissen um die Wirklichkeit durch alle Beschränkungen des Zugangs und unserer Vorurteile auferlegt wird. Da wir weder allgegenwärtig noch allwissend sind, ist uns von dem, woran wir denken und worüber wir sprechen müssen, nur wenig präsent. Da wir aus Fleisch und Blut sind, lassen wir uns nicht mit Wörtern, Benennungen und grauer Theorie abspeisen. Da wir gewissermaßen Künstler sind, setzen wir unsere Abstraktionen in Bilder, Dramen und Karikaturen um.

Oder wir finden womöglich begabte Menschen, die für uns visualisieren können. Denn wir sind nicht alle im gleichen Maße mit der bildnerischen Begabung ausgestattet. Doch darf man, meine ich, mit Bergson behaupten, dass der praktische Verstand am ehesten an die Eigenschaften des Raumes angepasst ist.[1] Ein »klarer« Denker ist fast immer jemand, der etwas gut visualisieren kann. Aber gerade, weil er »filmisch« empfindet, ist er oft oberflächlich und unempfindlich. Denn intuitiv empfindende Menschen – Intuition ist wahrscheinlich eine

andere Bezeichnung für die musikalische oder muskuläre Wahrnehmung – vermögen den Wert eines Ereignisses und die innere Natur einer Handlung weitaus besser abzuschätzen als ein visueller Typ. Sie bringen mehr Verständnis auf, wenn das entscheidende Element ein Begehren ist, das niemals ungeschminkt zutage tritt und nur in einer verhüllten Geste oder im Rhythmus der Rede zum Vorschein kommt. Die Verbildlichung kann das Motiv und das Ergebnis verdecken. Doch wird das Dazwischenliegende und das Innerste durch einen visuellen Typ oft ebenso falsch wiedergegeben wie die Absicht eines Komponisten, ein zartes Mädchen darzustellen, durch einen stimmgewaltigen Sopran richtig getroffen werden kann.

Dennoch bleiben die Intuitionen, obwohl sie oft ein eigenes Recht haben, in hohem Grade privat und sind größtenteils nicht mitteilbar. Der gesellschaftliche Verkehr ist jedoch von Kommunikation abhängig. Während jemand sein Privatleben dank seiner Intuitionen oft mit höchstem Geschick zu steuern vermag, bereitet es ihm gewöhnlich große Schwierigkeit, sie anderen Menschen zu erklären. Spricht er davon, so erscheinen sie unbestimmt wie ein Bündel Nebel. Die Intuition erlaubt zwar ein gerechteres Erfassen menschlichen Empfindens, der Verstand mit seiner räumlichen und haptischen Befangenheit kann aber wenig mit dieser Wahrnehmung anfangen. Wo eine Handlung davon abhängt, ob eine Anzahl Leute einer Meinung ist, ist im ersten Augenblick wahrscheinlich keine Idee für eine praktische Entscheidung klar genug, es sei denn, sie besäße sichtbaren oder greifbaren Wert. Aber ebenso wahr ist auch, dass keine sichtbare Idee für uns von Wert ist, solange sie nicht einen Akzent unserer eigenen Persönlichkeit berührt hat. Setzt sie nicht Sehnsüchte frei oder widersteht ihnen oder drängt sie zurück, bleibt sie für uns bedeutungslos.

# 2

Bilder haben schon immer Gedanken am sichersten vermittelt, und als nächste in der Reihenfolge sind es Wörter, die in unserem Gedächtnis Bilder aufrufen. Aber der vermittelte Gedanke ist erst dann völlig unser eigener, wenn wir uns mit einem der Aspekte des Bildes identifiziert haben. Die Identifikation – oder nach Vernon Lee das Einfühlungsvermögen[2] – kann unendlich subtil und symbolisch sein. Die Ineinssetzung kann sich vollziehen, ohne dass wir ihrer gewahr werden, manchmal sogar zum Schrecken derjenigen Anteile unseres Wesens, die zu unserer Selbstachtung beitragen. Bei kultivierten Menschen mag sich die Anteilnahme nicht auf das Schicksal des Helden, sondern auf den ganzen Gedanken beziehen, für den sowohl der Held wie der Bösewicht entscheidend sind. Aber das sind Spitzfindigkeiten.

Bei Darbietungen volkstümlicher Art sind die Ansatzpunkte für eine Identifikation fast immer markiert. Man weiß sofort, wer der Held ist. Kein Werk verspricht leicht verständlich zu sein, wo die Markierung nicht eindeutig und die Wahl nicht völlig klar ist.[3] Aber das allein genügt nicht. Die Zuschauer müssen etwas zu tun haben, und die Betrachtung des Wahren, Guten und Schönen allein ist keine Beschäftigung. Damit die Zuschauer nicht untätig vor dem Bild sitzen – und das gilt genauso für Zeitungsgeschichten, Romane und das Kino –, müssen sie durch das Bild trainiert werden. Es gibt nun zwei Arten von Training, die alle anderen bei weitem übertreffen, und zwar sowohl was die Mühelosigkeit betrifft, mit der sie stimuliert werden können, als auch den Eifer, mit dem Anreize dazu gesucht werden. Es handelt sich um die Sexualität und den Kampf. Sie haben so viele Gemeinsamkeiten, sie sind so eng miteinander verknüpft, dass ein Geschlechterkampf jedes andere Thema durch die Breite

seiner Anziehungskraft übertrifft. Kein Kampf ist so fesselnd oder nimmt so wenig Rücksicht auf Unterschiede von Bildung und Grenzen.

Das sexuelle Motiv spielt in der amerikanischen politischen Vorstellungswelt so gut wie keine Rolle. Davon nur zu sprechen erschiene schon weit hergeholt, sieht man von gewissen kleineren krankhaften Erregungen während des Krieges in einem gelegentlichen Skandal oder in Perioden des Rassenkonfliktes mit Negern oder Asiaten ab. Lediglich in Filmen, Romanen oder einigen Zeitungsgeschichten werden geschäftliche Beziehungen, Handelswettbewerb, Politik und Diplomatie mit »dem Mädchen« oder »der anderen Frau« verquickt. Das Kampfmotiv jedoch erscheint bei jeder Gelegenheit. Politik wird interessant, sobald es einen Kampf oder, wie wir sagen, eine Streitfrage gibt. Um die Politik unters Volk zu bringen, müssen Meinungsverschiedenheiten gefunden werden, selbst wenn es in Wahrheit und bei aller Gerechtigkeit gar keine gibt – »keine« jedenfalls in dem Sinne, dass die Verschiedenheiten der Beurteilung, der Grundsätze oder der Tatsachen nicht zum Kampf herausfordern.[4]

Wo aber die Kampflust nicht beteiligt ist, werden diejenigen unter uns, die die Sache nicht unmittelbar angeht, schwerlich ihr Interesse behalten. Für die Beteiligten selbst kann die Anteilnahme real genug sein, um sie auch dann noch zu fesseln, wenn es keinen Streit gibt. Sie können sich durch pure Freude an der Aktivität, durch subtilen Wetteifer oder Phantasie Bewegung verschaffen. Aber für diejenigen, denen das ganze Problem fremd ist und fern liegt, kommen diese anderen Begabungen nicht so leicht in Betracht. Damit ihnen das schwache Bild von der Angelegenheit etwas bedeuten soll, muss man sie die Zuwendung zu Kampf, Spannung und Sieg üben lassen.

Miss Patterson[5] behauptet, dass »Spannung den Unterschied

zwischen den Meisterwerken im Metropolitan Museum of Art und den Filmen im Rivoli oder Rialto ausmacht«. Hätte sie klargestellt, dass es den Meisterwerken entweder an einer einfachen Art der Identifikation oder an einem unsere Generation ansprechenden Thema fehlt, so hätte sie völlig recht mit der Behauptung, dass dies »erklärt, warum die Leute zu zweit oder dritt in das Metropolitan Museum schlendern und sich zu Hunderten ins Rialto und Rivoli drängen. Die zwei oder drei Leute betrachten ein Bild im Kunstmuseum nicht länger als 10 Minuten, wenn sie nicht gerade zufällig Studenten der Kunstgeschichte, Kritiker oder Kunstkenner sind. Die Hunderte von Zuschauern im Rivoli oder im Rialto schauen sich den Film länger als eine Stunde an. In Bezug auf Schönheit kann es keinen Vergleich zwischen den Vorzügen der beiden Bilder geben. Und doch zieht der Film mehr Leute an und fesselt ihre Aufmerksamkeit länger als die Meisterwerke, und das nicht etwa aufgrund eines ihm inhärenten Vorzugs, sondern weil er sich entfaltende Ereignisse darstellt, deren Ausgang die Zuschauer atemlos erwarten. Er enthält das Element des Kampfes, das es nie an Spannung fehlen lässt.«

Damit die entfernte Situation nicht ein graues Flackern am Rande der Aufmerksamkeit wird, sollte sie in Bilder umgesetzt werden können, in denen die Möglichkeit zur Identifikation erkennbar ist. Geschieht dies nicht, so wird sie nur wenige Leute für kurze Zeit interessieren. Er wird zu den Sehenswürdigkeiten gehören, die man zwar sieht, aber nicht fühlt, zu den Sinneseindrücken, die auf unsere Sinnesorgane eindringen und nicht gewürdigt werden. Wir müssen Stellung beziehen. Wir müssen in der Lage sein, Stellung beziehen zu können. In den Nischen unseres Wesens müssen wir aus dem Publikum heraus auf die Bühne treten und wie der Held für den Sieg des Guten über das Böse streiten. Wir müssen der Allegorie den Atem unseres Lebens einhauchen.

## *3*

Und so wird den Kritikern zum Trotz in der alten Auseinandersetzung über Realismus und Romantik ein Urteil gefällt. Unser gängiger Geschmack verlangt, dass das Drama in einem reichlich realistischen Rahmen seinen Ursprung nehme, damit eine Identifikation plausibel wird, und andererseits in einem Rahmen endet, der romantisch genug ist, aber wiederum nicht so romantisch, dass er unvorstellbar ist. Zwischen Anfang und Ende sind die Regeln ziemlich liberal, doch der wahrhafte Anfang und das Happyend sind die Markierungspunkte. Das Kinopublikum lehnt logisch entwickelte Phantasie ab, weil im Maschinenzeitalter es in der reinen Phantasie keine vertraute Stütze gibt. Es lehnt unablässig betriebenen Realismus ebenso ab, weil es keinen Gefallen an einer Niederlage in einem Kampf finden kann, der sein eigener geworden ist.

Was als wahr, realistisch, gut, böse oder wünschenswert gilt, ist nicht für alle Zeiten festgelegt. Diese Attribute werden vielmehr durch Stereotypen festgelegt, die aus früheren Erfahrungen gewonnen und in die Beurteilung späterer hineingetragen wurden. Wenn die finanziellen Investitionen für jeden Film und für populäre Zeitschriften nicht so ungeheuer wären, dass sie sofortige und weitreichende Popularität verlangen, könnten geistvolle und einfallsreiche Männer die Leinwand und die Zeitschriften so, wie man es sich erträumt, einsetzen, um den Bestand an Bildern, mit denen unsere Vorstellungen arbeiten, zu vergrößern und zu verfeinern, zu berichtigen und zu kritisieren. Aber bei den gegenwärtigen Kosten müssen die Filmproduzenten – wie die Kirchen- und Hofmaler vergangener Zeiten – sich an die vorgefundenen Stereotypen halten oder den Preis für enttäuschte Erwartungen zahlen. Die Stereotypen

können verändert werden, aber nicht rechtzeitig, um einen Erfolg zu verbürgen, wenn der Film in sechs Monaten auf den Markt gebracht wird.

Die Männer, die die Stereotypen ändern, die Künstler und Kritiker, die Pionierarbeit leisten, sind selbstverständlich über die Manager und Verleger betrübt und verärgert, die ihre Investitionen verteidigen. Sie wagen alles, warum also nicht auch die anderen? Dieser Vorwurf ist nicht ganz gerecht, denn in ihrem heiligen Zorn vergessen sie ihre eigene Anerkennung, die jenseits all dessen steht, was ihre Arbeitgeber je zu bekommen hoffen können. Sie könnten und würden nicht tauschen, selbst wenn sie es könnten. Und noch etwas anderes haben sie im unermüdlichen Krieg mit den Philistern vergessen, nämlich, dass sie ihren eigenen Erfolg nach Normen messen, die Künstler und Gelehrte der Vergangenheit nicht einmal im Traume zu fordern gewagt hätten. Sie wünschen Verbreitung und Auditorien, die bis in die letzten Generationen von keinem Künstler je in Betracht gezogen wurden. Bekommen sie diese nicht, sind sie enttäuscht.

Erfolgreiche Schriftsteller, wie Sinclair Lewis mit seiner »Main Street«, sind Menschen, die genau das zu entwerfen vermochten, was eine große Zahl von Menschen in ihren Köpfen vage auszudrücken versuchten. »Sie haben es für mich gesagt.«

Diese Schriftsteller begründen eine neue Form, die dann endlos nachgeahmt wird, bis auch sie zur Stereotype einer Wahrnehmung wird. Der nächste Pionier hat es schwer, die Öffentlichkeit die Main Street auf andere Weise sehen zu lassen. Und er hat, ebenso wie die Wegbereiter von Sinclair Lewis, einen Disput mit der Öffentlichkeit auszufechten.

Diese Auseinandersetzung ist nicht nur durch den Konflikt der Stereotypen, sondern auch durch die Achtung des Avantgardekünstlers vor seinem Stoff bedingt. Er bleibt auf dem Niveau, welches er auch wählt. Setzt er sich mit der inneren

Natur eines Ereignisses auseinander, so folgt er ihm bis zum Ende, ohne auf die Mühsal zu achten, die das verursacht. Er wird weder seine Phantasiebilder verbrämen, um jemandem zu helfen, noch nach Frieden rufen, wo es keinen Frieden geben kann. Da liegt sein Amerika. Große Zuschauermassen haben aber kein Organ für eine solche Ernsthaftigkeit. Sie sind mehr an sich selbst als an irgendetwas anderem in der Welt interessiert. Das Selbst, für das sie Interesse zeigen, ist das Selbst, das die Schule und die Tradition ergeben. Sie pochen darauf, dass ein Kunstwerk ein Fahrzeug mit Trittbrett sein müsse, über das man es besteigen kann, und dass sie nicht gemäß dem Profil des Geländes fahren wollen, sondern in ein Land, wo es eine Stunde lang keine Stempeluhren zu betätigen und kein Geschirr zu waschen gibt.

Zur Bedienung dieser Nachfrage existiert eine Zwischenklasse von Künstlern, die in der Lage und bereit sind, die verschiedenen Niveaus durcheinander zu werfen, ein realistisch-romantisches Gemisch aus den Erfindungen größerer Menschen zusammen zu stückeln und, wie Miss Patterson rät, das zu bieten, »was das wirkliche Leben so selten tut: die triumphale Lösung einer Reihe von Schwierigkeiten; die Pein der Tugend und den Triumph der Sünde …, verwandelt in die Verherrlichung der Tugend und die ewige Bestrafung ihres Feindes«.[6]

## *4*

Die politischen Ideologien gehorchen diesen Regeln. Der Realismus findet darin stets seinen Halt. Das Bild eines echten Übels, wie der deutschen Gefahr oder des Klassenkampfes, ist in dieser Auseinandersetzung wiedererkennbar. Die Beschreibung

irgendeines Aspektes der Welt überzeugt, weil sie mit vertrauten Ideen übereinstimmt. Da aber die Ideologie mit einer noch nicht geschauten Zukunft ebenso wie mit einer konkreten Gegenwart zu tun hat, überschreitet sie unmerklich die Grenze der Beweisbarkeit. Bei der Beschreibung der Gegenwart ist man mehr oder weniger an die allgemeine Erfahrung gebunden. Beim Beschreiben dessen, was noch keiner erfahren hat, ist man gehalten, loszulassen. Man steht mehr oder weniger vor Armageddon, man kämpft aber vielleicht für den Herrn. Ein echter Anfang – echt nach den vorherrschenden Anschauungen – und ein glückliches Ende. Jeder Marxist ist knallhart, was die Brutalitäten der Gegenwart betrifft, und sieht hauptsächlich Sonnenschein für den Tag nach der Diktatur. So war es auch bei den Kriegspropagandisten: Es gab nicht eine bestialische Eigenschaft in der menschlichen Natur, die man nicht überall östlich des Rheins gefunden hätte, oder westlich des Rheins, wenn die Propagandisten Deutsche waren. Die Bestialität war da ganz in Ordnung. Aber nach dem Sieg sollte ewiger Friede herrschen. Ein großer Teil dieser Propaganda ist ganz zynisch vorbedacht. Der geschickte Propagandist nämlich weiß, dass man zwar mit einer einleuchtenden Analyse beginnen muss, dann aber nicht immer weiter damit machen darf, weil die Eintönigkeit des realen politischen Geschäfts das Interesse daran bald zerstören wird. Daher befriedigt der Propagandist das Interesse an der Wirklichkeit durch einen einigermaßen sinnvollen Anfang und heizt dann die Energie für eine lange Reise an, indem er die Eintrittskarte für den Himmel hin und her schwenkt.

Das Rezept wirkt, wenn die öffentliche Fiktion sich mit einer privaten Not umgarnt. Wenn sie aber erst einmal miteinander verwoben sind, können das ursprüngliche Selbst und die ursprüngliche Stereotype, welche die Verbindung eingegangen

sind, in der Hitze des Gefechtes völlig aus dem Blick geraten.

# Der Eigennutz unter der Lupe

## *1*

Daher ist die identische Geschichte für alle, die sie hören, keineswegs die gleiche. Jeder wird an einem etwas anderen Punkt in sie Eingang finden, da zwei Erfahrungen einander nie genau gleichen; er wird sie auf seine eigene Weise neu nachvollziehen und sie mit seinen eigenen Gefühlen durchtränken. Manchmal wird uns ein Künstler von kraftvoller Gestaltungskraft zwingen, in Biographien einzutauchen, die unserem eigenen Leben gänzlich unähnlich sind und auf den ersten Blick stumpfsinnig, abstoßend oder exzentrisch erscheinen. Aber das kommt selten vor. In fast jeder Geschichte, die uns fesselt, werden wir selbst zu einer Figur und stellen diese Rolle in einer eigenen Pantomime dar. Die Pantomime kann feinsinnig oder grobschlächtig sein, mit der Geschichte verständnisvoll umgehen oder ihr nur notdürftig entsprechen, sie wird sich aber aus jenen Gefühlen zusammensetzen, die unsere Auffassung von der Rolle erregt hat. Es wird daher das ursprüngliche Thema auf seinem Weg von allen Köpfen, die es passiert, mit Akzenten versehen, verdreht und ausgeschmückt. Es ist, als würde ein Stück Shakespeares bei jeder Aufführung mit allen Änderungen in der Betonung und in der Bedeutung neu geschrieben, welche die Schauspieler und Zuschauer angeregt haben.

Etwas ganz Ähnliches scheint mit den Geschichten in den nordischen Sagas geschehen zu sein, ehe sie endgültig niedergeschrieben wurden. In unserer Zeit hemmt der einmal

gedruckte Bericht den Überschwang der Phantasie jedes Einzelnen. Gegen das Gerücht aber gibt es wenig oder überhaupt keine Hemmnisse, und der ursprünglichen Erzählung, ob sie wahr ist oder erfunden, wachsen Flügel und Hörner, Hufe und Schnäbel, da der Künstler bei jedem Geschwätz daran arbeitet. Der Bericht des ersten Erzählers bewahrt weder Gestalt noch Proportion. Er wird von all denen redigiert und überarbeitet, die damit spielten, als sie ihn zu Gehör bekamen, ihn für ihre Tagträume nutzten und ihn überlieferten.[7]

Folglich wird die Variationsbreite der Resonanz umso größer sein, je gemischter das Publikum ist. Denn mit zunehmender Größe des Publikums nimmt die Zahl der gemeinsamen Wörter ab. Infolgedessen werden die gemeinsamen Faktoren der Geschichte immer abstrakter. Diese eines deutlichen eigenen Charakters entbehrende Geschichte wird von Leuten höchst verschiedenen Charakters gehört. Sie verleihen ihr daher ihren eigenen Charakter.

## *2*

Der Charakter, den sie ihr verleihen, variiert nicht nur nach Geschlecht und Alter, Volkszugehörigkeit, Religion und sozialer Stellung, sondern auch innerhalb dieser gröberen Einteilungen je nach der ererbten und erworbenen Konstitution des einzelnen Menschen, seinen Fähigkeiten, seinem Beruf, seiner beruflichen Entwicklung, einem besonderen beruflichen Aspekt, seinen Stimmungen und Spannungen oder seiner Stellung auf dem Schachbrett der Lebensspiele, an denen er sich beteiligt. Was ihn von den öffentlichen Angelegenheiten erreicht, zum Beispiel einige Druckzeilen, ein paar Fotos, Anekdoten und eine zufällige

persönliche Erfahrung, erfasst er durch seine festen Muster und bildet sie mit seinen eigenen Emotionen nach. Er fasst seine persönlichen Probleme nicht als Teilstichprobe einer größeren Lebensumwelt auf. Er sieht seine Geschichten von der größeren Lebensumwelt als ein vergrößertes Imitat seines eigenen Privatlebens an.

Aber es wäre nicht unbedingt ein Bild seines Privatlebens, wie er es sich selbst beschreiben würde. Denn in seinem Privatleben sind die Wahlmöglichkeiten begrenzt, und ein großer Teil seines Ichs wird unterdrückt und dorthin verdrängt, wo es sein äußeres Benehmen nicht direkt steuern kann. Neben den mehr durchschnittlich veranlagten Leuten, die das Glück ihres eigenen Lebens auf einen allgemeinen guten Willen oder ihr Unglück auf Verdacht und Hass projizieren, gibt es auch die äußerlich glücklichen Menschen, die überall rücksichtslos sind, nur nicht in ihrem eigenen Kreise, ebenso wie diejenigen, die vor Liebe für die Menschheit überfließen, je mehr sie ihre Familien, ihre Freunde und ihren Beruf verabscheuen.

Je mehr man vom Allgemeinen ins Einzelne geht, desto offenkundiger zeigt es sich, dass der Charakter, in dem die Menschen mit ihren Angelegenheiten umgehen, nicht festliegt. Möglicherweise haben ihre verschiedenen Ichs einen gemeinsamen Stamm, aber die Äste und Zweige haben vielerlei Form. Niemand begegnet jeder Lage mit demselben Charakter. Der Charakter schwankt in gewissem Grade unter dem bloßen Einfluss von Zeit und wachsendem Gedächtnis, weil der Mensch kein Automat ist. Sein Charakter ändert sich also nicht nur in der Zeit, sondern auch den Umständen entsprechend. Die Geschichte vom einsamen Engländer in der Südsee, der sich stets rasiert und zum Dinner eine schwarze Krawatte anlegt, zeugt von seiner instinktiven und kultivierten Furcht, er könne den erworbenen Charakter verlieren. Tagebücher und Fotoalben haben denselben

Zweck, und Erinnerungsstücke, alte Briefe und Kleider und die Vorliebe für unwandelbare Routine beweisen uns, wie schwer es ist, zweimal in den heraklitischen Fluss zu schreiten.

Es ist nicht immer nur ein einziges Ich an der Arbeit. Deshalb ist es für die Formierung jeder öffentlichen Meinung von großer Bedeutung zu wissen, welches Ich sich engagiert hat. Die Japaner fordern das Recht, sich in Kalifornien niederzulassen. Zweifelsohne macht es aber einen großen Unterschied, ob man die Forderung als Wunsch versteht, Obst anzubauen oder die Tochter des weißen Mannes zu heiraten. Wenn zwei Nationen sich ein Gebiet streitig machen, macht es viel aus, ob die Leute die Verhandlungen als ein Grundstücksgeschäft, als einen Versuch, das Gegenüber zu demütigen, oder – in der gereizten und herausfordernden Sprache, die gewöhnlich diese Auseinandersetzungen begleitet – als einen Raub betrachten. Denn das Ich, das sich mit unseren Instinkten befasst, wenn wir an Zitronen oder entlegene Felder denken ist von dem Ich sehr verschieden, das in Erscheinung tritt, wenn wir uns auch nur potenziell in die Situation eines aufgebrachten Familienoberhauptes versetzen. In dem einen Fall ist das eigene Gefühl, das in unsere Meinung einfließt, lauwarm, im anderen rot glühend. Während es daher nur allzu wahr, ja eine Binsenwahrheit ist, dass »Eigeninteresse« die Meinung bestimmt, ist diese Feststellung erst dann aufschlussreich, wenn wir wissen, welches von vielen Ichs das solcherart aufgefasste Interesse auswählt und steuert.

Die Religionslehre und die Volksweisheit haben stets mehrere Persönlichkeiten in jedem Menschen unterschieden. Sie wurden das Höhere und das Niedere, das Geistige und das Materielle, das Göttliche und das Fleischliche genannt; und wenn wir diese Klassifikation auch vielleicht nicht ganz akzeptieren wollen, so können wir doch nicht übersehen, dass Unterschiede bestehen.

Anstatt zweier entgegengesetzter Ichs würde ein moderner Mensch wahrscheinlich ziemlich viele nicht so scharf voneinander getrennter Ichs annehmen. Er würde behaupten, dass die von Theologen getroffene Unterscheidung willkürlich und äußerlich war, weil viele verschiedene Ichs als höhere zusammengruppiert wurden, vorausgesetzt, dass sie in die Kategorien der Theologen passten. Er würde aber gleichwohl anerkennen, dass hier ein zuverlässiger Anhaltspunkt für die Verschiedenheit menschlicher Natur vorlag.

Wir haben gelernt, viele Ichs in uns zu sehen, und wir sind weniger bereit, ein Urteil darüber zu fällen. Wir sehen zwar denselben Körper, aber oft einen anderen Menschen. Das hängt davon ab, ob er mit einem sozial Gleichrangigen, Tiefer- oder Höherstehenden zu tun hat; ob er einer Frau den Hof macht, die er voraussichtlich heiraten wird oder nicht; ob er um eine Frau wirbt oder sich als ihr Besitzer betrachtet; ob er sich mit seinen Kindern, seinen Partnern, seinen vertrautesten Untergebenen oder dem Chef beschäftigt, der ihn zu etwas machen oder zugrunde richten kann; ob er um seinen Lebensunterhalt kämpfen muss oder Erfolg hat; ob er mit einem freundlichen oder verachteten Fremden verhandelt; ob er sich in großer Gefahr befindet oder in völliger Sicherheit; ob er allein in Paris ist oder mit seiner Familie in Peoria.

Die Menschen unterscheiden sich natürlich stark in der Beständigkeit ihrer Charaktereigenschaften, so stark manchmal, dass sie das ganze Spektrum von Unterschieden zwischen einer gespaltenen Seele, wie der Dr. Jekylls, und absolut zielstrebigen Menschen, wie Brand, Parsifal oder Don Quijote, umfassen können. Stehen die Ichs zu wenig zueinander in Beziehung, so Misstrauen wir dem Menschen. Sind sie zu starr in eine Richtung gelenkt, finden wir ihn öde, starrköpfig oder exzentrisch. Im Repertoire der Charaktere – dürftig für den Einsamen und

Selbstgenügsamen, höchst abwechslungsreich für den Anpassungsfähigen – gibt es eine ganze Reihe von Ichs, angefangen von dem einen Ich an der Spitze, von dem wir wünschten, dass Gott es sehen möge, bis zu jenen am Grunde, die wir selbst nicht anzuschauen wagen. Da mag es Oktaven für die Familie geben: Vater, Jehova, Tyrann – Gatte, Besitzer, Mann – Geliebter, Wüstling – ; für den Beruf: Arbeitgeber, Herr, Ausbeuter, Konkurrent, Intrigant, Feind – Untergebener, Höfling, Snob. Einige gelangen nie in den Blickwinkel der Öffentlichkeit. Andere kommen nur unter außergewöhnlichen Umständen zum Vorschein. Aber die Charaktere gewinnen ihre Gestalt aus der Vorstellung des Menschen von der Situation, in der er sich befindet. Wenn das Milieu, für das er empfänglich ist, zufällig die elegante Welt ist, wird er den Charakter nachahmen, den er sich als dazu passend vorstellt. Dieser Charakter wird danach trachten, als ein Modulator seines Gebarens, seiner Rede, seiner Wahl der Dinge, seiner Vorlieben zu handeln. Ein großer Teil der Komödie des Lebens liegt hierin, in der Art und Weise, wie die Menschen ihre Charaktere für Situationen annehmen, die ihnen fremd sind: der Professor unter Verkaufsleitern, der Diakon beim Pokerspiel, der Londoner auf dem Lande, die Diamandpaste unter echten Diamanten.

## *3*

Bei der Prägung des Charakters eines Menschen spielt eine Vielzahl von Einflüssen eine Rolle, die nicht leicht voneinander zu trennen sind.[8] In ihren Grundzügen ist die Analyse vielleicht noch immer so stark unsicher wie im 5. Jahrhundert v. Chr., als Hippokrates seine Lehre von den Temperamenten formulierte: Er

unterschied den Sanguiniker, den Melancholiker, den Choleriker und den Phlegmatiker und schrieb diese Anlagen dem Blut, der schwarzen Galle, der gelben Galle und dem Phlegma zu. Die jüngsten Theorien, wie man sie bei Cannon[9], Adler[10], Kempf[11] findet, scheinen derselben Fährte zu folgen, und zwar vom äußeren Verhalten und Gesamtbewusstsein zur Physiologie der Körperkonstitution. Aber trotz einer immens verbesserten Methode wird wohl niemand behaupten wollen, dass es verbindliche Ergebnisse gibt, die es uns erlauben, die Natur von der Nahrung abzuheben und den angeborenen vom erworbenen Charakter zu abstrahieren. Nur in den Bereichen, die Joseph Jastrow die Slums der Psychologie genannt hat, wird die Charakterdeutung als ein starres System betrachtet, das von Phrenologen, Handlesern, Wahrsagern, Gedankenlesern und einigen wenigen politisch tätigen Professoren angewandt wird. Darin wird man noch immer die Behauptung finden, dass »die Chinesen Farben lieben und hochgewölbte Augenbrauen besitzen«, während »die Schädel der Kalmücken von oben her zusammengedrückt, dafür aber sehr breit sind, etwa da, wo das Organ sitzt, das die Erwerbsneigung steuert; und der Hang dieses Volkes zum Stehlen und so weiter ist bekannt«.[12]

Die modernen Psychologen sind geneigt, das äußere Verhalten eines Erwachsenen als ein Gleichgewicht zwischen einer Anzahl von Variablen zu betrachten, wie etwa des Widerstands der Umwelt, unterdrückter Begierden auf verschiedenen Reifestufen und der manifesten Persönlichkeit.[13] Sie erlauben uns, obwohl ich diese Ansicht noch nicht formuliert gesehen habe, anzunehmen, dass die Unterdrückung oder Kontrolle von Begierden nicht im Verhältnis zur ganzen Person während der gesamten Zeit festgelegt ist, sondern mehr oder weniger hinsichtlich ihrer verschiedenen Ichs. Es gibt Dinge, die der Mensch nicht als ein Patriot tun wird, die er tut, wenn er nicht an sich als Patrioten

denkt. Zweifellos gibt es Impulse, die sich mehr oder weniger in der Kindheit abzeichnen, die aber während des ganzen Lebens eines Menschen niemals wieder auftreten, es sei denn, sie gehen heimlich und indirekt eine Verbindung mit anderen Impulsen ein. Aber selbst dies ist nicht so sicher, da die Unterdrückung nicht endgültig ist. Denn so, wie die Psychoanalyse einen begrabenen Impuls an die Oberfläche zu heben vermag, können es auch gesellschaftliche Situationen.[14] Nur wenn unsere Umgebung normal und friedlich bleibt, wenn die Erwartungen derjenigen, mit denen wir es zu tun haben, widerspruchsfrei sind, leben wir, ohne dass wir von vielen unserer Anlagen Kenntnis nehmen. Sobald sich das Unerwartete ereignet, erfahren wir vieles über uns, was wir vorher nicht gewusst haben.

Die Ichs, die wir mit Hilfe all derer bilden, die uns beeinflussen, schreiben vor, welche Impulse mit welcher Betonung und in welcher Richtung für gewisse typische Situationen angebracht sind, für die wir vorbereitete Haltungen erlernt haben. Für einen erkennbaren Typ von Erfahrung gibt es eine Anlage, die das Erscheinungsbild unseres ganzen Wesens kontrolliert. Tödlicher Hass zum Beispiel wird im bürgerlichen Leben im Zaum gehalten. Obwohl man vor Wut fast platzt, darf man sie als Vater, Kind, Arbeitgeber oder Politiker nicht zeigen. Man würde nicht gerne eine Persönlichkeit an den Tag legen, die tödlichen Hass verströmt. Wir missbilligen es, und die Leute um uns herum missbilligen es auch. Wenn jedoch ein Krieg ausbricht, besteht die Chance, dass jeder, den wir bewundern, die Berechtigung des Tötens und Hassens zu empfinden beginnt. Am Anfang wird man sich für diese Gefühle nur wenig aufgeschlossen zeigen. Die in den Vordergrund tretenden Ichs sind auf eine wahre Vaterlandsliebe abgestimmt, jene Art von Gefühl, die wir in Rupert Brookes und Sir Edward Greys Reden vom 3. August 1914 und in Präsident Wilsons Ansprache an den Kongress vom 2. April

1917 finden. Die Wirklichkeit des Krieges wird noch verabscheut, und was Krieg wirklich bedeutet, wird erst allmählich begriffen. Denn frühere Kriege sind nur verklärte Erinnerungen. In dieser Phase der Flitterwochen behaupten die Realisten mit Recht, dass die Nation noch nicht erwacht sei, und sie beteuern einander »Wartet die Verlustlisten ab.« Allmählich rückt der Antrieb zu töten in den Vordergrund, und alle die Charakteranlagen, die ihn modifizieren könnten, bröckeln. Der Drang rückt ins Zentrum, wird gebilligt und gerät allmählich außer Kontrolle. Er sucht nicht nur ein Ventil im Gedanken an den Feind, der ganz der Feind ist, den die meisten Menschen während des Krieges wirklich sehen, sondern in allen Personen, Objekten und Ideen, die immer schon verhasst gewesen sind. Der Hass gegenüber dem Feind ist legitim. Die anderen Hassgefühle haben sich selbst durch die gröbste Analogie legitimiert und durch etwas, das wir, wenn wir abgekühlt sind, als sehr weit hergeholte Analogie erkennen. Es dauert lange Zeit, einen so kräftigen Impuls, einmal außer Kontrolle geraten, zu bändigen. Wenn der Krieg tatsächlich vorbei ist, kostet es daher Zeit und Anstrengung, die Selbstkontrolle zurückzugewinnen und mit den Problemen des Friedens in ziviler Art und Weise umzugehen.

Der neuzeitliche Krieg ist, wie Herbert Croly gesagt hat, der politischen Struktur der neuzeitlichen Gesellschaft inhärent, wird aber durch ihre Ideale geächtet. Für die Zivilbevölkerung gibt es keinen Idealkodex für das Verhalten im Krieg, wie ihn das Militär noch immer besitzt und wie ihn die Ritterschaft einst vorgegeben hat. Die Zivilisten verfügen über keine Standards, außer denen, die die Besten von ihnen sich einfallen lassen. Die einzigen Standards, die sie besitzen, machen den Krieg zu einer verfluchten Sache. Obgleich der Krieg notwendig sein kann, hat kein moralisches Training sie darauf vorbereitet. Lediglich ihre höheren Persönlichkeitsschichten besitzen einen Kodex und

Vorbilder. Müssen sie in einer Sache handeln, die von der höheren Charakteranlage als eine niedrigere betrachtet wird, so ist das Ergebnis erhebliche Beunruhigung.

Die Vorbereitung der Charaktere für all die Situationen, in denen Menschen sich befinden können, ist eine Aufgabe der sittlichen Erziehung. Natürlich hängt deren Erfolg von der Wahrhaftigkeit und dem Wissen ab, mit denen die Umwelt erforscht wurde. In einer falsch verstandenen Welt nämlich werden auch unsere eigenen Charaktereigenschaften falsch verstanden, und wir verhalten uns falsch. Daher sieht sich der Moralist vor einer Wahl: Entweder muss er ein Verhaltensmuster für jede Lebensphase anbieten, wie abstoßend etliche davon auch sein mögen, oder er muss dafür sorgen, dass seine Schüler niemals solchen von ihm missbilligten Situationen gegenüberstehen. Entweder muss er den Krieg abschaffen oder die Menschen lehren, wie dieser mit der größten psychischen Ökonomie geführt werden kann; entweder muss er das Wirtschaftsleben der Menschheit abschaffen und sie mit Sternenstaub und Tau ernähren, oder er muss die Verschlungenheiten des wirtschaftlichen Lebens erforschen und Leitbilder für das Verhalten geben, die für eine Welt passen, in der niemand Selbstversorger ist. Aber das ist genau das, was die vorherrschende Moralauffassung im Allgemeinen ablehnt. Bestenfalls begegnet sie der schrecklichen Kompliziertheit der modernen Welt mit Zurückhaltung. Schlimmstenfalls steht sie ihr einfach feig gegenüber. Nun spielt es keine große Rolle, ob die Ethiker Wirtschaftslehre, Politik und Psychologie studieren oder ob die Sozialwissenschaftler die Ethiker belehren. Jede Generation tritt unvorbereitet in die moderne Welt ein, es sei denn, ihr wurde vermittelt, jene Art von Persönlichkeit zu erschaffen, die sie bei den Problemen sein muss, denen sie voraussichtlich begegnen wird.

Die naive Sicht des Eigeninteresses lässt dies größtenteils außer Acht. Sie vergisst, dass sowohl das Ich und der Nutzen beide gewissermaßen entworfen werden, und dass sie weitgehend konventionell entworfen werden. Die gewöhnliche Lehre vom Eigeninteresse übergeht in der Regel vollkommen die Erkenntnisfunktion. So hartnäckig besteht sie auf der Behauptung, die Menschen bezögen letztlich alles auf sich selbst, dass sie unaufhörlich anmerkt, die Vorstellungen der Menschen von den Dingen und von sich selbst seien nicht angeboren, sondern erworben.

Also mag es wahr sein, was James Madison in der zehnten Nummer des *Federalist* schreibt, dass »ein Interesse an Grundbesitz, ein Interesse an Produktion, Handelsinteressen, Vermögensinteressen zusammen mit vielen kleineren Interessen bei zivilisierten Nationen aus Notwendigkeit erwachsen, sie in verschiedene Klassen spalten, in Gang gebracht durch unterschiedliche Gefühle und Ansichten.« Wenn man aber den Kontext des Aufsatzes von Madison untersucht, so findet sich etwas, das meiner Meinung nach Licht auf jene Anschauung vom angeborenen Fatalismus wirft, die manchmal die ökonomische Interpretation der Geschichte genannt wird. Madison plädierte für die Bundesverfassung: »Unter den zahlreichen Vorteilen der Union« legte er »ihre Neigung, die Gewalt der Zwietracht zu brechen und zu kontrollieren«, dar. Die Zwietracht hat Madison beunruhigt. Ihre Ursachen führte er auf »die menschliche Natur« zurück, in der latenten Veranlagungen, entsprechend den verschiedenen Bedingungen der Zivilgesellschaft, in unterschiedlichem Maß in Aktivität überführt werden. Eine Begeisterung über unterschiedliche Meinungen bezüglich der

Religion, bezüglich der Regierung und vieler anderer Punkte, sowohl zur Spekulation wie zur Praxis; die Bindung an verschiedene, eifersüchtig um Vorrang und Macht kämpfende Politiker oder an Personen von anderer Art, deren Schicksal die menschlichen Leidenschaften angesprochen hat – all das hat im Gegenzug die Menschheit in Parteiungen gespalten, ihre wechelseitige Feindschaft erregt und sie eher geneigt gemacht, einander zu quälen und zu unterdrücken als am Gemeinwohl zusammenzuwirken. Die Neigung der Menschheit, in gegenseitigen Hass zu verfallen, ist so stark, dass bei Abwesenheit eines echten Anlasses die geringfügigsten und phantastischsten Unterschiede genügt haben, um unfreundliche Leidenschaften zu entflammen und die gewalttätigsten Konflikte zu erregen. Die *häufigste* und *beständigste* Quelle der Parteiungen ist jedoch stets die unterschiedliche und ungleiche Vermögensverteilung gewesen.«

Madisons Theorie besteht also darin, dass der Hang des Menschen zur Parteiung durch religiöse oder politische Ansichten, durch politische Führer, am allermeisten aber durch die Vermögensverteilung geweckt wird. Man beachte jedoch, dass Madisons Behauptung bloß dahin geht, dass die Menschen durch ihre Beziehung zum Eigentum getrennt werden. Er sagt nicht, dass ihr Eigentum und ihre Meinungen Ursache und Wirkung sind, sondern, dass die Vermögensunterschiede die Ursache für die Verschiedenheit der Meinungen sind. Das Schlüsselwort in Madisons Argumentation ist »verschieden«. Vom Bestehen unterschiedlicher wirtschaftlicher Situationen kann man probeweise einen wahrscheinlichen Unterschied der Meinungen ableiten, aber man kann daraus nicht schließen, was diese Meinungen zwangsläufig sind.

Dieser Vorbehalt schränkt die Ansprüche der Theorie, für die sie gewöhnlich gehalten wird, drastisch ein. Dass der Vorbehalt

notwendig ist, beweisen die ungeheuren Widersprüche zwischen dem Dogma und der Praxis orthodoxer Sozialisten. Sie argumentieren, dass die nächste Stufe der sozialen Evolution das unvermeidliche Ergebnis der gegenwärtigen ist. Um aber diese unvermeidliche nächste Stufe zu bewirken, sind sie bestrebt und bemüht, ein »Klassenbewusstsein« zu erzeugen. Man fragt sich, warum die wirtschaftliche Lage nicht in jedem Menschen ein Klassenbewusstsein hervorruft. Sie tut es einfach nicht, das ist alles. Daher wird auch der stolze Anspruch nicht von Bestand sein, dass die sozialistische Weltanschauung auf der prophetischen Einsicht in das Schicksal beruht. Sie beruht vielmehr auf einer Hypothese über die menschliche Natur.[15]

Die sozialistische Praxis beruht auf der Überzeugung, dass die Menschen dazu gebracht werden können, gewisse Ansichten zu haben, wenn sie ökonomisch unterschiedlich gestellt sind. Zweifellos werden sie oft verschiedene Dinge meinen – oder werden dazu veranlasst –, da sie zum Beispiel Grundbesitzer und Pächter, Arbeitnehmer und Arbeitgeber, gelernte und ungelernte Arbeiter, Lohnarbeiter oder Gehaltsempfänger, Käufer oder Verkäufer, Bauern oder Zwischenhändler Exporteure oder Importeure, Gläubiger oder Schuldner sind. Einkommensunterschiede rufen einen erheblichen Unterschied im Umgang und in den Chancen hervor: Wie Thorstein Veblen so glänzend gezeigt hat, neigen Menschen, die an Maschinen arbeiten, dazu, ihre Erfahrung anders als Handwerker oder Händler zu deuten.[16] Wäre das alles, was die materialistische Auffassung der Politik behauptet, so wäre die Theorie eine ungemein nützliche Hypothese, die jeder Meinungsforscher anwenden müsste. Aber er müsste diese Theorie oft auch beiseiteschieben und immer auf der Hut sein. Denn wenn man versucht, eine bestimmte öffentliche Meinung zu erklären, wird selten deutlich, welche der vielen sozialen Beziehungen eines

Menschen eine bestimmte Meinung bewirkt. Ergibt sich Herrn Schmidts Meinung aus seinen Problemen als Grundbesitzer, Importeur, Eisenbahnaktionär oder als Arbeitgeber? Geht Herrn Jones Meinung – er ist Weber in einer Textilfabrik – auf das Verhalten seines Chefs, die Konkurrenz von Neueinwanderern, die Kolonialwarenrechnungen seiner Frau oder auf den ihm stets gegenwärtigen Liefervertrag mit der Firma zurück, die ihm einen Ford, ein Haus und eine Menge anderer Sachen auf Raten verkauft hat? Ohne besondere Untersuchung kann man darüber nichts aussagen, auch der Wirtschaftsdeterminist nicht.

Die verschiedenen wirtschaftlichen Beziehungen eines Menschen beschränken oder erweitern das Spektrum seiner Meinungen. Aber welche der Beziehungen das ist, in welcher Gestalt, unter welcher Theorie, das kann die materialistische Auffassung von der Politik nicht voraussagen. Sie kann zwar mit einem hohen Grade an Wahrscheinlichkeit voraussagen, dass bei einem Fabrikbesitzer das Eigentumsverhältnis in den Meinungen, die einigen Bezug auf die Fabrik zu haben scheinen, auftaucht. Wie aber die Funktion, der Besitzer zu sein, erscheint, kann uns kein Wirtschaftsdeterminist sagen. Es gibt keine feste Menge von Meinungen zu jeder Frage, die mit dem Dasein eines Eigentümers einer Fabrik verbunden sind, keine Ansichten zur Arbeitnehmerschaft, zum Eigentum oder zur Geschäftsführung, geschweige denn Ansichten zu weniger dringlichen Angelegenheiten. Der Determinist kann voraussagen, dass in 99 von 100 Fällen der Eigentümer gegen Versuche, ihn seines Eigentumes zu berauben, Widerstand leisten wird oder dass er eine Gesetzgebung bevorzugt, von der er annimmt, dass sie seinen Profit erhöhen wird. Da das Eigentum aber keine Zauberkraft besitzt, die einen Geschäftsmann wissen lässt, welche Gesetze ihm Wohlstand bringen werden, so gibt es im wirtschaftlichen Materialismus keine Kette von Ursache und

Wirkung, die jeden zu der Vorhersage befähigte, ob der Eigentümer einen vorausschauenden oder einen kurzsichtigen, einen auf Wettbewerb oder auf Zusammenarbeit ausgerichteten Standpunkt einnehmen wird.

Hätte die Theorie die so oft behauptete Tauglichkeit, so würde sie uns zu Voraussagen befähigen. Wir könnten die wirtschaftliche Belange eines Volkes analysieren und daraus ableiten, wozu das Volk verpflichtet war. Marx hat das versucht und ist trotz einer guten Vermutung hinsichtlich der Konzerne völlig in die Irre gegangen. Das erste sozialistische Experiment erwuchs nicht nach seiner Vorhersage aus der Kulmination der kapitalistischen Entwicklung im Westen, sondern aus dem Zusammenbruch eines vorkapitalistischen Systems im Osten. Warum irrte er mit seiner Annahme? Warum ebenso Lenin, sein größter Jünger? Weil die Marxisten glaubten, dass die wirtschaftliche Lage des Menschen unabdingbar eine klare Vorstellung ihrer ökonomischen Interessen hervorbringen müsse. Sie dachten, dass sie selbst diese klare Vorstellung besitzen und dass die übrige Menschheit lernen würde, was sie selbst wissen. Der Fall hat nicht nur gezeigt, dass nicht automatisch eine klare Vorstellung von den Interessen in jedem entsteht, ja, dass sie nicht einmal in Marx und Lenin selbst entstanden ist. Nach all dem, was Marx und Lenin geschrieben haben, liegt das soziale Verhalten der Menschheit auch weiterhin im Dunkeln. Das sollte nicht der Fall sein, wenn die wirtschaftliche Lage allein die öffentliche Meinung bestimmte. Die wirtschaftliche Lage sollte, wenn ihre Theorie richtig wäre, nicht nur die Menschheit in Klassen einteilen, sondern auch eine jede Klasse mit einer genauen Ansicht von ihren Interessen und einer logisch damit zusammenhängenden Politik zu ihrer Erfüllung ausstatten. Doch nichts ist sicherer, als dass sich alle menschlichen Klassen in ständiger Verwirrung hinsichtlich der

Erkenntnis befinden, was denn eigentlich ihre Interessen sind.[17]

Dieses Ergebnis hebt die Bedeutung des wirtschaftlichen Determinismus auf. Denn wenn unsere wirtschaftlichen Interessen aus unseren wandelbaren Auffassungen von diesen zusammengesetzt sind, dann versagt die Theorie als wesentlicher Schlüssel für soziale Prozesse. Diese Theorie behauptet, dass die Menschen nur eine Version ihrer Interessen anzunehmen vermögen und sich nach vollzogener Annahme schicksalhaft auf deren Verwirklichung zubewegen. Sie nimmt die Existenz eines spezifischen Klasseninteresses an. Diese Annahme ist falsch. Ein Klasseninteresse kann weit oder eng, eigensüchtig oder selbstlos, im Lichte keiner, einiger, vieler Tatsachen, im Lichte der Wahrheit oder des Irrtums gedacht werden. Und so bricht denn das Marxsche Heilmittel für Klassenkonflikte in sich zusammen. Dieses Heilmittel nimmt an, dass die Klassenunterschiede verschwänden, wenn jeder Besitz Gemeineigentum würde. Diese Annahme ist falsch. Eigentum könnte wohl gemeinsam sein und wurde doch nicht als ein Ganzes verstanden werden. Im Augenblick, wo eine Gruppe von Leuten Kommunismus nicht auf kommunistische Art sehen kann, würde sie in Klassen zerfallen, je nachdem, was sie sehen.

In Bezug auf die bestehende soziale Ordnung betont der Marxsche Sozialismus den Eigentumskonflikt als Schöpfer von Meinung, in Bezug auf die vage definierte Arbeiterklasse übergeht er den Eigentumskonflikt als die Grundlage der Agitation, in Bezug auf die Zukunft stellt er sich eine Gesellschaft ohne Eigentumskonflikte vor und folglich auch ohne Meinungskonflikte. In der bestehenden sozialen Ordnung mag es häufiger als unter dem Sozialismus Fälle geben, wo einer verlieren muss, wenn ein anderer gewinnt. Aber auf jeden Einzelfall, bei dem einer verlieren muss, damit ein anderer gewinnt, kommen unzählige Fälle, wo sich die Leute den Konflikt

bloß eingebildet haben, weil sie ungebildet waren. Und auch wenn unter dem Sozialismus jeder Anlass zu einem absoluten Konflikt beseitigt wäre, würde der unvollständige Zugang des Einzelnen zum gesamten Spektrum der Tatsachen dennoch Konflikte schaffen. Ein sozialistischer Staat wird nicht ohne Erziehung, Moral oder freie Wissenschaft auskommen können, obwohl die gemeinsame Verfügung über das Eigentum auf streng materialistischem Boden diese überflüssig machen sollte. Die Kommunisten in Russland würden ihren Glauben nicht mit einem solch unermüdlichen Eifer verbreiten, wenn allein der ökonomische Determinismus die Meinung des russischen Volkes bestimmen würde.

## *5*

Die sozialistische Theorie von der menschlichen Natur ist, wie das Kalkül der Hedonisten, ein Beispiel für falschen Determinismus. Beide unterstellen, dass die vergessenen Veranlagungen schicksalhaft, doch in vernünftiger Weise einen gewissen Verhaltenstyp hervorbringen. Der Sozialist nimmt an, dass das Naturell des Menschen das wirtschaftliche Interesse einer Klasse zum Ziel hat; der Hedonist glaubt, dass es auf das Vergnügen zielt und Schmerz vermeidet. Beide Theorien beruhen auf einer naiven Sicht des Instinktes, die von James[18] definiert, jedoch von ihm auch in radikaler Weise gekennzeichnet wurde als »die Fähigkeit, in Richtung auf bestimmte Ziele zu handeln, ohne dass diese Ziele vorausgesehen und die Durchführung vorher durch Erziehung vorbereitet werden«.

Es muss bezweifelt werden, ob instinktive Handlungen dieser Art im gesellschaftlichen Leben der Menschheit überhaupt

vorkommen. Denn »jeder instinktive Akt muss«, wie James[19] betont hat, »bei einem mit Gedächtnis begabten Tier aufhören, ›blind‹ zu sein, nachdem er einmal wiederholt worden ist«. Wie immer auch die Ausstattung bei Geburt sein mag, die angeborenen Anlagen werden von frühester Kindheit an Erfahrungen ausgesetzt, die entscheiden, was sie als Stimulus erregen wird. McDougall sagt dazu[20]: »Sie sind in der Lage, nicht nur durch die Wahrnehmung von Objekten von der Art, die direkt die angeborene Anlage erregen, die natürlichen oder angeborenen Erreger des Instinktes, ausgelöst zu werden, sondern auch durch die Ideen solcher Objekte und durch die Wahrnehmung und die Ideen von Objekten anderer Art.«[21]

McDougall[22] führt weiter aus: »Nur der zentrale Teil der Anlage behält seinen spezifischen Charakter und bleibt allen Individuen und allen Situationen gemeinsam, in denen der Instinkt erregt wird.« Die Erkenntnisprozesse und die realen körperlichen Bewegungen, durch die der Instinkt sein Ziel erreicht, können unendlich kompliziert sein. Mit anderen Worten: Der Mensch hat einen Angstinstinkt, aber was er fürchtet und wie er zu entkommen versucht, ist nicht schon von Geburt an, sondern wird von der Erfahrung bestimmt.

Handelte es sich nicht um diese Veränderlichkeit, so wäre es schwierig, die regellose Verschiedenartigkeit der menschlichen Natur zu erfassen. Aber wenn man überlegt, dass alle wichtigen Neigungen der Kreatur – ihre Begierden, ihre Lieblinge, ihre Hassgefühle, ihre Neugierde, ihre sexuellen Bedürfnisse, ihre Befürchtungen, und Kampflust – sich allen Arten von Objekten als ihr Anreiz und ebenso allen Arten von Objekten als ihre Erfüllung frei anschließen können, so ist die Komplexität der menschlichen Natur nicht mehr so unfasslich. Und wenn wir bedenken, dass jede neue Generation zufälliges Opfer der Art und Weise, in der eine vorhergehende Generation konditioniert wurde, wie auch

Erbe der daraus resultierenden Umwelt ist, dann sind die denkbaren Kombinationen und Permutationen beträchtlich.

Es gibt also keinen Fall, der auf Anhieb die Mutmaßung zuließe, dass, weil Menschen nun einmal nach Besonderem streben oder sich in besonderer Weise benehmen, die menschliche Natur schicksalhaft festgelegt ist, dies zu begehren und so zu handeln. Das Begehren wie das Handeln sind erworben und werden in einer anderen Generation vielleicht auf eine andere Art erworben. Die Psychoanalyse und die Sozialgeschichte stimmen in dieser Schlussfolgerung überein. Die Psychologie weist darauf hin, wie weitgehend zufällig die Verbindung zwischen dem einzelnen Stimulans und der einzelnen Reaktion ist. Die Anthropologie im weitesten Sinne stützt diese Ansicht noch durch den Beweis, dass sich die Dinge, die die Leidenschaften der Menschen hervorgerufen haben, und die Mittel, die sie zu ihrer Verwirklichung angewendet haben, in unendlicher Weise von Geschlecht zu Geschlecht und von Ort zu Ort voneinander unterscheiden.

Menschen verfolgen ihre Interessen. Aber wie sie diese verfolgen, ist nicht verhängnisvoll vorausbestimmt, und deshalb kann der Mensch, solange der Planet menschliches Leben trägt, den schöpferischen Energien der Menschen keine Beschränkungen auferlegen. Er kann keinen verhängnisvollen Automatismus erlassen. Er kann allenfalls sagen, dass in Bezug auf sein eigenes Leben keine Änderungen eintreten werden, die er für gut erachten könne. Aber durch diesen Vorsatz wird er sein Leben auf das beschränken, was er mit seinen eigenen Augen sehen kann, und von sich weisen, was er im Geiste sehen könnte. Als Maßstab des Guten nimmt er nur den einen Maßstab, den er zufällig selbst besitzt. Er wird keinen Grund sehen, seine höchsten Hoffnungen aufzugeben und in seiner bewussten Anstrengung nachzulassen, es sei denn, er zöge es vor, das

Unbekannte als das Nicht-Erkennbare zu betrachten, es sei denn, er wählte für sich die Überzeugung, dass, was keiner weiß, auch niemand wissen wird, und dass, was jemand noch nicht gelernt hat, auch niemand jemals lehren kann.

# Fünfter Teil

# Die Entstehung eines gemeinsamen Willens

## Die Verlagerung des Interesses

### *1*

Der folgende Abschnitt will die vielen Variablen in den Eindrücken des Menschen von der unsichtbaren Welt aufzeigen. Die Berührungspunkte weichen voneinander ab, ebenso die durch Stereotypen geprägten Erwartungen, am stärksten von allen aber das erworbene Interesse. Die lebendigen Eindrücke einer großen Anzahl von Leuten haben in unmessbarem Grade in jedem von ihnen einen persönlichen Charakter und sind in der Masse unkontrollierbar komplex. Wie wird aber dann überhaupt eine praktische Beziehung zwischen dem, was in den Köpfen der Menschen vorgeht, und dem, was sich außerhalb ihres Gesichtskreises in der Umwelt befindet, hergestellt? Um in der Sprache der Demokratietheorie zu bleiben: Wie entwickeln Massen von Menschen, deren jeder ein eigenes Gefühl für eine so abstrakte Vorstellung besitzt, einen gemeinsamen Willen? Wie erhebt sich eine einfache und beständige Vorstellung aus diesem Komplex von Variablen? Wie kristallisieren sich Dinge wie der

Volkswille, die nationalen Ziele oder die öffentliche Meinung aus einem so fließenden und zufälligen Bildwerk?

Dass hier eine echte Schwierigkeit vorliegt, wurde im Frühjahr 1921 durch einen hitzigen Waffengang zwischen dem amerikanischen Botschafter in England und einer sehr großen Zahl von Amerikanern demonstriert. Harvey hatte ohne die geringsten Hemmungen bei einem britischen Essen der Welt dargelegt, was 1917 beim Kriegseintritt der USA die Motive der Amerikaner gewesen waren.[1]

In seiner Sicht waren es nicht die Motive gewesen, die Präsident Wilson angeführt hatte, als er die amerikanische Stellungnahme verkündete. Nun können natürlich weder Harvey noch Wilson, weder die Kritiker und Freunde des einen noch des anderen, noch irgendjemand sonst quantitativ und qualitativ wissen, was in 30 oder 40 Millionen Gehirnen Erwachsener vorgegangen war. Aber jedermann weiß, dass ein Krieg durch eine Vielzahl von Anstrengungen geführt und gewonnen wurde, die – niemand weiß, in welchem Grade – durch die Motive Wilsons und Harveys und alle möglichen Mischungen der Motive beider stimuliert wurden. Die Menschen meldeten sich zu den Waffen und kämpften, arbeiteten und zahlten Steuern, erbrachten Opfer im Namen eines gemeinsamen Ziels, und doch kann keiner genau sagen, was die einzelne Person dazu bewog, alles zu tun, was sie tat. Es hat daher keinen Sinn, wenn Harvey einem Soldaten die Ansicht abspricht, dass dies ein Krieg sei, der den Krieg beenden solle. Der Soldat, der das meinte, dachte das tatsächlich. Und Harvey, der etwas anderes meinte, dachte eben etwas anderes.

In derselben Rede formulierte Harvey mit der gleichen Klarheit, was die Wähler 1920 wünschten. Es ist voreilig und überdies unredlich, wenn man einfach annimmt, dass alle, die unsere Wahlliste wählten, so wählten wie wir selbst.

Die Auszählung der Stimmen ergab, dass 16 Millionen für die Republikaner, neun Millionen für die Demokraten gestimmt hatten. Sie hatten nach Harveys Meinung für oder gegen den Völkerbund gestimmt. Zur Stützung seiner Behauptung wies er auf Wilsons Forderung nach einem Referendum hin und auf die unleugbare Tatsache, dass die Demokratische Partei und Cox den Völkerbund als die entscheidende Frage angesehen hatten. Aber die Behauptung allein, dass der Völkerbund die entscheidende Frage sei, machte ihn noch nicht dazu, bei der Auszählung der Stimmen am Wahltag kennt man keineswegs die echte Verteilung der Meinungen über den Völkerbund. Es gab also neun Millionen Demokraten. Sind wir zu glauben berechtigt, dass alle von ihnen unerschütterliche Befürworter des Völkerbundes sind? Gewiss nicht. Denn die Kenntnis amerikanischer politischer Verhältnisse sagt uns, dass viele Millionen, wie immer, für den Weiterbestand des Gesellschaftssystems in den Südstaaten stimmten und nicht für die Demokratische Partei, um ihre unterschiedlichen Ansichten über den Völkerbund auszudrücken. Jene, die den Völkerbund wollten, waren zweifelsohne froh, dass die Demokratische Partei ihn ebenfalls wünschte. Die anderen, die dem Völkerbund ablehnend gegenüberstanden, mögen ihren Mund gehalten haben, als sie ihre Stimme abgaben. Aber beide Gruppen von Südstaatlern wählten dieselbe Liste.

War die Haltung der Republikaner einheitlicher? Jeder kann aus seinem Freundeskreis genug republikanische Wähler nennen, um die ganze Palette der Meinungen aufzuzeigen, von der Unversöhnlichkeit der Senatoren Johnson und Knox bis zum Eintreten des Staatssekretärs Hoover und des Oberrichters Taft. Niemand kann genau sagen, wie viele Leute etwas von dem Völkerbund hielten oder wie viele ihre Gefühle darüber bei ihrer Stimmabgabe entscheiden ließen. Sobald es nur zwei Möglichkeiten gibt, hundertfaltige Empfindungen auszudrücken,

gibt es keinen sicheren Weg zur Erkenntnis, wie die ausschlaggebende Kombination ausgesehen hat. Senator Borah fand in der republikanischen Stimmliste einen Grund, um republikanisch zu stimmen, ebenso handelte aber auch Präsident Lowell. Die republikanische Mehrheit setzte sich aus Männern und Frauen zusammen, die annahmen, dass ein republikanischer Sieg den Völkerbund erledigen würde, weiter aus jenen, die es für am sinnvollsten hielten, den Völkerbund zu sichern, sodann denjenigen, die meinten, dies sei der zuverlässigste Weg, um den Völkerbund zu verbessern. Alle diese Wähler waren unentwirrbar in ihre eigenen Wünsche verstrickt oder in den Wunsch anderer Wähler, das Geschäft anzukurbeln, Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen, die Demokraten für den Krieg zu bestrafen oder dafür, dass sie ihn nicht früher begonnen hatten, oder um Mr. Burleson loszuwerden oder den Getreidepreis anzuheben, die Steuern zu senken, oder um Mr. Daniels daran zu hindern, dass er die Welt verbaut, oder Mr. Harding genau hierzu zu verhelfen.

Und doch ergab sich daraus eine Art Entscheidung: Harding zog in das Weiße Haus ein. Denn der kleinste Generalnenner aller Stimmen ergab, dass die Demokraten gehen und die Republikaner an die Macht kommen sollten. Das war der einzige übrigbleibende Faktor, nachdem sich alle Widersprüche gegenseitig aufgehoben hatten. Aber dieser Faktor genügte, um die Politik für vier Jahre grundlegend zu ändern. Die genauen Gründe dafür, warum ein Wechsel an jenem Novembertag 1920 gewünscht wurde, sind nicht bekannt, sie existieren nicht einmal im Gedächtnis der einzelnen Wähler. Die Gründe sind nicht fest vorgezeichnet. Sie wachsen und ändern sich, verschmelzen mit anderen, so dass die öffentlichen Meinungen, mit denen es Harding zu tun hat, nicht dieselben sind, die ihm zur Wahl verholfen haben. Dass es keine unabdingbare Bindung zwischen einem Haufen Meinungen und einem bestimmten

Handlungsstrang gibt, konnte jeder 1916 erkennen. Offensichtlich gewählt, damit er uns aus dem Krieg heraushalte, führte Wilson trotzdem das Land innerhalb von fünf Monaten in den Krieg.

Das Wirken des öffentlichen Willens hat daher schon immer nach einer Erklärung verlangt. Jene, die durch sein unvorhersehbares Wirken am meisten beeindruckt worden sind, haben in M. LeBon ihren Propheten gefunden und die Verallgemeinerung dessen begrüßt, was nach Sir Robert Peel »jene große Mischung von Verrücktheit, Schwäche, Vorurteil, falschem Gefühl, richtigem Gefühl, Eigensinn und Zeitungsabschnitten ist, die man dann öffentliche Meinung nennt«. Weil aus der Drift und der Inkohärenz doch bestimmte Ziele zum Vorschein kommen, haben andere gefolgert, dass eine mysteriöse Einrichtung irgendwo über den Mitgliedern einer Nation wirken müsse. Sie beschwören eine Kollektivseele, einen Nationalgeist, einen Zeitgeist, die der blinden Meinung ihre Ordnung geben. Eine Überseele scheint notwendig zu sein, denn die Emotionen und Ideen von Angehörigen einer Gruppe enthüllen keineswegs so etwas wie eine einfache, oder kristallklare Formel die genau dieselben Individuen als eine echte Wiedergabe ihrer öffentlichen Meinung hinnehmen werden.

## *2*

Nach meiner Meinung können die Tatsachen jedoch überzeugender erklärt werden, ohne die »Überseele« in irgendeiner ihrer Verkleidungen hinzunehmen zu müssen. Schließlich wird die Kunst, Menschen aller Art und unterschiedlicher Auffassung dahin zu bringen, dass sie dasselbe

wählen, bei jedem politischen Feldzug geübt. Im Jahre 1916 zum Beispiel musste der republikanische Kandidat republikanische Stimmen aus vielerlei Arten von Republikanern herausholen. Werfen wir zunächst einen Blick auf die erste Rede von Hughes nach Annahme seiner Nominierung.[2]

Der Zusammenhang steht noch klar genug vor unseren Augen, als dass er langer Erklärungen bedürfte; doch werden die Probleme nicht länger bestritten. Der Kandidat war ein Mann von ungewöhnlich offener Sprache. Er hatte einige Jahre lang außerhalb der Politik gestanden und hatte sich persönlich nicht auf die politischen Angelegenheiten der jüngsten Vergangenheit eingelassen. Außerdem hatte er nichts von jener Zauberwirkung an sich, die volkstümliche Politiker wie Roosevelt, Wilson oder Lloyd George ausüben, noch etwas von jener schauspielerischen Begabung, mit der solche Menschen die Gefühle ihrer Getreuen verkörpern. Durch Temperament und Erziehung stand er diesem Aspekt der Politik fern. Und doch begriff er aus Kalkül die Technik des Politikers. Er gehörte zu jenen Leuten, die zwar ganz genau wissen, wie man etwas macht, die es aber selbst nicht ganz schaffen. Diese Menschen sind oft bessere Lehrer als der Virtuose, dem seine Kunst so sehr ins Blut übergegangen ist, dass er selbst nicht weiß, wie er sie ausübt. Die Feststellung, dass die Talentierten handeln, die Untalentierten aber lehren, enthält keineswegs so viel Reflexion über den Lehrer, wie es klingt.

Hughes wusste, dass die Gelegenheit einmalig war, und hatte sein Manuskript sorgfältig vorbereitet. In einer der Logen saß Theodore Roosevelt, der gerade aus Missouri zurückgekommen war. Im ganzen Haus verteilt, hatten die Veteranen von Armageddon in verschiedenen Stadien des Zweifels und der Befürchtung Platz gefunden. Auf dem Podium und in den anderen Logen konnte man die ausgeschiedenen und nichtgewählten Abgeordneten von 1912 erkennen, offensichtlich

bei bester Gesundheit und in mitleidiger Stimmung. Draußen vor der Halle standen mächtige Prodeutsche und mächtige Proalliierte, eine Kriegspartei im Osten und in den Großstädten, eine Friedenspartei im mittleren und fernen Westen. Mexiko war ein emotional aufgeladenes Thema. Hughes hatte gegen die Demokraten eine Mehrheit aus Menschen zu formen, die in alle möglichen Arten von Auffassungen über Taft gegen Roosevelt, Prodeutsche gegen Proalliierte, Krieg gegen Neutralität, Intervention in Mexiko oder nicht gespalten waren.

Über die Moral oder die Berechtigung dieser Angelegenheit sprechen wir hier natürlich nicht. Unser einziges Interesse richtet sich auf die Methode, mit der ein Politiker an der Spitze gegensätzlicher Meinungen darangeht, sich daraus eine einhellige Stimmabgabe zu sichern:

> »Diese *repräsentative* Zusammenkunft ist ein glückliches Vorzeichen. Sie drückt die Stärke der Wiedervereinigung aus. Sie bedeutet, dass die Partei *Lincolns* wiederhergestellt ist …«

Die kursiv gedruckten Wörter sind die Bindeglieder: *Lincoln* hat in einer solchen Rede natürlich keine Beziehung zu Abraham Lincoln. Er ist lediglich eine Stereotype, mit der die diesem Namen anhaftende Pietät auf den republikanischen Kandidaten übertragen werden kann, der nun in seine Fußstapfen tritt. Lincoln erinnert die Republikaner, Bull Moose und die Alte Garde daran, dass sie vor dem Schisma eine gemeinsame Geschichte hatten. Über die Spaltung selbst zu reden, kann sich niemand leisten. Aber sie besteht nun einmal, ist noch immer nicht überwunden.

Der Redner also muss sie überwinden. Nun war die Spaltung der Partei 1912 über innerpolitischen Fragen entstanden; die Wiedervereinigung von 1916 sollte, wie Roosevelt erklärt hatte, auf einer allgemeinen Ablehnung von Wilsons Behandlung der

internationalen Angelegenheiten beruhen. Aber die internationalen Angelegenheiten waren gleichfalls eine gefährliche Quelle des Konfliktes. Es war daher nötig, ein Eröffnungsthema zu finden, das nicht nur das Jahr 1912 übersprang, sondern auch die explosiven Konflikte von 1916 vermied. Wohlbedacht wählte Hughes das »spoils system«, angewandt nach diplomatischen Ernennungen, als Einstieg. »Verdiente Demokraten« war eine abfällige Redensart, und Hughes zog sie sofort hinzu. Da die Tatsache nicht abzustreiten war, gab es über die Wucht des Angriffes nicht die geringsten Zweifel. Logisch war es daher eine ideale Einführung, um eine alle verbindende Stimmung zu erzeugen.

Hughes wendet sich dann Mexiko zu und beginnt mit einem geschichtlichen Rückblick. Er musste die allgemeine Einstellung berücksichtigen, dass die Dinge in Mexiko schlecht gingen. Dazu kam ein nicht weniger allgemeines Gefühl, dass ein Krieg vermieden werden sollte. Drittens war die öffentliche Meinung in zwei mächtige Lager gespalten, von denen das eine Präsident Wilson recht gab, weil er Huerta nicht anerkannte, das andere Lager zog General Huerta dem General Carranza vor und sah eine Intervention lieber, als einen der beiden am Ruder. Huerta war der erste empfindliche Punkt in der Darlegung.

> »Er war zweifellos de facto der Regierungschef Mexikos.«

Aber man musste die Moralisten beschwichtigen, die Huerta als versoffenen Mörder betrachteten.

> »Ob er anerkannt werden sollte oder nicht, war eine Frage, die aufgrund gründlicher Erwägungen, aber nach korrekten Prinzipien entschieden werden sollte.«

Anstatt also zu sagen, dass Huerta hätte anerkannt werden

sollen, sagt der Kandidat, dass korrekte Grundsätze angewandt werden sollten. Jedermann glaubt an korrekte Grundsätze, und jedermann glaubt sie natürlich selbst zu besitzen. Um den Sachverhalt noch weiter zu verwischen, wird Präsident Wilsons Politik als »Intervention« beschrieben. Das war sie vielleicht nach dem Gesetz, doch nicht nach dem damals geläufigen Sinn des Wortes. Dadurch, dass Hughes die Bedeutung des Wortes erweiterte, um sowohl Wilsons Handlungsweise als auch die Absicht der wirklichen Interventionisten zu erfassen, sollte die zwischen den zwei Parteigruppen offene Streitfrage verdrängt werden.

Nachdem die Rede die zwei kritischen Punkte »Huerta« und »Intervention« dadurch hinter sich gebracht hat, den Begriffen jedermanns Bedeutung zukommen zu lassen, geht sie für eine Weile auf sichereren Grund. Der Kandidat erzählt die Geschichte von Tampico, Vera Cruz, Villa, Santa Ysabel, Columbus und Carrizal. Hughes beschränkt sich auf das Wesentliche, entweder weil die aus den Zeitungen bekannten Tatsachen ärgerlich sind, oder weil die richtige Erklärung wie im Falle Tampico zu kompliziert ist. Durch einen solchen Bericht konnten keine feindseligen Leidenschaften erregt werden. Aber am Ende musste der Kandidat doch Stellung beziehen. Das erwartete seine Zuhörerschaft von ihm. Theodore Roosevelt war der Ankläger. Würde Hughes dessen Standpunkt, nämlich den der Intervention, auch zu seinem machen?

> »Die Nation betreibt keine Aggressionspolitik gegen Mexiko. Wir erheben keinen Anspruch auf einen Teil seines Staatsgebietes. Wir wünschen ihm vielmehr Frieden, Stabilität und Wohlstand. Wir sollten ihm bereitwillig beim Heilen der Wunden, bei der Beseitigung von Hungersnot und Elend helfen, indem wir ihm auf jede mögliche Weise die Wohltaten unserer uneigennützigen Freundschaft zugutekommen lassen. Das Verhalten unserer Regierung hat Schwierigkeiten heraufbeschworen, die wir überwinden

werden müssen … *Wir müssen eine neue Politik einschlagen*, eine Politik der *Festigkeit und* Beharrlichkeit, durch die wir allein eine dauerhafte *Freundschaft* fördern können.«

Das Thema »Freundschaft« ist für die Gegner der Intervention, das Thema »neue Politik« und »Festigkeit« für deren Befürworter bestimmt. Im unstrittigen Redeteil überzeugt jedes Detail vollkommen, im Streitpunkt dagegen ist alles verschleiert.

Für den europäischen Krieg hatte Hughes eine ingeniöse Formel zur Hand:

»Ich trete für die unnachgiebige Behauptung aller amerikanischer Rechte zu Wasser und zu Land ein.«

Um die ganze Tragweite dieser Feststellung zur Zeit ihrer Äußerung zu verstehen, müssen wir uns daran erinnern, dass während der Zeit der Neutralität jede Partei davon überzeugt war, nur die Nationen, zu denen die betreffende Partei in Opposition stand, verletzten in Europa die amerikanischen Rechte. Hughes schien den Proalliierten zu sagen: Ich hätte Deutschland in die Schranken gewiesen. Die Prodeutschen dagegen hatten behauptet, dass die britische Seemacht am meisten unsere Rechte verletze. Hughes' Formel fasst zwei einander diametral entgegengesetzte Ziele durch die symbolische Redewendung »amerikanische Rechte« in eins zusammen.

Aber da gab es den Fall der »Lusitania«. Sie bildete ebenso wie das Schisma von 1912 ein unüberwindliches Hindernis für die Einheit.

»… Ich glaube, dass es dann keine amerikanischen Menschenverluste durch das Sinken der ›Lusitania‹ gegeben haben würde.«

Daher muss man ausschalten, wofür sich keine Kompromisse

finden lassen. Sobald sich eine Frage erhebt, über die wir bei aller Hoffnung zu keiner Einigung gelangen können, wollen wir so tun, als existiere sie überhaupt nicht. Über die künftigen amerikanischen Beziehungen zu Europa schwieg sich Hughes aus. Nichts, was er darüber hätte sagen können, würde vermutlich die beiden unversöhnlichen Parteien befriedigen, um deren Unterstützung er warb.

Unnötig zu sagen, dass nicht Hughes diese Technik erfunden hat und dass er sie auch nicht mit dem glänzendsten Erfolg anwandte. Aber er zeigte doch, wie eine öffentliche Meinung getrübt ist, die sich aus verschiedenen abweichenden Auffassungen zusammensetzt, und wie sich ihr Inhalt dem neutralen Farbton nähert. Wo oberflächliche Harmonie das Ziel, der Konflikt aber der Tatbestand ist, ist Verdunkelung gewöhnlich das Ergebnis, sobald man sich an die Öffentlichkeit wendet. Fast immer tritt Unklarheit an einem kritischen Punkt in einer öffentlichen Debatte als ein Symptom für gegensätzliche Absichten auf.

## *3*

Aber wie kommt es, dass eine vage Idee so oft die Macht besitzt, tief eingewurzelte Meinungen zu vereinigen?

Rufen wir uns ins Gedächtnis zurück, dass diese Meinungen, so eingewurzelt sie auch sein mögen, nicht in ständigem und innigem Kontakt mit den Tatsachen stehen, die sie zu behandeln vorgeben. Von der uns fremden Umwelt, etwa Mexiko oder dem europäischen Krieg, haben wir nur eine schwache Ahnung, obwohl unsere sie betreffenden Empfindungen stark sein mögen. Der Bericht über das, was sich außerhalb unserer

konkreten Wahrnehmung zuträgt, umfasst niemals und kann niemals alle Dimensionen der Wirklichkeit umfassen, ausgenommen für kurze Zeit in Träumen oder in der Phantasie. Der Bericht kann jedoch den ganzen Gefühlsbereich erregen, und dies manchmal sogar noch stärker als die Wirklichkeit selbst. Denn hier kann mehr als ein einzelner Reiz den Anstoß geben.

Der Reiz, der den Anstoß gegeben hat, kann von einer Serie von inneren Bildern ausgehen, die ihrerseits durch gedruckte oder gesprochene Worte heraufbeschworen wurden. Diese Bilder verblassen, und man kann ihnen nur schwerlich Dauer verleihen. Ihre Konturen und ihre Kraft schwanken. Allmählich weiß man, was man fühlt, ohne sich völlig klar darüber zu sein, warum man es fühlt. Die verblassenden Bilder werden durch andere ersetzt, später durch Namen oder Symbole. Aber die Empfindung ist von Dauer, ja, sie kann nun auch durch die ersetzten Bilder und Namen wiedergeweckt werden. Selbst beim intensiven Denkprozess kommen diese Substitutionen vor. Versucht ein Mensch nämlich, zwei komplizierte Situationen zu vergleichen, so erweist sich der Versuch, beide mit allen ihren Einzelheiten im Gedächtnis zu behalten, als ermüdend. Daher benutzt er eine Art Kurzschrift für die Namen, Zeichen und Beispiele. Er muss das tun, wenn er überhaupt einen Fortschritt erzielen will, weil er nicht in jedem Satz und bei jedem Schritt den ganzen Vorstellungsballast mitschleppen kann. Vergisst er jedoch, dass er substituiert und vereinfacht hat, so fällt er bald in Wortgeklingel und beginnt, ohne Bezug auf die Gegenstände über bloße Bezeichnungen zu sprechen. Dann weiß er auch nicht, wann der vom ersten Gegenstand abgetrennte Name eine Fehlverbindung mit einem anderen Gegenstand weiterschleppt. Noch schwieriger ist es, sich vor Wechselbälgen in der launischen Politik zu bewahren.

Die Psychologen nennen das eine »bedingte Reaktion«, denn

eine Empfindung ist nicht nur an einen einzigen Gedanken gebunden. Die Objekte, die die Empfindung hervorrufen, und die Objekte, die die Empfindung befriedigen können, sind nicht begrenzt. Das trifft besonders zu, wenn der Reiz nur schwach und indirekt und das Objekt gleichfalls indirekt wahrgenommen wird. Denn wir können eine Empfindung, zum Beispiel Furcht, mit etwas unmittelbar Gefährlichem verbinden, dann mit der Idee dieser Sache, darauf mit etwas, was diesem Gedanken ähnlich ist, und so weiter. Die ganze Struktur menschlicher Kultur ist in gewisser Hinsicht die Verarbeitung der Reize und ihrer Reaktionen, in deren Mitte die ursprünglichen Gefühlskräfte ziemlich feststehen.

Zweifelsohne hat sich die Qualität der Emotionen im Verlauf der Geschichte geändert, aber in keinem Punkte vergleichbar mit der Geschwindigkeit oder der Verfeinerung, die ihre Vorbedingungen charakterisiert.

Die Menschen unterscheiden sich in ihrer Empfänglichkeit für Ideen sehr voneinander. Es gibt Menschen, in denen der Gedanke an ein verhungerndes russisches Kind fast genauso lebendig ist wie ein unter ihren Augen verhungerndes Kind. Andere sind unfähig, sich durch einen fernerliegenden Gedanken erregen zu lassen. Dazwischen gibt es viele Abstufungen. Und wiederum andere Menschen bleiben Tatsachen gegenüber ungerührt und lassen sich nur gedanklich ansprechen. Aber obwohl die Empfindung durch den Gedanken hervorgerufen wird, können wir sie nicht dadurch befriedigen, dass wir selbst dabei eine Rolle übernehmen. Der Gedanke an das in Russland verhungernde Kind erregt in uns den Wunsch, es zu füttern. Aber die von diesem Gedanken berührte Person kann dem Kind nicht direkt Nahrung zuführen. Sie kann lediglich einer unpersönlichen Organisation oder deren Personifikation, zum Beispiel Mr. Hoover, Geld geben. Ihr Geld erreicht jenes Kind nicht direkt,

sondern fließt in einen Sammelfonds, aus dem eine Menge Kinder gespeist werden. Genauso wie der Gedanke selbst erst aus zweiter Hand kommt, so auch die Wirkung der Aktion. Die Erkenntnis ist indirekt, der Willenstrieb ist indirekt, lediglich die Wirkung selbst ist unmittelbar.

Von den drei Teilen des Vorganges kommt der Reiz von irgendwo außerhalb unserer konkreten Wahrnehmung, die Reaktion darauf richtet sich ebenso irgendwohin außerhalb der Wahrnehmung, nur die Empfindung wirkt ganz im Innern der Person selbst. Diese hat vom Hunger des Kindes lediglich eine Vorstellung; dasselbe gilt von der Hilfe für das Kind; aber von seinem eigenen Wunsch zu helfen, gewinnt der Mensch eine reale Erfahrung. Die Empfindung in seinem Innern ist die zentrale Tatsache des Vorgangs, und sie ergibt sich unmittelbar.

Innerhalb veränderlicher Grenzen lassen sich Empfindungen übertragen, sowohl was den Reiz wie auch die Reaktion darauf anbetrifft. Wenn wir daher bei einer Anzahl von Menschen, die verschiedenartige Reaktionsneigungen zeigen, einen Reiz entdecken können, der in vielen von ihnen dieselbe Empfindung erweckt, können wir ihn den ursprünglichen Reizen substituieren. Wenn zum Beispiel jemand den Völkerbund nicht mag, der andere Wilson hasst und ein dritter die Gewerkschaften fürchtet, können wir sie unter einen Hut bringen, sofern wir ein Symbol entdecken, das die Antithese zu ihrem Hassgegenstand ist. Angenommen dieses Symbol wäre »Amerikanertum«. Der eine wird in es die Aufrechterhaltung der amerikanischen Isolation oder Unabhängigkeit, wie er sie nennt, hineinlesen; der andere mag darin die Ablehnung eines Politikers erblicken, der in Widerspruch zu seiner Vorstellung davon steht, wie ein amerikanischer Präsident beschaffen sein sollte; der dritte schließlich fasst es als einen Appell zum Widerstand gegen die Revolution auf. Das Symbol in sich selbst stellt an und für sich

nichts Besonderes dar, aber es kann sich mit beinahe allem verbinden. Und deshalb kann es das gemeinsame Band gemeinsamer Gefühle werden, selbst wenn diese ursprünglich an auseinanderstrebende Ideen geknüpft waren.

Sobald politische Parteien oder Zeitungen mit »Amerikanertum«, Progressivismus, Gesetz und Ordnung, Gerechtigkeit und Humanität erklären, hoffen sie die Empfindungen einander widersprechender Parteigruppen zu verschmelzen, die sich sonst sicher spalten würden, wenn sie statt dieser Symbole über ein spezifisches Programm diskutieren sollten. Sobald nämlich eine Koalition über dem Symbol hergestellt ist, fließt das Gefühl unter der Wirkung des Symbols eher in Richtung Einigkeit als auf eine kritische Untersuchung der Maßnahmen hin. Ich halte es für passend und terminologisch für richtig, vieldeutige Phrasen wie diese symbolisch zu nennen. Sie stehen nicht für spezifische Ideen, sondern für einen Waffenstillstand oder eine Kreuzung zwischen Ideen. Sie gleichen einem strategischen Straßenknotenpunkt, an dem viele Straßen ohne Bezug auf ihren letzten Ursprung oder ihr letztes Ziel zusammenlaufen. Wer sich aber der Symbole bemächtigt, die für den Augenblick das öffentliche Gefühl beherrschen, beherrscht hierdurch in starkem Maße den Weg zur Politik. Solange ein besonderes Symbol die Kraft hat, Koalitionen zu bilden, werden ehrgeizige Parteigruppen um seinen Besitz kämpfen. Denken wir zum Beispiel an Lincolns oder Roosevelts Namen. Ein Politiker oder eine Interessengruppe, die sich zum Herrn eines geläufigen Symbols machen kann, ist der Herr der augenblicklichen Lage. Natürlich gibt es auch da Grenzen. Zu gewaltsamer Missbrauch zeitgeschichtlicher Vorgänge, die das Symbol in der Meinung von Menschengruppen vertritt, oder zu starker Widerstand gegen neue Ziele im Namen dieses Symbols, werden das Symbol sozusagen sprengen. Solcherart barst während des Jahres 1917

das imposante Symbol des Heiligen Russland und des Väterchens unter dem Zusammenprall von Leid und Niederlage.

## *4*

Die ungeheuren Folgen des Zusammenbruchs Russlands wurden an allen Fronten und von allen Völkern verspürt. Sie führten direkt zu der überraschenden Erfahrung, dass sich aus den verschiedenen, durch den Krieg aufgeworfenen Meinungen eine gemeinsame Meinung herauskristallisierte. Die Vierzehn Punkte Wilsons wandten sich an alle Regierungen, verbündete, feindliche, neutrale – an alle Völker. Sie waren ein Versuch, die wesentlichen Imponderabilien eines Weltkrieges zusammenzubringen. Dies war notwendigerweise ein Neubeginn, weil das der erste große Krieg war, in dem alle entscheidenden Elemente der Menschheit dazu veranlasst werden konnten, gleichzeitig über dieselben Ideen oder wenigstens über dieselben Bezeichnungen für Ideen nachzudenken. Ohne Telefon, Radio, Telegrafie und Tagespresse wäre das Experiment der Vierzehn Punkte unmöglich gewesen.

Es war der Versuch, die moderne Kommunikationsmaschinerie einzusetzen, um die Rückkehr zu einem gemeinsamen Bewusstsein in der ganzen Welt anzubahnen. Aber zuerst müssen wir einige der Umstände prüfen, wie sie sich Ende 1917 ergaben. Denn in der Form, die das Dokument der Vierzehn Punkte zuletzt darbot, sind alle diese Überlegungen irgendwie bereits mit enthalten. Während des Sommers und des Herbstes hatten sich Dinge ereignet, die die Stimmung des Volkes und den Verlauf des Krieges stark beeinflussten. Im Juli hatten die Russen eine letzte Offensive unternommen und waren dabei vernichtend

geschlagen worden. Der Prozess der Demoralisation hatte begonnen und sollte zur bolschewistischen Oktoberrevolution führen. Etwas früher hatten die Franzosen eine schwere und beinahe vernichtende Niederlage in der Champagne erlitten, die Meutereien in der Armee und eine defätistische Agitation unter der Zivilbevölkerung hervorrief. England litt unter den Wirkungen der U-Boot- Überfälle und den schrecklichen Verlusten der Flandernschlachten, und im November holten sich die britischen Armeen bei Cambrai eine Schlappe, die bei den Truppen an der Front und den Politikern daheim Bestürzung hervorrief: Kriegsmüdigkeit erfasste ganz Westeuropa.

Das Leid und Enttäuschung hatten die Konzentration der ungefestigten Menschen auf die übliche Kriegsanschauung erschüttert. Das Interesse wurde nicht länger von den normalen offiziellen Erklärungen wachgehalten. Die Aufmerksamkeit begann zu wandern, beschäftigte sich jetzt mit dem eigenen Leiden, bald mit den Partei- und Klassenzielen, bald mit den allgemeinen Ressentiments gegen die Regierungen. Die mehr oder minder perfekte Organisation der Wahrnehmung mit Hilfe der offiziellen Propaganda, des Interesses und der Aufmerksamkeit durch die Reize der Hoffnung, der Furcht und des Hasses, die wir Moral nennen, war nahe daran zusammenzubrechen. Überall begannen die Menschen nach neuen Bindungen zu suchen, die Erleichterung versprachen.

Plötzlich beobachteten sie ein gewaltiges Schauspiel. An der Ostfront den Weihnachts-Waffenstillstand, das Ende des Gemetzels, das Ende des Waffenlärms, Friedensverheißung. In Brest-Litowsk hatte der Traum aller einfachen Leute seine Verwirklichung gefunden: Verhandlungen waren möglich geworden, es gab also noch einen anderen Weg, die Qual zu beenden, als Menschenleben mit dem Feind zu messen.

Schüchtern, doch mit gespannter Aufmerksamkeit, begannen

die Menschen den Blick nach Osten zu wenden. Warum nicht? fragten sie. Wofür das Ganze? Wissen die Politiker, was sie tun? Kämpfen wir wirklich für das, was sie uns einreden? Ist es vielleicht möglich, etwas zu bewahren, ohne zu kämpfen? Unter dem Bann der Zensur durfte nur wenig davon im Druck erscheinen, aber sobald Lord Lansdowne sprach, gab es eine von Herzen kommende Reaktion. Die früheren Kriegssymbole waren abgedroschen und hatten ihre Einigungskraft verloren. Unter der Oberfläche brach in jedem alliierten Land ein weites Schisma auf.

Etwas Ähnliches geschah in Mitteleuropa. Dort war der ursprüngliche Kriegsimpuls ebenfalls schwächer geworden. Die heilige Allianz war zerbrochen. Die senkrechten Spaltungen entlang der Schlachtenfront waren von waagerechten durchzogen, die in alle Arten unvorhersehbarer Risse ausliefen. Die moralische Krise des Krieges war da, bevor die militärische Entscheidung in Sicht kam.

Alles das hatten Präsident Wilson und seine Ratgeber wahrgenommen. Sie besaßen natürlich keine vollständige Kenntnis der Lage, aber sie wussten, was ich skizziert habe. Sie wussten auch, dass die alliierten Regierungen durch eine Serie von Abkommen gebunden waren, die der öffentlichen Anschauung von den Kriegszielen weder im Geist, noch auf dem Papier entsprachen. Die Resolutionen der Pariser Wirtschaftskonferenz waren natürlich überall bekannt, und das Geflecht von Geheimabkommen war im November 1917 von den Bolschewiken veröffentlicht worden.[3] Die Bestimmungen der letzteren waren den Völkern zwar nur vage bekannt, aber man war davon überzeugt, dass sie nicht mit den idealistischen Schlagwörtern von Selbstbestimmung, Vermeidung von Annexionen und Reparationen übereinstimmten. In der Öffentlichkeit wurden folgende Fragen gestellt: Wie viele Tausende von Engländern sind Elsass-Lothringen oder Dalmatien

wert, wie viele Franzosen Polen oder Mesopotamien? Fragen dieser Art waren auch in Amerika keineswegs unbekannt. Die Sache der Alliierten war durch deren Weigerung, in Brest-Litowsk teilzunehmen, in die Defensive gedrängt worden. Diesen hochempfindlichen Geisteszustand durften die zuständigen Politiker nicht außer Acht lassen. Die ideale Reaktion wäre ein gemeinsames Vorgehen der Alliierten gewesen. Dass stellte sich jedoch auf der Interalliierten Konferenz im Oktober 1917 als unmöglich heraus. Aber bis zum Dezember war der Druck so stark geworden, dass sich Lloyd George und Wilson unabhängig voneinander zum Handeln gedrängt fühlten. Die vom Präsidenten gewählte Form fixierte Friedensbedingungen unter 14 Hauptpunkten. Ihre Aufzählung war ein Kunstgriff zur Erreichung von Genauigkeit; sie sollte den Eindruck erwecken, dass es sich um ein geschäftsmäßiges Dokument handle. Der Gedanke, den Ausdruck »Friedensbedingungen« statt »Kriegsziele« zu wählen, ergab sich aus der Notwendigkeit einer echten Alternative zu den Brest-Litowsker Verhandlungen. Sie sollten die Aufmerksamkeit auf sich lenken, indem sie das Schauspiel der russisch-deutschen Gespräche durch das noch viel größere Schauspiel einer weltweiten öffentlichen Debatte ersetzten.

Nachdem die Vierzehn Punkte einmal das Interesse der Welt auf sich gezogen hatten, war es notwendig, dieses Interesse geeint und für sämtliche verschiedenen Möglichkeiten, die die Lage bot, flexibel zu erhalten. Die Bedingungen mussten so aussehen, dass die Mehrheit der Alliierten sie für sinnvoll halten würde. Sie mussten den nationalen Zielen eines jeden Volkes entgegenkommen und sie doch so einschränken, dass keine Nation sich als Werkzeug einer anderen betrachten müsste. Die Bedingungen sollten die Interessen der Regierungen so weit befriedigen, dass sie im Regierungslager keine Uneinigkeit

hervorriefen, und trotzdem sollten sie den Anschauungen des Volkes so weit entgegenkommen, dass die Demoralisierung nicht weiter um sich griff. Kurz, sie sollten die Einheit der Alliierten erhalten und festigen, falls der Krieg weitergehen sollte.

Aber die Vierzehn Punkte müssten auch Bedingungen eines möglichen Friedens sein, damit für den Fall, dass die deutsche Mitte und Linke für Agitation reif waren, ein Text vorlag, um die herrschende Klasse damit zu vernichten. Die Bedingungen sollten daher bei den Alliierten die Regierenden ihren Völkern näherbringen, hingegen in Deutschland die Regierenden aber ihrem Volk entfremden und eine Linie gemeinsamen Verständnisses unter den Alliierten, den nicht regierungstreuen Deutschen und den Untertanenvölkern Österreich-Ungarns errichten. Die Vierzehn Punkte waren ein kühner Versuch, mit dem ein Maß gesetzt werden sollte, an das sich fast jeder würde halten können. Sollten genügend Feindvölker reif sein, so würde es Frieden geben. Wenn nicht, dann würden die Alliierten auf den Kriegsschock besser vorbereitet sein.

Alle diese Erwägungen wurden bei der Abfassung der Vierzehn Punkte angestellt. Niemand bewahrte sie alle im Gedächtnis, aber alle Betroffenen hatten einige davon im Kopf. Gegen diesen Hintergrund wollen wir einige Aspekte des Dokumentes untersuchen. Die ersten fünf Punkte und der vierzehnte handeln von der »offenen Diplomatie«, der »Freiheit der Meere«, den »gleichen Handelschancen«, von der »Abrüstung«, vom Völkerbund und davon, dass es keine imperialistische Annexion von Kolonien geben dürfe. Sie können als eine Niederschrift der volkstümlichen Verallgemeinerungen bezeichnet werden, zu denen damals jedermann sich zu bekennen vorgab. Aber Grundsatz Nummer 3 geht mehr in die Einzelheiten. Er zielte bewusst und direkt auf die Entschließungen der Pariser Wirtschaftskonferenz und sollte das deutsche Volk von seiner

Furcht vor dem Ersticken befreien.

Nummer 6 ist der erste Punkt, der sich mit einer einzelnen Nation befasst. Er sollte eine Antwort auf die russischen Verdächtigungen gegen die Alliierten sein. Die Beredsamkeit seiner Versprechungen war auf das Drama von Brest-Litowsk zugeschnitten. Nummer 7 handelt von Belgien und ist so unbestimmt in Form und Ziel, wie es der Überzeugung praktisch der ganzen Welt entsprach, sehr große Teile Zentraleuropas eingeschlossen. Bei Nummer 8 müssen wir etwas verweilen. Sie beginnt mit einer absoluten Forderung nach Räumung und Wiederherstellung des französischen Staatsgebietes und geht dann zur Frage Elsass-Lothringens über. Der Wortlaut dieses Absatzes illustriert am deutlichsten den Charakter einer öffentlichen Erklärung, die einen ungeheuren Interessenkomplex in wenige Wörter zusammendrängt. »Und das 1871 durch Preußen Frankreich in der Sache Elsass-Lothringen angetane Unrecht, das den Frieden der Welt etwa 50 Jahre lang gestört hat, sollte wiedergutgemacht werden … « Jedes Wort war hier mit peinlicher Sorgfalt gewählt. Das getane Unrecht sollte wiedergutgemacht werden: Warum nicht direkt aussprechen, dass Elsass-Lothringen wieder zurückgegeben werden sollte? Das wurde nicht ausgesprochen, weil es nicht sicher war, dass alle Franzosen *damals* in alle Ewigkeit für die Wiederangliederung weitergekämpft hätten, wenn man ihnen darüber einen Volksentscheid vorgeschlagen hätte. Und natürlich auch deshalb, weil es noch unsicher war, ob die Engländer und Italiener dafür weiterkämpfen würden. Die Formel sollte daher beide Möglichkeiten einschließen. Das Wort »wiedergutgemacht« sicherte Frankreich Genugtuung zu, war aber nicht als Zustimmung zu einfacher Annexion aufzufassen.

Aber warum denn von dem Unrecht reden, das Frankreich 1871 von Preußen angetan worden war? Das Wort *Preußen* sollte

natürlich die Süddeutschen daran erinnern, dass Elsass-Lothringen nicht auch ihnen, sondern Preußen allein gehörte. Warum die Worte vom »50 Jahre lang« gestörten Frieden und warum die Beziehung auf 1871? In erster Linie dachten die Franzosen und die übrige Welt an 1871 zurück. Das war der Kernpunkt ihres Kummers. Die Verfasser der Vierzehn Punkte wussten aber, dass die französischen Regierungsstellen für mehr als das Elsass-Lothringen von 1871 vorausplanten. Die geheime Denkschrift, die 1916 zwischen den zaristischen Ministern und den französischen Regierungsstellen gewechselt worden war, schloss die Annexion des Saartales und eine gewisse Zerstückelung des Rheinlandes ein. Man plante, das Saarland im Begriff »Elsass-Lothringen« einzugliedern, weil es 1814 Teil Elsass-Lothringens gewesen war, obwohl es 1815 wieder losgetrennt worden war und am Ende des Französisch-Preußischen Krieges nicht zu diesem Gebiet gehörte. Die offizielle französische Formel für die Annexion der Saar lief darauf hinaus, das Gebiet in »Elsass-Lothringen« einzubeziehen, nämlich im Elsass-Lothringen von 1814–1815. Dadurch, dass der amerikanische Präsident das Jahr »1871« betonte, bestimmte er in Wirklichkeit die äußerste Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, wandte sich gegen das Geheimabkommen und stieß es beiseite.

Nummer 9 tut dasselbe ein bisschen weniger fein gegenüber Italien. »Klar erkennbare Nationalitätenlinien« sind genau das, was die Linien des Vertrages von London nicht sind. Diese Linien stellten zum einen Teil strategische, zum andern Teil wirtschaftliche, zum dritten Teil imperialistische und endlich auch ethnische Linien dar. Der einzige Teil hiervon, der vielleicht die Sympathie der Alliierten erregen konnte, war das eigentliche Italia Irredenta. Alles Übrige verzögerte bloß die drohende jugoslawische Revolte, wie jeder Unterrichtete wusste.

## *5*

Es wäre ein Fehler, anzunehmen, dass der offenbar einhellige Enthusiasmus, der die Vierzehn Punkte begrüßte, Zustimmung zu einem Programm darstellte. Jeder schien etwas zu entdecken, was er gut fand, und so betonte er gerade diesen Gesichtspunkt und gerade jene Einzelheit. Aber niemand wagte darüber zu diskutieren. Die Phrasen, die geprägt wurden von den Konflikten der «zivilisierten» Weltwurden akzeptiert. Sie standen zwar für gegensätzliche Ideen, riefen aber gemeinsame Empfindungen hervor. In dieser Hinsicht spielten sie eine Rolle in der Sammlung der westlichen Völker für die verzweifelten zehn Monate des Krieges, die sie noch durchzustehen hatte.

Solange sich die Vierzehn Punkte mit der nebulösen und glücklichen Zukunft nach diesem Leiden beschäftigten, lagen die wirklichen Interpretationskonflikte noch nicht offen zutage. Sie waren Pläne für die Befriedung einer gänzlich unsichtbaren Umwelt, und weil sie jede einzelne Gruppe mit deren eigenen privaten Hoffnungen inspirierten, flossen alle Hoffnungen zu einer öffentlichen Hoffnung zusammen. Denn die Harmonisierung ist eine Hierarchie von Symbolen, wie wir es an Hughes gesehen haben. Während man die Hierarchie ersteigt, um immer mehr Parteigruppen einzuschließen, kann man wohl eine Zeitlang die emotionale Verbindung halten, obwohl die intellektuelle verlorengeht. Aber selbst die Empfindungen werden schwächer. Je mehr wir uns von der Erfahrung entfernen, desto stärker werden die Verallgemeinerungen oder die Spitzfindigkeiten. Wie wenn wir mit dem Ballon aufsteigen, werfen wir immer mehr konkrete Dinge über Bord. Sobald wir mit einer Phrase wie Menschenrechte oder »für die Demokratie gesicherte Welt« die Gipfelhöhe erreicht haben, blicken wir zwar

in die Ferne, sehen aber sehr wenig. Doch die Menschen, deren Gefühle mitgerissen werden, bleiben nicht passiv. Wie der Appell an die Öffentlichkeit immer mehr alles für alle wird, wie die Gefühlswelt sich regt, während der Inhalt sich zerstreut, so werden den ganz privaten Meinungen universelle Bedeutungen beigelegt. Dringend wünscht man jetzt die Menschenrechte. Denn die Phrase, die immer leerer wird und beinahe alles und jedes bedeuten kann, bedeutet schließlich auch so ziemlich alles. Wilsons Sätze wurden auf unendlich verschiedene Weise in jedem Winkel der Erde verstanden. Kein in Verhandlungen erarbeitetes und öffentlich niedergelegtes Dokument existierte und behob die Verwirrung[4]. Und so erwartete denn jeder alles, als der Tag der Befriedung kam. Die europäischen Verfasser des Friedensvertrages hatten eine große Auswahl. Sie zogen es vor, jene Erwartungen zu verwirklichen, die von denjenigen ihrer Landsleute gehegt wurden, die bei sich zu Hause die größte Macht in den Händen hielten.

Sie stiegen die Hierarchie der Symbole herab, von den Menschenrechten zu den Rechten Frankreichs, Großbritanniens und Italiens. Sie hörten keineswegs auf, die Symbole zu gebrauchen, sondern ließen lediglich diejenigen fallen, die nach dem Kriege nicht auf die Dauer in der Vorstellung ihrer Wähler verwurzelt waren. Sie bewahrten die Einheit Frankreichs durch den Gebrauch des Symboles, wollten aber nichts für die Einheit Europas wagen. Das Symbol Frankreich war tief eingewurzelt, das Symbol Europa besaß erst eine ganz junge Geschichte. Trotzdem ist die Trennung zwischen einem Sammelbegriff wie Europa und einem Symbol wie Frankreich nicht scharf. Die Geschichte der Staaten und Reiche offenbart Zeiten, in denen die Einigungsidee wächst, und andere, in denen sie zusammenschrumpft. Man kann nicht behaupten, dass sich die Menschheit beständig von kleineren Staatsgebilden zu größeren hinbewegt, weil die

Tatsachen diese Behauptung nicht hinreichend beweisen. Das Römische Reich und das Heilige Römische Reich weiteten sich stärker aus als jene nationalen Einigungsbewegungen des 19. Jahrhunderts, welche die Verfechter eines Weltstaates aus Analogiegründen zum Beweis heranziehen. Trotzdem stimmt es wahrscheinlich, dass die reale Integration ungeachtet des zeitweiligen Auf- und Abstieges von Reichen anwächst.

## *6*

Eine derartige reale Integration hat sich zweifellos in der amerikanischen Geschichte ereignet. Im Jahrzehnt vor 1789 hatten anscheinend viele Menschen das Gefühl, dass ihr Staat und ihre Gemeinschaft wirklich bestanden, dass aber der Bundesstaat noch unwirklich war. Die Idee des Staates, seiner Flagge, seiner bekanntesten Politiker oder was sonst Massachusetts oder Virginia repräsentierte, waren echte Symbole. Das heißt, sie wurden durch aktuelle Erfahrungen aus der Kindheit, im Beruf, am Wohnort und sonst wo genährt. Die Erfahrung der Menschen war über die Vorstellungsgrenzen ihrer Staaten selten hinausgegangen. Das Attribut »aus Virginia« umfasste so ziemlich alles, was die meisten Einwohner von Virginia jemals gekannt oder gefühlt hatten. Es war die zu ihrer Zeit umfangreichste politische Idee, die noch in Berührung mit ihrer Erfahrung stand.

Mit ihrer Erfahrung, nicht mit ihren Bedürfnissen. Denn die letzteren erwuchsen aus ihrer realen Umwelt, die damals bereits zumindest ebenso groß war wie die dreizehn Kolonien. Sie brauchten eine gemeinsame Verteidigung. Sie brauchten eine finanzielle und wirtschaftliche Führung von der Ausdehnung der

Konföderation. Aber solange die Pseudoumwelt des Einzelstaates sie gefangen hielt, erschöpften die Symbole des Bundesstaates das politische Interesse. Eine zwischenstaatliche Idee wie die der Konföderation stellte eine kraftlose Abstraktion dar. Es war mehr ein Sammelbegriff als ein Symbol, und die »Einheit« zwischen divergenten Gruppen, die den Sammelbegriff bewirkt, hat vorübergehenden Charakter.

Ich habe behauptet, dass die Idee der Konföderation eine kraftlose Abstraktion war. Doch bestand das Bedürfnis nach Einheit schon in dem Jahrzehnt vor der Annahme der Verfassung, nämlich in dem Sinne, dass die Angelegenheiten nicht gut gingen, wenn nicht das Bedürfnis nach Einheit in Rechnung gestellt wurde. Allmählich begannen gewisse Schichten in jeder Kolonie aus der partikularen Staatserfahrung auszubrechen. Ihre persönlichen Interessen führten sie über die Staatsgrenzen hinaus zu zwischen- und überstaatlichen Erfahrungen. Allmählich baute sich in ihrem Geiste ein Bild des amerikanischen Gebiets auf, das wirklich national an Weite war. Die Idee der Föderation wurde für sie ein echtes Symbol und hörte auf, ein bloßer Sammelbegriff zu sein.

Der einfallsreichste dieser Leute war Alexander Hamilton. Zufällig hatte er keine ursprüngliche Bindung an irgendeinen Staat, weil er auf den Westindischen Inseln geboren und vom ersten Augenblick seines tätigen Lebens mit den gemeinsamen Interessen aller Staaten verbunden gewesen war. So war den meisten Zeitgenossen die Frage, ob die Hauptstadt in Virginia oder in Philadelphia liegen sollte, von größter Wichtigkeit, da sie in ihrem Denken nur vom lokalen Interesse ausgingen. In Hamilton erregte diese Frage keine Gefühlswallungen. Er wünschte lediglich die Übernahme der Staatsschulden, weil sie die geplante Union weiter zu einer Nation zusammenschmieden würden. Gern tauschte er daher den Standort des Kapitols gegen

zwei erforderliche Stimmen von Männern ein, die den Potomac-Bezirk vertraten. Für Hamilton war die Union ein Symbol, das alle seine Interessen und seine ganze Erfahrung repräsentierte. Für White und Lee vom Potomac war jedoch das Symbol ihrer Provinz das höchste politische Wesen, dem sie dienten, und zwar obwohl sie es verabscheuten, den Preis dafür zu bezahlen. Nach Jefferson waren sie zwar bereit, ihr Votum zu ändern. »White drehte sich jedoch der Magen krampfartig um«.[5]

Beim Schmieden eines gemeinsamen Willens ist immer ein Alexander Hamilton am Werke.

# Ja oder nein

## *1*

Symbole sind oft so nützlich und so geheimnisvoll mächtig, dass schon das Wort allein einen magischen Zauber ausstrahlt. Wenn man an Symbole denkt, ist man versucht, sie sich voller unabhängiger Energie vorzustellen. Doch locken viele Symbole, die einst Begeisterungsstürme hervorgerufen haben, heute niemanden mehr hinterm Ofen hervor. Die Museen und die volkskundlichen Werke sind voller toter Embleme und Zauberformeln, denn das Symbol hat nur die Kraft, die es im menschlichen Geist durch Assoziation gewinnt. Die Symbole, die ihre Macht verloren haben, und die Symbole, die zwar unaufhörlich angeboten werden, aber keine Wurzeln fassen, zeigt uns eine geduldige und detaillierte Untersuchung ihrer Zirkulation, dass wir eine völlig säkulare Geschichte vor uns haben.

Hughes verwendete Symbole bei seiner Wahlrede, Wilson bei den Vierzehn Punkten und Hamilton bei seinem Plan. Sie benutzten sie jedoch bei einer bestimmten Gelegenheit. Die Wörter allein kristallisieren jedoch noch kein ungefähres Gefühl. Sie müssen von Menschen gesagt werden, die an strategisch günstigem Platz stehen, und sie müssen im richtigen Augenblick gesagt werden, sonst sind sie in den Wind gesprochen. Die Symbole müssen bestimmte Kennzeichen tragen. Denn an sich besagen sie gar nichts, und die Auswahl zwischen den möglichen Symbolen ist stets so groß, dass wir – wie der Esel, der gleich weit von zwei Heuballen entfernt ist – vor lauter Unentschlossenheit

zwischen den Symbolen verloren wären, die unsere Aufmerksamkeit zu erregen suchen. Hier liegen zum Beispiel die Gründe für die Wahlentscheidung gewisser Privatpersonen, die diese kurz vor der Präsidentenwahl von 1920 gegenüber einer Zeitung folgendermaßen ausgedrückt haben:

Für Harding:

> »Die Nachwelt wird die Patrioten und Patriotinnen unserer Zeit, die Harding und Coolidge ihre Stimme geben, als Menschen feiern, die unsere zweite Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet haben.« Mr. Wilmot, Erfinder

> »Er wird aufpassen, dass sich die Vereinigten Staaten nicht in Bündnisse verwickeln. Washington als Stadt wird davon profitieren, wenn die Regierungsmacht von den Demokraten auf die Republikaner übergeht.«Mr. Clarence, Kaufmann

Für Cox:

> »Das Volk der Vereinigten Staaten sieht ein, dass wir auf den Schlachtfeldern Frankreichs die Verpflichtung übernommen haben, dem Völkerbund beizutreten. Wir müssen unseren Teil an der Last auf uns nehmen und überall in der Welt den Frieden durchsetzen.« Miss Marie, Stenografin

> »Wir würden unsere Selbstachtung und die Achtung anderer Nationen verlieren, wenn wir nicht dem Völkerbund beiträten, um den internationalen Frieden zu gewinnen.«Mr. Spencer, Statistiker

Die beiden Satzreihen sind gleich tadelsfrei, gleich wahr und fast umkehrbar. Hätten etwa Clarence und Wilmot auch nur einen Augenblick lang zugegeben, dass sie ihre Verpflichtung nicht übernehmen wollten, die sie auf den Schlachtfeldern Frankreichs eingegangen waren? Oder würden sie nicht den internationalen Frieden wünschen? Ganz sicher nicht. Würden ihrerseits Marie und Spencer zugegeben haben, dass sie die Verwicklung in Bündnisse begünstigten oder das Aufgeben der amerikanischen

Unabhängigkeit? Sie würden einem vorgestellt haben, dass der Völkerbund, nach den Worten Präsident Wilsons, ein »Bündnis ohne Verwicklungen« sei, eine Unabhängigkeitserklärung für die ganze Welt und außerdem eine Monroedoktrin für unseren Planeten.

## *2*

Wie kann nun ein besonderes Symbol im Kopfe eines Menschen Wurzeln fassen angesichts der Tatsache, dass das Angebot an Symbolen so reichhaltig und ihre Sinngebung so elastisch ist? Es wird von einem anderen menschlichen Wesen eingepflanzt, das wir als Autorität anerkennen. Wenn es tief genug sitzt, nennen wir vielleicht die Person, die uns dieses Symbol nahebringt, eine Autorität. Zunächst aber sind uns Symbole sympathisch und wichtig, weil sie uns von sympathischen und bedeutenden Menschen nahegebracht werden.

In der Kindheit sind wir noch hinsichtlich unserer Kontakte von älteren Wesen abhängig. Und so knüpfen wir unsere Beziehungen mit der Außenwelt über gewisse geliebte und autoritäre Persönlichkeiten. Sie bilden die erste Brücke zur unsichtbaren Welt. Und obwohl wir allmählich viele Phasen dieser weiteren Umwelt für uns erobern, bleibt doch stets eine noch ausgedehntere unbekannt. Zu dieser ferneren Umwelt treten wir durch Autoritäten in Beziehung. Wo alle Fakten außerhalb unserer konkreten Wahrnehmung liegen, klingen ein wahrer Bericht und ein verständlicher Irrtum ähnlich, lesen sich ähnlich, fühlen sich ähnlich an. Außer bei wenigen Themen, wo unser Spezialwissen groß ist, können wir nicht zwischen wahren und falschen Berichten unterscheiden. Deshalb wählen wir zwischen

vertrauenswürdigen und unzuverlässigen Berichterstattern.[6]

Theoretisch sollten wir auf jedem Gebiet den erfahrensten Fachmann wählen. Die Wahl eines Fachmannes ist nun zwar viel leichter als die Erkenntnis der Wahrheit, doch ist sie noch immer zu schwierig und undurchführbar. Die Fachleute selbst sind überdies unter sich keineswegs darin einig, wer von ihnen der Erfahrenste ist. Und außerdem ist der Fachmann, selbst wenn wir ihn zu finden vermögen, aller Wahrscheinlichkeit nach viel zu beschäftigt, als dass man ihn zu Rate ziehen könnte, oder man kommt überhaupt nicht an ihn heran. Es gibt aber Leute, mit denen wir ziemlich leicht in Berührung kommen können, eben weil sie an der Spitze von Institutionen stehen. Eltern, Lehrer und gebieterisch veranlagte Freunde sind die ersten Menschen dieser Art, denen wir begegnen. Wir brauchen uns nicht mit der schwierigen Frage zu befassen, warum Kinder einem Elternteil mehr als dem anderen vertrauen oder warum dem Geschichtslehrer mehr als dem Sonntagsschullehrer. Auch nicht mit der Frage, warum sich das Vertrauen durch eine Zeitung oder einen Bekannten, der sich für öffentliche Dinge interessiert, allmählich auf Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens überträgt. Die Literatur zur Psychoanalyse ist reich an hypothetischen Hinweisen zu dieser Frage.

Jedenfalls haben wir Vertrauen zu gewissen Personen, die unser Bindeglied zu nahezu dem gesamten Bereich der unbekannten Dinge darstellen. Seltsamerweise wird diese Tatsache manchmal als unserer inneren Natur unwürdig, als Beweis für unsere Schafs- oder Affennatur betrachtet. Doch ist völlige Unabhängigkeit in dieser Welt einfach undenkbar. Wenn wir nicht praktisch alles als sicher annehmen könnten, würden wir unser Leben mit äußeren Nebensächlichkeiten verbringen. Ein Eremit kommt einem völlig unabhängigen Erwachsenen sehr nahe, und doch ist der Wirkungsbereich eines Eremiten sehr

klein. Da er ganz auf sich selbst gestellt ist, kann er nur innerhalb eines winzigen Umkreises und auf einfache Ziele hin handeln. Sollte er Zeit haben, große Gedanken zu wälzen, können wir mit Sicherheit annehmen, dass er bereits vor seinem Entschluss, ein Eremitendasein zu führen, ein ganzes Repertorium von mühsam erworbenen Informationen darüber,, wie man sich warmhält, wie man sich vor Hunger bewahrt und auch wie die bedeutenden Fragen überhaupt lauten, fraglos akzeptiert hat.

Abgesehen von sehr wenigen Gegenständen, und auch bei diesen nur für kurze Zeit, können wir in unserem Leben eine äußerste Grenze der Unabhängigkeit nur dadurch erreichen, dass wir die Autoritäten vermehren, denen wir freundliches Gehör schenken. Als geborene Amateure können wir auf unserer Suche nach Wahrheit lediglich Experten aufstöbern und ihnen eine Antwort auf jede Ketzerei, die den Anflug von Überzeugung besitzt, abzwingen. Bei einer solchen Debatte können wir zwar oft sagen, wer den dialektischen Sieg davongetragen hat, aber wir sind einer etwaigen falschen Prämisse faktisch ausgeliefert, die keiner der Beteiligten heraufbeschworen hat, oder einem vernachlässigten Aspekt, den niemand von ihnen in die Debatte geworfen hat. Wir werden später sehen, wie die Theorie der Demokraten von der umgekehrten Behauptung ausgeht und für die Ziele der Regierung einen unbegrenzten Nachschub von eigenständigen Individuen voraussetzt. Die Menschen, von denen wir hinsichtlich unserer Berührung mit der Außenwelt abhängig sind, scheinen diese auch in Bewegung zu halten[7]. Sie halten jedoch vielleicht nur einen sehr kleinen Teil der Welt in Bewegung. Die Kinderschwester füttert das Kind, badet es und bringt es ins Bett. Diese Handlung macht aus der Schwester noch keine Autorität der Physik, der Zoologie und der höheren Kritik. Mr. Smith leitet die Fabrik oder stellt zumindest den Mann an, der sie leitet. Das macht ihn weder zu einer Autorität für die

Verfassung der USA noch für die Wirkungen des Fordney-Tarifes. Mr. Smoots führt die Republikanische Partei des Staates Utah. Diese Tatsache als solche beweist noch nicht, dass er der beste Bearbeiter von Steuerfragen ist. Aber die Kinderschwester vermag immerhin eine Zeitlang zu bestimmen, welche Art Zoologie das Kind lernen soll. Mr. Smith wird viel darüber zu sagen haben, was die Verfassung für seine Frau bedeuten soll, oder für seine Sekretärin und vielleicht auch für seinen Pfarrer; und wer soll die Grenzen von Senator Smoots' Autorität festlegen?

Der Priester, der Grundbesitzer, die Industriellen und die Könige, die Parteiführer, der Kaufmann, der Boss – gleichgültig, wie diese Männer für ihren Posten auserwählt wurden, durch Geburt, Erbschaft, Eroberung oder Wahl –, sie alle und ihr organisiertes Gefolge verwalten und bestimmen menschliche Angelegenheiten. Sie sind die Gewaltenträger, und wenn jemand zu Hause Feldmarschall sein kann, Oberleutnant im Büro und armseliger Gemeiner in der Politik und wenn in vielen Institutionen die Rangordnungen unbestimmt oder verborgen sind, so existiert doch in jeder derartigen Einrichtung, die die Zusammenarbeit von vielen Personen erfordert, eine solche Hierarchie.[8] In der amerikanischen Politik nennen wir sie einen »Apparat« oder »die Organisation«.

## *3*

Es gibt eine Reihe von wichtigen Unterscheidungen zwischen den Mitgliedern des »Apparates« und der Gefolgschaft. Die Politiker, die Steuerungsausschüsse und der innere Kreis stehen in direktem Kontakt mit ihrer Umwelt. Sie können zwar eine sehr

begrenzte Vorstellung von der Definition ihrer Umwelt haben, aber sie befassen sich fast gar nicht mit Abstraktionen. Dazu gehören einzelne Menschen, die gewählt zu werden hoffen, einzelne Handelsbilanzen, die man zu verbessern wünscht, konkrete Ziele, die erreicht werden müssen. Ich will nicht sagen, dass diese Leute dem menschlichen Hang zur stereotypisierten Sicht der Dinge entgehen. Ihre Stereotypen machen oft lächerlich wirkende Routiniers aus ihnen. Gleichgültig, wie ihre Begrenzungen aussehen mögen, die Chefs sind jedenfalls in ständigem Kontakt mit einem der Kernprobleme jener weiteren Umwelt. Sie entscheiden darüber. Sie geben Befehle. Sie verhandeln. Und etwas Bestimmtes geschieht tatsächlich – vielleicht überhaupt nicht einmal das, was sie sich vorgestellt hatten. Ihre Untergebenen sind nicht durch eine gemeinsame Überzeugung an sie gebunden. Das heißt, die Mitglieder eines Apparates, die von geringerer Bedeutung sind, bekunden ihre Treue nicht nach einem unabhängigen Urteil über die Weisheit der politischen Führer. In der Hierarchie hängt jeder von einem Oberen ab und ist seinerseits Vorgesetzter einer Gruppe von Abhängigen. Ein System von Vorrechten hält den Apparat zusammen. Die Privilegien sind je nach den Möglichkeiten und dem Geschmack derjenigen verschieden, die sie erstreben, von der Vetternwirtschaft und der Patronage in allen ihren Erscheinungen bis zur Stammeszugehörigkeit, Heldenverehrung oder zu einer fixen Idee. Sie variieren vom militärischen Rang in den Armeen über das Lehnswesen im feudalen System bis zur Postenverteilung und Publizität in einer modernen Demokratie. Deshalb kann man einen speziellen Apparat beseitigen, indem man seine Privilegien abschafft. Der Apparat wird nach meiner Meinung jedoch in jeder zusammenhängenden Gruppe wiederaufleben. Denn das Vorrecht ist völlig relativ, und Gleichheit der Menschen ist eine Unmöglichkeit. Man stelle sich

den denkbar absolutesten Kommunismus vor, bei dem niemand etwas besitzt, was nicht auch jeder andere besitzt; trotzdem dürfte nach meiner Überzeugung das bloße Vergnügen, Freund des Mannes zu sein, der die Rede hält, welche die meisten Stimmen auf sich vereint, wenn die kommunistische Gruppe irgendeine Aktion unternimmt, genügen, um eine Organisation von Eingeweihten um seine Person herum zu kristallisieren.

Es ist daher gar nicht notwendig, eine kollektive Vernunft zu erfinden, um die Tatsache zu erklären, dass die Urteile einer Gruppe gewöhnlich stärker Zusammenhängen und oft eher der Form entsprechen als die Bemerkungen des Mannes von der Straße. Ein einzelner Kopf oder einige Menschen können eine Gedankenreihe verfolgen, aber eine Gruppe, die gemeinsam zu denken versucht, kann als Gruppe wenig mehr tun als zustimmen oder ablehnen. Die Angehörigen einer Hierarchie können eine gemeinsame Tradition haben. Als Lehrlinge lernen sie bereits das Handwerk von den Meistern, die es ihrerseits als Lehrlinge gelernt haben, und in jeder Gesellschaft, die von Dauer ist, wechselt das Personal innerhalb der regierenden Hierarchien so wenig, dass es die Übermittlung von gewissen starken Stereotypen und Verhaltensmustern gestattet. Der Vater lehrt den Sohn, der Prälat den Novizen, der Veteran den Kadetten gewisse Weisen des Sehens und Handelns. Diese Sehweisen werden den Menschen vertraut und von der Masse der Außenstehenden anerkannt.

## *4*

Allein schon die Entfernung verleiht der Ansicht Anziehungskraft, dass die Massen menschlicher Wesen stets in einer schwierigen

Angelegenheit zusammenarbeiten, ohne dass ein Zentralapparat eingeschaltet ist, der von sehr wenigen Personen gesteuert wird. »Niemand«, so sagt Bryce,[9] »kann einige Jahre Erfahrung in der Führung der Angelegenheiten in einer gesetzgebenden Körperschaft oder in der Regierung haben, ohne zu bemerken, wie sehr klein die Zahl der Personen ist, die die Welt regieren.« Er spricht hier natürlich von den Staatsangelegenheiten. Selbstverständlich ist die Zahl der Regierenden groß, wenn man alle öffentlichen Angelegenheiten der Menschheit in Betracht zieht. Wenn man aber eine besondere Institution betrachtet, etwa eine gesetzgebende Körperschaft, eine Partei, eine Gewerkschaft, eine nationalistische Bewegung, eine Fabrik oder einen Klub, dann umfasst die Zahl der wirklich Leitenden nur einen kleinen Prozentsatz derjenigen, die theoretisch zur Leitung beschäftigt sind.

Ein Apparat kann von einem politischen Erdrutsch beiseitegeschoben und durch einen anderen ersetzt werden. Revolutionen schaffen manchmal einen besonderen Apparat überhaupt ab.

Die demokratische Revolution errichtete zwei einander abwechselnde Apparate, deren jeder im Laufe von einigen Jahren seinen Vorteil aus den Fehlern des anderen zieht. Aber nirgendwo verschwindet der Apparat. Nirgendwo auch ist die idyllische Theorie der Demokratie verwirklicht. Zweifellos nicht bei den Gewerkschaften, weder in den sozialistischen Parteien noch in kommunistischen Regierungen. Auch dort gibt es einen inneren Kreis, den konzentrische Kreise umgeben, die sich allmählich in die desinteressierte oder uninteressierte Anhängerschaft verlieren.

Die Demokraten haben sich niemals mit diesem Gemeinplatz des Gruppendaseins abgefunden. Sie haben ihn stets als unnatürlich betrachtet. Denn es gibt zwei Anschauungen von der

Demokratie: die eine setzt das eigenständige Individuum voraus, die andere eine Überseele, die alles reguliert. Von den beiden hat die Überseele einen gewissen Vorteil, weil sie wenigstens anerkennt, dass die Masse Entscheidungen trifft, die nicht spontan in der Brust eines jeden entstehen. Als leitender Genius im Kollektivverhalten ist die Überseele jedoch ein überflüssiges Geheimnis, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf den Apparat richten. Der Apparat ist eine ganz prosaische Angelegenheit. Er besteht aus Menschen, die Kleider tragen und in Häusern leben, die einen Namen haben und beschrieben werden können. Sie erfüllen alle die Pflichten, die gewöhnlich der Überseele zugeschrieben werden.

## *5*

Dass ein Apparat besteht, ist nicht etwa in der wunderlichen Eigenart des Menschen begründet. Der Grund ist vielmehr darin zu sehen, dass sich aus den privaten Anschauungen einer Gruppe von Menschen keine gemeinsame Idee von selbst herauskristallisiert. Denn die Möglichkeiten sind begrenzt, bei denen eine Anzahl von Menschen direkt auf eine Situation außerhalb ihrer Reichweite einwirken kann. Einzelne können zwar in der einen oder anderen Weise abwandern, sie können streiken oder einen Boykott ausüben, sie können Beifall spenden oder ihrem Missfallen Ausdruck geben. Mit Hilfe dieser Mittel können sie gelegentlich dem widerstehen, was sie nicht mögen, oder einen Zwang auf diejenigen ausüben, die ihren Wünschen entgegenstehen. Doch kann durch Massenaktionen nichts aufgebaut, geplant, ausgehandelt oder regiert werden. Eine so beschaffene Öffentlichkeit, die keine organisierte Hierarchie

besitzt, um die sie sich scharen kann, lehnt vielleicht ab, Waren zu kaufen, wenn die Preise zu hoch sind, oder sie weigert sich zu arbeiten, wenn die Löhne zu niedrig sind. Eine Gewerkschaft kann in einem Streik durch Massenaktion eine Opposition niederzwingen, so dass die Gewerkschaftsfunktionäre ein neues Übereinkommen aushandeln können. Sie kann zum Beispiel das *Recht* zu gemeinsamer Kontrolle erwerben. Sie kann jedoch das Recht nicht ausüben, wenn es keine Organisation gibt. Ein Volk kann nach einem Krieg trachten, sobald es jedoch einen anfängt, muss es sich unter die Befehle eines Generalstabes beugen. Für alle praktischen Zwecke liegt die Grenze einer direkten Aktion in der Fähigkeit, ja oder nein zu einer Frage zu sagen, die der Masse vorgelegt wird.[10] Denn nur in den einfachsten Fällen präsentiert sich ein Problem in der gleichen Form von selbst und fast gleichzeitig allen, die am öffentlichen Leben teilhaben. Es gibt unorganisierte Streiks und Boykotts, und nicht nur im Bereich der Industrie; dort liegt dann der Stein des Anstoßes so offen zutage, dass viele Menschen dieselbe Reaktion zeigen, ohne geführt zu werden. Aber selbst bei diesen rudimentären Fällen gibt es Personen, die schneller als die anderen wissen, was sie tun wollen, und die unversehens zu Rädelsführern werden. Wo sie nicht auftreten, wird sich eine Menschenmenge, die von allen ihren privaten Zielen richtungslos bedrängt wird, im Kreise drehen oder fatalistisch abwarten, wie es kürzlich der Fall war, als fünfzig Menschen zusahen, wie ein Mann Selbstmord beging.

Wir konstruieren nämlich aus den meisten Eindrücken, die wir aus der unsichtbaren Welt empfangen, eine Art Tagtraumpantomime. Nur selten entscheiden wir mit Bewusstsein Vorgänge, die sich außerhalb unserer konkreten Wahrnehmung abspielen, und jeder Mensch hat nur eine schwache Vorstellung davon, was er erreichen könnte, wenn er es versuchte. Selten liegt ein praktisches Problem vor, und

deshalb ist der Mensch auch nicht zu entscheiden gewohnt. Diese Tatsache wäre uns augenfälliger, trügen nicht die meisten uns erreichenden Informationen zugleich Anregungen mit sich, die uns nahelegen, wie wir die Nachrichten aufnehmen sollen. Wir brauchen diese Anregungen, und wenn wir sie nicht vorfinden, wenden wir uns an die Leitartikler oder einen vertrauenswürdigen Berater. Der Tagtraum erscheint uns, sofern wir uns von ihm betroffen fühlen, als unangenehm bis zu dem Augenblick, in dem wir wissen, wo unser eigener Standort ist, das heißt, bis die Tatsachen formuliert sind, so dass wir ja oder nein zu ihnen sagen können.

Wenn von einer Reihe von Leuten alle ja sagen, können sie die verschiedensten Gründe dafür haben. Gewöhnlich verhält sich das auch so. Denn Bilder in ihrem Kopf sind in subtiler und persönlicher Weise verschieden, wie wir bereits gesehen haben. Diese Subtilität bleibt jedoch in ihrem Gedächtnis erhalten; sie spiegelt sich im öffentlichen Leben durch eine Reihe von symbolischen Sätzen wider, die das individuelle Gefühl enthalten, aus dem der größte Teil der Intention aber entfernt ist. Die Hierarchie oder zwei Hierarchien, wenn es sich um eine Konkurrenz handelt, verbinden die Symbole mit einer bestimmten Handlung, etwa einer Ja- oder Nein-Entscheidung, einem Pro und Kontra. Dann werden Smith, der gegen den Völkerbund, und Jones, der gegen den Artikel X, und Brown, der gegen Wilson eingestellt war, jeder aus eigenen Gründen, aber im Namen mehr oder weniger desselben symbolischen Schlagwortes *gegen* die Demokraten stimmen, indem sie die Republikaner wählen. So wurde einem gemeinsamen Willen Ausdruck verliehen.

Etwas Konkretes musste zur Wahl gestellt werden, und diese Wahl musste durch Übertragung des Interesses über die Symbole mit der individuellen Meinung in Verbindung gebracht

werden. Die Berufspolitiker haben das schon lange vor den demokratischen Philosophen gewusst. Und daher haben sie die Vorwahl, den Nominierungskonvent und den politischen Steuerungsausschuss geschaffen, als Mittel zur Formulierung einer bestimmten Wahl. Jeder, der etwas zu erreichen sucht, das die Zusammenarbeit einer großen Anzahl von Menschen erfordert, folgt ihrem Beispiel. Manchmal geschieht es in ziemlich brutaler Weise, etwa als die Friedenskonferenz sich zum Rat der Zehn reduzierte und der Rat der Zehn zu den Großen Drei oder Vier; man schrieb einen Vertrag nieder, den die kleineren Alliierten, ihre eigene Wählerschaft und der Feind nur annehmen oder ablehnen konnten. Im Allgemeinen ist jedoch mehr gegenseitige Beratung möglich und wünschenswert. Aber es bleibt die wesentliche Tatsache, dass eine kleine Zahl von Köpfen einer großen Gruppe eine Auswahl vorlegt.

## *6*

Die Missbräuche des politischen Steuerungsausschusses haben zu verschiedenen Vorschlägen wie Initiativrecht, Volksentscheid und direkter Vorwahl geführt. Diese Erscheinungen haben jedoch das Bedürfnis nach einem Apparat lediglich verschoben oder verzerrt, indem sie die Wahl, oder wie H.G. Wells einmal pointiert sagte, die Selektion, verkomplizieren. Denn noch so viele Abstimmungen können es nicht verhindern, dass eine echte Entscheidungsfrage notwendig ist – sei es zu einer Maßnahme oder einem Kandidaten –, bei der die Wähler ja oder nein sagen können. So etwas wie eine «direkte Gesetzgebung» existiert tatsächlich nicht. Denn was geschieht dort, wo man sie vorhanden glaubt? Der Staatsbürger geht zur Wahlurne,

empfängt einen Wahlzettel, auf dem eine Reihe von Maßnahmen – fast immer in abgekürzter Form – aufgedruckt ist, und wenn er überhaupt etwas sagt, dann ist es ja oder nein. Er mag den glänzendsten Gesetzesnachtrag in der Welt vor sich sehen; er sagt ja oder nein dazu und nichts weiter. Man muss der englischen Sprache schon Gewalt antun, wenn man das Gesetzgebung nennt. Selbstverständlich behaupte ich nicht, dass daran nichts Gutes sei, gleichgültig, wie man den Vorgang bezeichnet. Gewisse Arten von Fragestellungen haben einen positiven Charakter. Dass aber die Einfachheit einer Massenentscheidung sich als notwendig erweist, ist eine sehr wichtige Tatsache, wenn man die unvermeidliche Komplexität der Welt betrachtet, in der solche Entscheidungen ihre Wirkungen haben. Die komplizierteste Form der Wahl, die man vorschlagen kann, ist vermutlich das Vorzugswahlsystem. Bei diesem Wahlsystem bestimmt der Wähler unter einer Reihe von Kandidaten die Reihenfolge seiner Wahl – anstatt, dass er zu dem Kandidaten ja und zu allen anderen nein sagt. Und obwohl dieses System sehr viel flexibler als andere ist[11] hängt auch hier die Handlung der Masse von der Qualität der Auswahlmöglichkeiten ab, die dem Wähler geboten werden, Und diese Auswahlmöglichkeiten werden von den inneren Zirkeln angeboten, die unermüdlich mit Petitionen umherschwirren und die Delegierten zusammentrommeln. Die vielen können dann wählen, wenn die wenigen ihre Kandidaten nominiert haben.

# Führer und Gefolgschaft

## *1*

Kein erfolgreicher Politiker war je zu beschäftigt, um nicht die Symbole zu pflegen, die seine Anhänger zusammenhalten. Die Symbole sind nämlich von eminent praktischer Bedeutung. Was die Vorrechte innerhalb der Hierarchie bewirken, leisten die Symbole in der Gefolgschaft. Sie bewahren die Einheit. Vom Totempfahl bis zur Nationalflagge, vom hölzernen Idol bis zu Gott, dem unsichtbaren König, vom Zauberwort bis zur verwässerten Version eines Adam Smith oder eines Bentham sind die Symbole von den Führern stets hochgehalten worden, weil sie Brennpunkte waren, an denen die Unterschiede verschmolzen; freilich glaubten viele dieser Führer selbst nicht daran. Der distanzierte Beobachter ärgert sich über das »Sternenbanner«-Ritual, das das Symbol umhegt, vielleicht ebenso sehr wie der König, der zu sich selber sagte, Paris sei eine Messe wert. Aber der politische Führer weiß aus Erfahrung, dass er nur dann ein Werkzeug in die Hand bekommt, mit dem er eine Menschenmenge in Bewegung setzen kann, wenn die Symbole ihre Arbeit getan haben. Im Symbol entlädt sich das Gefühl in Richtung eines gemeinsamen Ziels, und es löscht die Abneigung gegen echte Ideale aus. Kein Wunder also, dass besagte politische Figur die, nach ihr, »destruktive Kritik« hasst, die von Freigeistern manchmal die »Abschaffung von Humbug« genannt wird. »Vor allen Dingen müssen wir«, so sagt Bagehot, »unser Königtum verehren, und wenn man anfängt, darin herumzustochern, kann man es nicht verehren.«[12] Denn mit

klaren Definitionen und unschuldigen Feststellungen in etwas herumzustochern dient allen hohen Zwecken, die der Mensch kennt, nur nicht der einfachen Erhaltung eines gemeinsamen Willens. Jeder verantwortliche Führer hat den Verdacht, dass das Herumstochern dazu dient, die Übertragung der Emotion vom Individuum auf das institutionelle Symbol zu unterbrechen. Wie er richtig bemerkt, sind chaotischer Individualismus und sich bekriegende Sekten die ersten Folgen. Das Zerbröckeln eines Symbols, etwa des Heiligen Russland oder des Eisernen Diaz, ist stets der Anfang einer langandauernden Umwälzung.

Im übertragenen Sinne besitzen diese großen Symbole minutiöse Gefühle der Zugehörigkeit einer alten und stereotypisierten Gesellschaft in sich. Sie rufen die Empfindungen wach, die jeder Mensch für seine Landschaft, für seine Möbel, die Gesichter und seine Erinnerungen hat, die seine erste, und in einer statischen Gesellschaft seine einzige, Wirklichkeit darstellen. Dieser Kern von Bildern und Zuneigungen, ohne die er sich selber nicht vorstellen kann, ist das Nationalgefühl. Die großen Symbole nehmen diese Zuneigungen in sich auf und können sie erregen, ohne dass sie die ursprünglichen Bilder mit heraufbeschwören. Die kleineren Symbole der öffentlichen Diskussion und das beiläufigere Gespräch über Politik haben stets auf diese Protosymbole zurückgegriffen und haben sich damit möglichst verbunden. Die Frage des angemessenen Fahrpreises für eine städtische Untergrundbahn wird als entscheidende Frage zwischen Volk und den Interessensvertretern zum Symbol stilisiert, und dann wird das Volk in das Symbol »amerikanisch« eingebaut, so dass schließlich in der Hitze des Gefechtes ein Fahrpreis von acht Cent »unamerikanisch« wird. Die Revolutionsväter wären dafür gestorben, ihn zu verhindern. Lincoln hätte dafür gelitten, dass dieser Preis nicht durchging, der Widerstand dagegen wäre im

Tod derjenigen impliziert, die in Frankreich ruhen.

Wegen seiner Fähigkeit, das Gefühl aus bestimmten Ideen herauszusaugen, ist das Symbol sowohl ein Mechanismus der Solidarität wie ein Mechanismus der Ausbeutung. Es gestattet den Menschen, für ein gemeinsames Ziel zu arbeiten. Aber gerade weil einige wenige, die sich in strategisch günstiger Position befinden, die Auswahl über konkrete Objekte treffen müssen, ist das Symbol auch ein Werkzeug, mit dessen Hilfe einige sich an vielen mästen, die Kritik ablenken und die Menschen dazu verführen können, sich für Dinge aufzuopfern, die sie nicht verstehen.

Viele Aspekte unserer Abhängigkeit von den Symbolen sind nicht schmeichelhaft für uns, wenn wir uns für realistische, eigenständige und unabhängige Persönlichkeiten halten. Doch ist es unmöglich, daraus zu schließen, dass Symbole ganz und gar Werkzeuge des Teufels sind. Im Bereich der Wissenschaft und des Geistigen sind sie zweifellos die pure Verführung. In der praktischen Welt hingegen können sie Gutes bewirken, und manchmal sind sie sogar notwendig. Wir bilden uns freilich die Notwendigkeit oft ein, und beschwören damit die Gefahr. Wenn jedoch schnelle Resultate erforderlich sind, kann die Manipulation der Masse durch Symbole das einzige effiziente Mittel sein, um eine brenzlige Situation zu meistern. Es ist oft wichtiger, zu handeln als zu begreifen. Es erweist sich manchmal als wahr, dass eine Aktion misslingen würde wenn sie jedermann begriffe. Es gibt viele Dinge, die nicht erst auf einen Volksentscheid warten können oder keine Publizität vertragen. Es gibt Zeiten – zum Beispiel während eines Krieges –, wo eine Nation, eine Armee und selbst ihre Befehlshaber das strategische Vorgehen nur sehr wenigen Köpfen anvertrauen dürfen; wo zwei entgegengesetzte Meinungen, auch wenn die eine zufällig richtig sein sollte, gefährlicher sind als eine einzige falsche Meinung. Die

falsche Anschauung erzielt vielleicht schlechte Ergebnisse, aber die zwei Ansichten können durch Zerstörung der Einheit die Katastrophe zur Folge haben.[13]

So hielten Foch und Sir Henry Wilson, der die Katastrophe voraussah, die infolge der geteilten und zerstreuten Reserven gegen Goughs Armee herannahte, trotzdem ihre geteilten Meinungen im Innern eines kleinen Kreises von Eingeweihten zurück, wussten sie doch, dass selbst die Gefahr einer vernichtenden Niederlage bestimmt weniger zersetzend wirken würde als eine erregte Diskussion in den Zeitungen. Denn bei einer derartigen Angespanntheit der Lage, wie sie im März 1918 herrschte, ist die Richtigkeit einer einzelnen Bewegung von geringerer Bedeutung als die ungebrochene Erwartung des Volkes gegenüber der Kommandospitze. Wäre Foch »unters Volk gegangen«, hätte er vielleicht die Diskussion für sich buchen können, aber lange vor diesem Sieg hätten sich die Armeen aufgelöst, die er kommandieren sollte. Denn das Schauspiel eines Streites im Olymp ist zwar unterhaltend, wirkt aber zersetzend.

Verderblich wirkt jedoch auch eine Verschwörung des Schweigens. Captain Wright bemerkt hierzu: »Im Oberkommando und nicht an der Front wird die Kunst der Tarnung am meisten geübt und erreicht hohe Grade. Alle Chefs überall in der Welt werden heute von der geschäftigen Feder zahlloser Publizisten so geschildert, dass sie aus der Entfernung für Napoleone gehalten werden … Es wird fast unmöglich, diese Napoleone auf einen anderen Posten zu versetzen, auch wenn sie noch so inkompetent sind, weil sie eine gewaltige Unterstützung in der Öffentlichkeit durch Verbergen oder Überglänzen des Misslingens und durch Übertreibung oder Erfindung von Erfolgen erfahren … Die heimtückischste und schlimmste Wirkung dieser so hochentwickelten Verfälschung zeigt sich jedoch bei den Generälen selbst: bescheiden und

patriotisch gesinnt, wie sie es meistens sind und wie es die meisten Menschen sein müssen, die den edlen Waffenberuf ergreifen und ausüben, werden sie endlich selbst von den allgemeinen Illusionen ergriffen, und wenn sie davon jeden Morgen in der Zeitung lesen, gelangen sie endlich gleichfalls zu der Überzeugung, Donnerkeile des Krieges und unfehlbar zu sein, möge ihnen auch noch so viel misslingen, und sie meinen, ihre Erhaltung im Kommando sei ein so heiliges Ziel, dass es die Anwendung eines jeden Mittels rechtfertige … Diese verschiedenen Bedingungen, von denen diese große Selbsttäuschung die hervorstechendste ist, befreien schließlich alle Generalstäbe von jeglicher Kontrolle. Sie leben nicht länger für die Nation: die Nation lebt oder stirbt vielmehr für sie. Sieg oder Niederlage hören auf, von vordringlichem Interesse zu sein. Für diese halbsouveränen Korporationen zählt nur noch, ob der liebe alte Willie oder der arme alte Harry an ihrer Spitze steht oder ob die Chantilly-Partei den Vorrang vor der Boulevard-des-Invalides-Partei erringen wird.«[14]

Captain Wright, der so beredt und so scharfsinnig von den Gefahren des Schweigens sprechen kann, muss trotzdem das Schweigen Fochs bejahen, der die Illusionen nicht öffentlich zerstören wollte. Hier erhebt sich ein kompliziertes Paradoxon, weil die traditionelle demokratische Lebensanschauung nicht auf Notlagen und Gefahren, sondern auf ruhige Zeiten und Einheit zugeschnitten ist; wir werden später hierauf noch näher eingehen. Und deshalb ist es für gewöhnlich dort notwendig, wo Menschenmassen in ungewisser und explosiver Umwelt Zusammenarbeiten müssen, die Einheit und Flexibilität ohne echte Zustimmung zu sichern. Das tut das Symbol. Es verdunkelt die persönlichen Richtungen, neutralisiert die Persönlichkeiten, intensiviert jedoch zu gleicher Zeit gewaltig die Gruppenrichtung und schweißt die Gruppe für eine zielbewusste Aktion

zusammen, wie in einer Krisenzeit nichts anderes sie zusammenschweißen kann. Es mobilisiert die Masse, obwohl es die Persönlichkeit immobilisiert. Das Symbol ist das Werkzeug, mit dessen Hilfe die Masse auf eine kurze Strecke ihrer eigenen Trägheit entflieht. Sie entflieht der Trägheit der Unentschlossenheit oder der sturen Trägheitsbewegung nach vorn und lässt sich den Zickzackweg einer komplexen Situation entlangführen.

## *2*

Auf die Dauer jedoch nimmt das Geben und Nehmen zwischen den Führern und den Geführten wieder zu. Das am meisten zur Beschreibung der Einstellung von Gefolgschaft zu Führerschaft gebrauchte Wort ist »die Moral«. Sie wird als gut bezeichnet, wenn die Individuen mit aller Energie die Aufgabe erfüllen, die ihnen zugewiesen worden ist, und wenn jedermanns ganze Kraft durch den Befehl von oben in Anspruch genommen wird. Es folgt aus dieser Feststellung, dass jeder Führer in seinem Verhalten diese Tatsache berücksichtigen muss. Er muss seine Entscheidung nicht nur im Hinblick auf »seine Verdienste« abwägen, sondern auch hinsichtlich ihrer Wirkung auf jeden Teil seiner Gefolgschaft, von der er ständige Unterstützung verlangt. Ein General, der einen Angriff plant, weiß, dass seine organisierten militärischen Einheiten sich in Banden auflösen, wenn die Verlustzahlen zu hoch ansteigen.

Im Weltkrieg wurden die Vorausberechnungen in außerordentlicher Weise über den Haufen geworfen, denn »von neun Soldaten, die nach Frankreich gingen, fielen fünf aus«.[15] Die Verlustgrenze lag viel höher, als man angenommen hatte. Aber

irgendwo gab es doch eine Grenze.

Und daher wagte es in diesem Krieg kein Oberkommando, in aller Aufrichtigkeit seine Verluste zu veröffentlichen, teils wegen der Wirkung auf den Feind, teils wegen der Wirkung auf die Soldaten und ihre Familien. In Frankreich wurden die Verlustlisten niemals veröffentlicht. In England, Amerika und Deutschland wurden die Verluste einer großen Schlacht über lange Zeiträume hinweg verteilt, um einen vollständigen Eindruck der Gesamtverluste zu verhindern. Nur die Eingeweihten wussten bis lange danach, was die Schlacht an der Somme oder die Flandernschlacht gekostet hatten.[16] Ludendorff hatte zweifellos eine sehr viel genauere Vorstellung von diesen Verlusten als eine Privatperson in London, Paris oder Chicago. Alle militärischen Führer in jedem Lager taten ihr Bestes, um das Ausmaß der tatsächlichen Kriegshandlungen vor der Vorstellungskraft der Soldaten oder Zivilisten zu begrenzen. Selbstverständlich wissen alte Veteranen, wie die französischen Truppen von 1917 sehr viel mehr vom Krieg, als je die Öffentlichkeit erfahren wird. Eine solche Armee beginnt ihre Kommandeure im Rahmen des eigenen Leidens zu beurteilen. Und wenn sich dann wieder ein übertriebenes Siegesversprechen in die gewohnt blutige Niederlage verwandelt, kann wegen eines verhältnismäßig geringfügigen Irrtums eine Meuterei ausbrechen, wie es mit Nivelles Offensive von 1917 der Fall war; einfach deshalb, weil es der letzte Fehler war.[17] Revolutionen und Meutereien sind gewöhnlich die Folge eines kleinen Übels in einer großen Reihe von Übeln.[18]

Die Richtung einer politischen Linie bestimmt die Beziehungen zwischen Führer und Gefolgschaft. Wenn die für seinen Plan nötigen Akteure nicht am Ort des Geschehens sind, wenn die Ergebnisse verborgen oder auf später verlegt sind, wenn die jeweiligen Verpflichtungen sich indirekt ergeben oder noch nicht

fällig sind, vor allem aber, wenn die Zustimmung mit Freude verbunden ist, wird der Politiker wahrscheinlich freie Hand haben. Programme, die nicht gleich mit den privaten Gewohnheiten der Anhänger zusammenstoßen sind sofort höchst populär, wie etwa die Prohibition unter Abstinenzlern. Hierin ist ein bedeutender Grund dafür zu sehen, warum die Regierungen in ihrer Außenpolitik so freie Hand haben. Die meisten Reibungen zwischen zwei Staaten bringen eine Reihe von dunklen und langatmigen Kontroversen mit sich, die sich gelegentlich mit Grenzfragen, aber weit öfters mit Gebieten befassen, über welche die Schulgeographie keine genaue Auskunft gibt. In der Tschechoslowakei wird Amerika als Befreier betrachtet. In amerikanischen Zeitungsartikeln, in der Operette und in der amerikanischen Konversation ist es weitgehend niemals völlig klar, ob das Land, das wir befreit haben, die Tschechoslowakei oder Jugoslawien war.

In der Außenpolitik richtet sich die Politik sehr lange auf eine unsichtbare Umwelt. Nichts, was dort draußen geschieht, wird als völlig real empfunden. Und deshalb können die Regierungen nach eigenem Gutdünken, ohne viel Rücksicht auf ihr Volk zu nehmen, ihren Weg gehen, weil ja in einer Vorkriegsperiode niemand zu kämpfen und niemand zu bezahlen hat. In örtlichen Angelegenheiten treten die Kosten einer Politik viel eher zutage.

Und deshalb ziehen alle Politiker, mit sehr wenigen Ausnahmen, eine Politik vor, deren Kosten möglichst indirekt in Erscheinung treten. Sie schätzen keine direkten Steuern. Sie wollen nicht sofort bezahlen. Sie lieben daher langfristige Schulden. Sie wollen die Wähler glauben machen, dass der Ausländer bezahlt. Sie waren immer gezwungen, die Prosperität nach den Begriffen des Produzenten zu berechnen statt nach den Vorstellungen des Verbrauchers, weil sich die Wirkung auf den Verbraucher über so viele banale Dinge verteilt. Die

Gewerkschaftsführer haben der Preissenkung stets eine Lohnerhöhung vorgezogen. Das Volk hat sich stets mehr für die Gewinne von Millionären interessiert, die sichtbar werden, aber verhältnismäßig unwichtig sind, als für die Verschwendung der Industrie, die gewaltig, aber schwer fassbar ist. Eine Legislatur, die sich mit der Wohnungsnot befasst, wie es derzeit der Fall ist, veranschaulicht diese Regel: Erstens tut sie nichts, um die Zahl der Wohnungen zu vergrößern, zweitens trifft sie die gewinnsüchtigen Grundbesitzer an einer empfindlichen Stelle,drittens stellt sie gegen die nutznießenden Bauunternehmer und Bauarbeiter Untersuchungen an. Denn eine konstruktive Politik hat es mit entfernten und uninteressanten Faktoren zu tun, während ein gewinnsüchtiger Grundbesitzer oder ein nutznießender Klempner in ganzer Größe deutlich vor uns stehen.

Während jedoch die Leute gut und gern glauben, dass ihnen in einer unvorstellbaren Zukunft und an ungesehenen Orten eine gewisse Politik Nutzen bringen wird, folgt die aktuelle Entwicklung der Politik einer Logik, die sich von ihren Meinungen unterscheidet. Man kann einer Nation den Glauben beibringen, dass die Erhöhung der Frachtsätze die Eisenbahnen reich macht. Dieser Glaube wird jedoch die Eisenbahnen nicht reich machen, wenn sich die neuen Sätze auf die Bauern und Spediteure in der Weise auswirken, dass sich ein Endpreis ergibt, den der Verbraucher nicht bezahlen kann. Ob der Verbraucher den Preis bezahlt, hängt nicht davon ab, ob er neun Monate vorher bei dem Vorschlag einer Preiserhöhung und der Rettung des Handels mit dem Kopf nickte, sondern davon, ob er jetzt so dringend einen neuen Hut oder ein neues Auto braucht, dass er bereit ist, dafür zu bezahlen.

## *3*

Politiker behaupten oft, dass sie lediglich ein politisches Programm enthüllt haben, das bereits in den Köpfen ihrer Öffentlichkeit existierte. Wenn sie das glauben, täuschen sie sich gewöhnlich nur selbst. Politische Programme lassen sich nicht gleichzeitig in einer Masse von Köpfen erfinden. Das ist nicht etwa deshalb so, weil die Köpfe des Volkes notwendigerweise denen der Führer unterlegen sind, sondern weil der Gedanke die Funktion eines Organismus ist, und eine Masse ist nun einmal kein Organismus.

Diese Tatsache wird dadurch verdunkelt, dass die Masse ständig der Suggestion ausgesetzt ist. Die Masse liest nicht die nackten Nachrichten, sondern die Nachrichten, die einen Anflug von Suggestion enthalten und die einzuschlagende Richtung andeuten. Sie hört Berichte nicht in der objektiven Weise, wie sich die Tatsachen darbieten, sondern bereits auf ein gewisses Verhaltensmodell hin stereotypisiert. So stellt der vorgebliche Politiker oft fest, dass der echte Politiker ein mächtiger Zeitungsbesitzer ist. Wenn man aber, wie in einem Laboratorium, alle Suggestion und Führung aus der Erfahrung einer Volksmenge entfernen könnte, würde man meines Erachtens etwa dies erleben: Eine Masse, die denselben Reizen ausgesetzt wird, würde Reaktionen zeigen, die theoretisch in einem Vieleck des Irrtums eingetragen werden könnten. Es würde sich dabei eine gewisse Gruppe von Menschen zeigen, die in ziemlich ähnlicher Weise empfände, und zusammen eingeordnet werden könnte. An beiden Enden des Vielecks würden Gefühlsvarianten auftreten. Diese Klassifizierungen würden zu einer Verhärtung tendieren, sobald einzelne Menschen in jeder der Klassifizierungsgruppen ihre Reaktionen laut kundtun würden.

Das will besagen, wenn die unbestimmten Gefühle derjenigen, die eben unbestimmt empfinden, in Worte gefasst würden, wüssten diese Menschen genauer, was sie gefühlt haben, und würden es dann auch bestimmter fühlen.

Politiker, die in Kontakt mit dem Volksempfinden stehen, werden sich schnell dieser Reaktionen bewusst. Sie wissen, dass hohe Preise die Masse bedrücken, oder dass gewisse Gruppen von Individuen unpopulär werden, oder dass die Gefühle für eine andere Nation freundlich oder feindlich sind. Allerding, und hierbei wird weiterhin der Effekt der Suggestion ausgeklammert, da es sich essentiell um die Vertretung der Politik durch den Reporter handelt, würde man in der Empfindung der Masse keine konkrete politische Richtung todsicher bestimmen können. Die Massenempfindung verlangt lediglich eine politische Linie, die in ihrer Entwicklung und Darbietung, wenn nicht logisch, so durch Analogie und Assoziation mit dem ursprünglichen Gefühl verbunden bleiben soll.

Wenn daher eine neue politische Linie eingeschlagen werden soll, appelliert man zuerst an die Gemeinsamkeit der Empfindung, wie es Markus Antonius in seiner Rede an die Anhänger des Brutus getan hat.[19] Im ersten Abschnitt gibt der Politiker der in der Masse vorherrschenden Meinung Ausdruck. Er identifiziert sich mit den vertrauten Verhaltensweisen seiner Zuhörer manchmal, indem er eine gute Geschichte vorbringt, manchmal, indem er seine Vaterlandsliebe betont, oft, indem er auf einen Notstand hinweist. Sobald er sich als vertrauenswürdig erwiesen hat, wendet sich die hierhin und dahin schwankende Menge ihm zu. Dann erwartet man von ihm, dass er einen Feldzugsplan entwickelt. Er wird den Plan jedoch nicht in den Schlagworten vorfinden, die die Gefühle der Masse wiedergeben. Sie werden nicht einmal immer Hinweise darauf enthalten. Wo das Ziel der Politik weit entfernt ist, ist es lediglich wichtig, dass

das Programm zu Beginn in Wort und Gefühl mit dem verbunden ist, was in der Menge seinen sprachlichen Ausdruck gefunden hat. Männer, denen man vertraut, die sich in bekannter Rolle zeigen und die die akzeptierten Symbole unterschreiben, können sehr lange ihren eigenen Weg gehen, ohne den wesentlichen Inhalt ihrer Programme zu erläutern. Kluge Politiker geben sich damit jedoch nicht zufrieden. Vorausgesetzt sie glauben, dass die öffentliche Diskussion die Opposition nicht zu sehr stärken und die angestrebten Handlungen nicht zu lang verzögern wird, suchen sie ein gewisses Maß an Zustimmung. Sie ziehen, wenn nicht die ganze Masse, so doch die unteren Chargen der Hierarchie weit genug in ihr Vertrauen, bereiten sie auf das Kommende vor und geben ihnen das Gefühl ein, dass sie das Ergebnis aus freien Stücken gewollt haben.

Es bleibt jedoch stets ein gewisses Maß an Illusion in diesen Beratungen übrig – besonders wenn die Tatsachen sehr kompliziert sind –, mag der Politiker seine Sache auch noch so ernst nehmen. Es ist nämlich unmöglich, dass der gesamten Öffentlichkeit die Nebenerscheinungen einer Angelegenheit so lebhaft vor Augen stehen, wie den Erfahrenen und Phantasiebegabten. Ein ziemlich hoher Prozentsatz ist zur Zustimmung gezwungen, ohne sich die Zeit dafür genommen zu haben, oder ohne die Voraussetzungen zu besitzen, um die Wahlmöglichkeiten richtig einschätzen zu können, die der Politiker ihnen anbietet. Niemand kann jedoch mehr verlangen. Und auch nur Theoretiker sind so anspruchsvoll. Wenn in der Versammlung gehört worden ist, was wir zu sagen hatten, und wenn sich die Dinge dann richtig entwickeln, halten sich die meisten von uns nicht bei der Frage auf, was von unserer Meinung Einfluss auf die vorliegende Angelegenheit ausgeübt hat.

Und deshalb haben die Kräfte an der Macht nur wenig zu

fürchten, sofern sie hellhörig und wohl informiert sind und sofern sie sichtbar bestrebt sind, dass Volksempfinden zu berücksichtigen und tatsächlich einige der Gründe zu Missstimmungen beseitigen, auch wenn das nur langsam geschieht. Eine Regierung muss schon gewaltige und ständige Fehler machen und fast unendlich taktlos sein, um eine Revolution von unten heraufzubeschwören. Palastrevolutionen und Revolutionen innerhalb der Regierung sind etwas anderes. Desgleichen Demagogie. Sie löst die Spannung, indem sie die Gefühle ausspricht. Der Staatsmann weiß jedoch, dass eine solche Entspannung nur vorübergehender Natur ist und, wenn man sie zu oft zulässt, unheilvoll wirkt. Er achtet daher darauf, dass er keine Gefühle erregt, die er nicht in ein Programm einbeziehen kann, dass sich mit den Fakten befasst, auf die sich die Gefühle beziehen.

Aber nicht alle Politiker sind Staatsmänner, alle Politiker treten ungern zurück, und die meisten wollen nicht glauben, dass jemand anderer die Dinge nicht noch schlechter machen würde, als sie schon sind. Sie warten auch nicht passiv ab, bis die Öffentlichkeit die Richtung einer Politik erfasst, weil die Richtung dieser Entdeckung gewöhnlich auf ihr eigenes Haupt zielt. Sie sind daher unablässig damit beschäftigt, ihre Schutzmauern auszubessern und ihre Position zu verstärken. Das Ausbessern der Schutzmauern besteht darin, dass sie gelegentlich einen Sündenbock vorschieben, indem sie einen kleineren Notstand aus der Schublade hervorkramen, der ein mächtiges Individuum oder eine Partei berührt; indem sie gewisse Posten neu verteilen, eine Volksgruppe beschwichtigen, die in ihrer Heimatstadt ein Arsenal oder ein Gesetz zur Verhinderung der Laster jemandes wünscht.

Man studiere die tägliche Aktivität eines Staatsbeamten, der von der Wahl abhängig ist, und man wird diese Liste noch

verlängern können. Es gibt Kongressmitglieder, die Jahr für Jahr gewählt werden, aber niemals daran denken, ihre Kräfte an die öffentlichen Angelegenheiten zu verschwenden. Sie erweisen lieber vielen Leuten kleine Dienste und das bei einer Vielzahl von Dingen, statt dass sie den Versuch unternehmen, sich draußen im undefinierten Raum auf eine große verdienstvolle Sache einzulassen. Die Zahl der Menschen, denen eine Organisation nützlich sein kann, ist jedoch begrenzt, und schlaue Politiker achten darauf, entweder einflussreichen Leuten nützlich zu sein oder so offensichtlich nichteinflussreichen Leuten, dass es schon ein Zeichen von sensationeller Großmut ist, wenn wir diesen überhaupt Beachtung schenken. Die weit größere Anzahl von Menschen, die nicht durch Vergünstigungen bei der Stange gehalten werden können, das anonyme Volk, erhält stattdessen Propaganda.

Die arrivierten Führer einer Organisation haben große, natürliche Vorteile. Man glaubt, dass sie bessere Informationsquellen haben. Sie haben Bücher und Zeitungen in ihren Büros. Sie haben an den wichtigen Konferenzen teilgenommen. Sie sind mit den bedeutenden Persönlichkeiten zusammengetroffen. Sie tragen Verantwortung. Es ist daher leichter für sie, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und in überzeugendem Tonfall zu sprechen. Sie kontrollieren aber auch ziemlich weitgehend den Zugang zu den Fakten. Jeder Beamte ist in irgendeinem Grade auch Zensor. Und da niemand die Information unterdrücken kann, indem man sie entweder verheimlicht oder sie zu erwähnen vergisst, weil man nicht weiß, was man die Öffentlichkeit eigentlich wissen lassen will, ist jeder Politiker in gewissem Grade auch ein Propagandist. In strategisch günstiger Position und oft gezwungen, auf gut Glück zwischen gleich überzeugenden, aber sich widersprechenden Idealen der Sicherheit für die betreffende Institution und der Aufrichtigkeit

gegenüber seinem Publikum zu wählen, entscheidet der Beamte immer bewusster, welche Fakten in welcher Umgebung und in welcher Verkleidung dem Publikum bekanntgemacht werden dürfen.

## *4*

Niemand wird leugnen, so glaube ich, dass man die Methoden, wie man öffentliche Zustimmung erwirbt, sehr verfeinern kann. Der Vorgang der Bildung öffentlicher Meinungen ist sicher nicht unkomplizierter, als es auf diesen Seiten dargestellt worden ist, und die Möglichkeiten einer Manipulation, die jedermann offenstehen, der den Vorgang begreift, liegen deutlich genug auf der Hand.

Zustimmung zu gewinnen ist keine neue Kunst. Sie ist im Gegenteil sehr alt, doch hielt man sie mit dem Erscheinen der Demokratie für tot. Sie ist jedoch keineswegs tot, sondern hat im Gegenteil ihre Technik ungemein verbessert, weil sie sich heute eher auf einer Analyse als auf eine Faustregel gründet. Daher hat die Praxis der Demokratie, als Ergebnis der psychologischen Forschung und gekoppelt mit den modernen Kommunikationsmitteln, einen Schritt vorwärts getan. Eine Revolution findet statt, der unendlich größere Bedeutung zukommt als einer Verschiebung der wirtschaftlichen Macht.

Im Leben der derzeit herrschenden Generation ist die Meinungsbildung eine eigenständige Kunst und ein normales Organ der Volksregierung geworden. Niemand von uns beginnt die Konsequenzen zu erfassen, aber die Prophezeiung ist nicht zu kühn, dass das Wissen um die Kunst, wie man die Geneigtheit der Öffentlichkeit gewinnt, jede politische Berechnung verändern

und jede politische Prämisse modifizieren wird. Sofern man das Wort Propaganda nicht unbedingt in seinem negativen Sinn versteht, sind die alten Konstanten unseres Denkens unter ihrer Einwirkung zu veränderlichen Größen geworden. Es ist zum Beispiel nicht länger möglich, an das ursprüngliche Dogma der Demokratie zu glauben, nämlich dass die Kenntnisse, die man für die Bewältigung der menschlichen Angelegenheiten braucht, spontan aus dem Herzen des Menschen kommen. Wo wir aus dieser Theorie heraus handeln, überlassen wir uns der Selbsttäuschung und Formen der Meinungsbildung, die wir nicht dem Wahrheitsbeweis unterwerfen können. Wir haben gezeigt, dass wir uns nicht auf die Intuition, das Gewissen oder die Zufälligkeiten einer Meinung verlassen können, wenn wir es mit der Welt zu tun haben, die außerhalb unserer konkreten Wahrnehmung liegt.

# Sechster Teil

# Das Bild der Demokratie

»Ich gestehe, dass ich in Amerika mehr als Amerika gesehen habe; ich suchte dort das Bild der Demokratie selbst.«

Alexis de Tocqueville

# Der ichbezogene Mensch

Da in Demokratien die öffentliche Meinung als Hauptantrieb betrachtet wird, müsste man eigentlich eine riesige Literatur darüber vorfinden. Nichts dergleichen ist der Fall. Es gibt ausgezeichnete Bücher über die Regierung und die Parteien, das heißt über die Apparate, die theoretisch die öffentlichen Meinungen registrieren, sobald sie sich gebildet haben. Es gibt jedoch verhältnismäßig wenig Werke über die Quellen, denen diese öffentlichen Meinungen entspringen, und über die Wege, auf denen sie sich entwickeln. Dass eine Kraft existiert, die wir Öffentliche Meinung nennen, nehmen wir als selbstverständlich hin, und amerikanische Autoren haben sich vornehmlich entweder dafür interessiert, wie man eine Regierung den gemeinsamen Willen ausdrücken lässt oder wie man den gemeinsamen Willen daran hindert, die Ziele umzustoßen, für deren Verwirklichung nach ihrer Meinung die Regierung da ist. Wie es ihren Traditionen entspricht, haben sie die Meinung entweder zähmen oder ihr gehorchen wollen. So schreibt der Herausgeber einer beachtenswerten Reihe von Lehrbüchern, dass »die schwierigste und vordringliche Frage der Regierung [darin besteht], wie man die Kraft der Einzelmeinung in öffentliches Handeln verwandelt«.[1]

Sicherlich gibt es jedoch noch eine vordringlichere Frage, nämlich die, wie wir unseren privaten Ansichten von den politischen Vorgängen Geltung verschaffen können. Wie ich weiter unten darzulegen versuche, besteht die Aussicht auf eine radikale Verbesserung durch die Entwicklung von Grundsätzen, die bereits angewendet werden. Diese Entwicklung wird jedoch davon abhängen, wie gut wir unser Wissen vom Aufbau von Meinungen bei der Prüfung unserer eigenen Meinungen

anzuwenden lernen, sobald diese zusammengesetzt sind. Denn eine saloppe Meinung, die das Ergebnis eines kurzen Kontaktes, der Tradition und persönlicher Interessen ist, kann sich nach der Natur der Dinge nicht mit einer Methode des politischen Denkens befreunden, die sich auf den genauen Bericht, das Messverfahren, die Analyse und den Vergleich gründet. Aber gerade die Geistesgaben, die darüber entscheiden, was interessant, wichtig, vertraut, persönlich und dramatisch erscheinen soll, sind die Eigenschaften, die in erster Linie die realistische Meinung behindern. Wenn daher in der Gemeinschaft im Staate nicht die Überzeugung wächst, dass das Vorurteil und die Intuition nicht ausreichen, wird die Entwicklung einer realistischen Meinung, die Zeit, Geld, Arbeit, bewusstes Entgegenkommen, Geduld und Gleichmut erfordert, nicht genügend Förderung erfahren. Diese Überzeugung wächst in dem Maße, wie die Selbstkritik wächst, sie lässt uns falsches Verhalten erkennen und es missbilligen, wenn wir ihm unterliegen, und macht uns gewitzt für seine Aufdeckung. Wenn die Gewohnheit nicht tief in uns verwurzelt ist, beim Lesen, Sprechen und in der Entscheidung, die Meinungen zu analysieren, würden sich die meisten von uns kaum gedrängt fühlen, bessere Ideen zu entwickeln, noch würden wir uns dafür interessieren, sobald sie auftreten, noch die neue Technik des politischen Nachrichtenwesens vor der Manipulation zu bewahren vermögen.

Doch haben die Demokratien, nach den ältesten und mächtigsten von ihnen zu urteilen, die öffentliche Meinung mit Geheimnis umhüllt. Es hat geschickte Meinungsbildner gegeben, die dieses Geheimnis so gut begriffen, dass sie am Wahltag Mehrheiten schufen. Die Politische Wissenschaft hat diese Organisatoren jedoch als ordinäre Kerle oder als »Probleme« betrachtet, nicht als Besitzer des wirksamsten vorhandenen

Wissens von der Methode, wie man eine öffentliche Meinung schaffen und leiten kann. Die Leute, die den Ideen der Demokratie Ausdruck gegeben haben, selbst wenn sie die daraus folgende Aktion nicht dirigierten, und die Gelehrten, Redner und Redakteure haben auf die öffentliche Meinung geblickt, wie Menschen in anderen Gesellschaftsordnungen auf die unheimlichen Kräfte geblickt haben, denen sie in der Richtungsgebung der Ereignisse das letzte Wort zuschrieben. Denn in fast jeder politischen Theorie gibt es ein unwägbares Element, das zur Glanzzeit dieser Theorie ungeprüft bleibt. Hinter den Kulissen steht nämlich das Schicksal, ein Schutzengel oder ein Mandat an das auserwählte Volk, eine göttliche Monarchie, Stellvertreter des Himmels oder eine Klasse der Hochgeborenen. Die offensichtlichen Engel, Dämonen und Könige sind aus dem demokratischen Denken verschwunden, aber das Bedürfnis nach einem Glauben an Reservekräfte der höheren Fügung bleibt bestehen. Schon die Denker des 18. Jahrhunderts, die den Nährboden für die Demokratie bereiteten, blieben darin verhaftet. Sie hatten einen bleichen Gott, aber warme Herzen, und in der Doktrin von der Volkssouveränität fanden sie die Antwort auf ihr Bedürfnis nach einem unfehlbaren Anfang für die neue gesellschaftliche Ordnung. Hier lag das Geheimnis, und nur Volksfeinde haben es mit profanen und neugierigen Händen angetastet.

## *2*

Sie haben den Schleier nicht heruntergerissen, weil sie in bitterem und ungewissem Kampf praktische Politik betrieben. Sie hatten in sich die Sehnsucht nach Demokratie verspürt, eine

Sehnsucht, die so viel tiefer, so viel privater und so viel wichtiger ist als jede andere Theorie vom Regieren. Sie hatten sich, ebenso wie gegen die Vorurteile von Jahrhunderten, auf die Behauptung der Würde des Menschen verschworen.

Sie waren nicht von der Frage besessen, ob John Smith vernünftige Ansichten zu einem öffentlichen Problem hatte, sondern davon, dass John Smith, Spross eines Stammes, den man stets als Untertan betrachtet hatte, sein Knie nun nicht mehr vor einem anderen Menschen beugen würde. Dieses Schauspiel machte das Leben »in dieser Morgendämmerung« zur Wonne. Doch scheint jeder Analytiker dieser Würde geringeren Wert zuzumessen und zu leugnen, dass alle Menschen zu allen Zeiten viel zu vernünftige, gut erzogene und wohl unterrichtete Wesen sind, um nicht zu erkennen, dass die Menschen zum Narren gehalten werden, nicht immer über ihre eigenen Interessen Bescheid wissen und dass alle Menschen für das Regieren nicht gleich begabt sind.

Die Kritiker waren fast so willkommen wie ein kleiner Junge, der eine Trommel schlägt.

Jede einzelne dieser Bemerkungen über die Fehlbarkeit des Menschen wurde bis zum Erbrechen ausgeschöpft.

Wenn die Demokraten zugegeben hätten, dass in einem der aristokratischen Argumente Wahrheit steckte, hätten sie in ihren Verteidigungspositionen eine Bresche geöffnet. Und so wie Aristoteles behaupten musste, dass der Sklave von Natur aus Sklave sei, so mussten die Demokraten behaupten, dass der freie Mensch von Natur aus ein Gesetzgeber und zur Regierung befähigt sei. Sie konnten nicht aufhören zu erklären, dass der Mensch noch nicht oder überhaupt niemals das technische Rüstzeug haben könne und dass er trotzdem ein unveräußerliches Recht habe, nicht als widerwilliges Werkzeug anderer Menschen benutzt zu werden. Die Mitglieder der oberen

Schichten waren noch zu stark und zu gewissenlos, um aus einer so aufrichtigen Feststellung nicht noch Kapital zu schlagen.

So haben die frühen Demokraten behauptet, eine vernunftgemäße Rechtschaffenheit entspringe spontan aus der Masse der Menschen. Sie hofften alle, dass es so sei, und viele von ihnen glaubten, dass es so sei, obgleich die klügsten von ihnen, wie Thomas Jefferson, alle möglichen persönlichen Einschränkungen machten. Eines jedoch war sicher: Wenn die öffentliche Meinung nicht spontan entstand, so hätte zu jener Zeit niemand geglaubt, dass sie überhaupt entstand. Denn in einer fundamentalen Hinsicht war die Politische Wissenschaft, auf der sich die Demokratie gründete, dieselbe Wissenschaft geblieben, die Aristoteles formuliert hat. Es war für Demokraten wie für Aristokraten, Royalisten wie Republikaner dieselbe Wissenschaft in ihrer Hauptprämisse, die behauptete, die Regierungskunst sei eine natürliche Gabe. Die Menschen hatten radikal verschiedene Meinungen, wenn sie die Namen solcherart begabter Männer zu nennen versuchten; aber sie waren in dem Gedanken einig, dass die wichtigste aller Fragen darin bestand, wie man diejenigen entdecken könne, denen die politische Weisheit eingeboren war.

Die Royalisten waren sicher, dass Könige zum Regieren geboren waren. Alexander Hamilton glaubte, »angesichts der Tatsache, dass sich in jedem Lebensbereich starke Geister zeigen, … wird sich die Volksvertretung mit zu wenigen Ausnahmen, als dass sie Einfluss auf den Geist einer Regierung haben könnten, aus Grundbesitzern, Kaufleuten und Menschen aus den erlernten Berufen zusammensetzen«.[2]

Jefferson glaubte, dass Gott die politischen Fähigkeiten in Bauern und Pflanzer hineingelegt habe, und er sprach manchmal so, als finde man sie in allen Menschen.[3] Die Hauptvoraussetzung blieb die gleiche: Regieren war ein Instinkt, der entsprechend

unseren gesellschaftlichen Neigungen in einem Menschen oder wenigen Auserwählten oder nur in Männern von 21 Jahren und von weißer Hautfarbe, vielleicht sogar in allen Menschen und allen Frauen in Erscheinung trat.

Bei der Entscheidung, wer am ehesten für das Regieren geeignet war, setzte man die Kenntnis der Welt als selbstverständlich voraus. Der Aristokrat glaubte, diejenigen, die sich mit großen Angelegenheiten befassten, besäßen den Instinkt dafür; die Demokraten behaupteten, alle Menschen hätten diesen Instinkt und könnten sich deshalb mit den großen Fragen befassen. Die Vorstellung, wie dem Herrschenden die Kenntnis der Welt nahegebracht werden könne, gehörte in keinem Falle zur Politischen Wissenschaft. Wenn man sich für das Volk erklärte, versuchte man nicht die Frage zu beantworten, wie man den Wähler informieren könne. Mit 21 Jahren besaß er einfach seine politischen Fähigkeiten. Was zählte, war ein gutes Herz, ein vernunftbegabter Geist, doch war es nicht notwendig zu erwägen, wie man das Herz informieren und die Vernunft nähren könne. Die Menschen nahmen die Tatsachen auf, wie sie ihren Atem einzogen.

## *3*

Die Fakten, die die Menschen sich auf diese mühelose Weise zu eigen machen konnten, waren begrenzt. Sie konnten die Sitten und den augenfälligeren Charakter des Ortes kennen, an dem sie lebten und arbeiteten. Sie sollten jedoch die äußere Welt erfassen, sie vermochten sie aber nicht aus Instinkt zu erfassen noch verlässliche Kenntnisse darüber durch ihr Leben selbst zu erwerben. Die einzige Umgebung, in der sich eine spontane

Politik als möglich erwies, war daher auf den Umkreis des direkten und sicheren Wissens des Herrschers beschränkt. Man kann sich dieser Schlussfolgerung nicht entziehen, gleichgültig, wo man im natürlichen Raum der menschlichen Fähigkeiten die Regierung ansiedelt. Aristoteles sagte: »Wenn die Bürger eines Staates die Ämter nach den Verdiensten beurteilen und verteilen, dann müssen sie den Charakter eines jeden anderen Menschen kennen; wo sie diese Kenntnis nicht besitzen, werden sowohl die Wahlen zu den Ämtern als auch die Entscheidung von Rechtsprozessen schiefgehen«.[4]

Dieser Maxime ist jede Schule politischen Denkens verpflichtet. Den Demokraten jedoch bereitete sie besondere Schwierigkeiten. Diejenigen, die an die Regierung durch eine Klasse glaubten, konnten mit gutem Recht fordern, dass die Menschen am Hofe des Königs oder in den Landhäusern des Adels den Charakter eines jeden anderen Menschen kannten. Solange die übrige Menschheit sich passiv verhielt, brauchte man also lediglich die Charaktere der Menschen der herrschenden Klasse zu kennen. Die Demokraten aber, die die Würde aller Menschen zu heben wünschten, fanden sich sofort der ungeheuren Zahl und der Zersplitterung ihrer herrschenden Klasse gegenüber – nämlich der männlichen Wählerschaft. Ihre Wissenschaft sagte ihnen, dass Politik Instinkt sei und dass der Instinkt in begrenzter Umgebung wirke. Ihre Hoffnungen ließen sie behaupten, dass alle Menschen in einer sehr großen Umwelt regieren könnten. In diesem tödlichen Konflikt zwischen ihren Idealen und ihrer Wissenschaft gab es nur den einzigen Ausweg, ohne viel Diskussion anzunehmen, nämlich dass die Stimme des Volkes die Stimme Gottes sei.

Dieses Paradoxon war zu groß, der Einsatz zu bedeutend, ihr Ideal zu wertvoll, um eine kritische Prüfung zu erlauben. Sie konnten nicht zeigen, wie ein Bürger von Boston auch in Boston

bleiben und doch die Ansichten eines Virginiers annehmen müsse, wie ein Virginier in Virginia richtige Meinungen über die Regierung in Washington, wie die Kongressmitglieder in Washington Meinungen über China oder Mexiko haben könnten. Denn in jenen Tagen war es für viele Menschen gar nicht möglich, eine nichtbeobachtete Umgebung in den Bereich ihres Urteils rücken zu lassen. Seit Aristoteles hatte man darin freilich einige Fortschritte gemacht. Es gab ein paar Zeitungen, Bücher, vielleicht bessere Straßen und bessere Schiffe. Das war jedoch noch kein großer Fortschritt, und die politischen Postulate des 18. Jahrhunderts waren daher im Wesentlichen die Postulate, die seit zwei Jahrtausenden in der Politischen Wissenschaft überwogen. Die Demokraten der Pionierzeit besaßen nicht die materiellen Voraussetzungen, um den Konflikt zwischen dem bekannten Umkreis der menschlichen Beobachtung und ihrem grenzenlosen Glauben an die Würde des Menschen zu lösen.

Ihre Postulate nahmen nicht nur die moderne Zeitung, die weltweiten Pressedienste, die Fotografie und das Kino vorweg, sondern – und das ist von größerer Wichtigkeit – sie nahmen die Messverfahren und die Aufzeichnung, die quantitative und vergleichende Analyse, die Regeln der Beweisaufnahme und die Geschicklichkeit der psychologischen Analyse vorweg, welche die Voreingenommenheit der Zeugen korrigiert und vermindert. Ich will nicht behaupten, dass unsere heutigen Aufzeichnungen befriedigend, unsere Analyse unvoreingenommen, unsere Messverfahren vernünftig seien. Ich will auch nicht behaupten, dass die entscheidenden Erfindungen gemacht worden sind, um die nichtbeobachtete Welt in den Bereich unseres Urteils rücken zu können. Sie waren nicht zur Zeit des Aristoteles gemacht worden, und sie waren im Zeitalter der Rousseau, Montesquieu oder Thomas Jefferson noch nicht bedeutend genug, um für die politische Theorie bereits deutlich zu sein. In einem späteren

Kapitel werden wir wohl sehen, dass selbst in der letzten Theorie der menschlichen Erneuerung, dem englischen Gildensozialismus, alle tieferen Prämissen aus diesem älteren System des politischen Denkens übernommen worden sind.

Wenn dieses System zutreffend und ehrlich war, musste es behaupten, dass niemand mehr als einen sehr bruchstückhaften Einblick in die öffentlichen Angelegenheiten haben konnte. Unter der Voraussetzung, dass der Mensch ihnen nur kurze Zeit widmen kann, erweist sich diese Behauptung noch als wahr und von äußerster Konsequenz. Die alte Theorie war jedoch zu der Annahme gezwungen, die Menschen könnten den öffentlichen Fragen nicht nur wenig Aufmerksamkeit schenken, die verfügbare Aufmerksamkeit müsse sich auch auf naheliegende Angelegenheiten beschränken. Die Vermutung wäre prophetisch gewesen, dass einmal eine Zeit kommen werde, in der entfernte und komplizierte Ereignisse greifbar berichtet, analysiert und in einer Form dargeboten werden könnten, bei der auch ein Amateur eine wirklich sinnvolle Wahl treffen könne. Diese Zeit ist nun in Sicht. Nicht länger bestehen Zweifel darüber, dass eine ständige Berichterstattung aus einer nichtbeobachteten Umwelt sich abzeichnet. Sie erfolgt oft in schlechter Form, aber allein die Tatsache, dass sie erfolgt, zeigt schon, dass sie auch möglich ist, und die Tatsache, dass wir zu wissen anfangen, wie schlecht sie oft erfolgt, zeigt, dass man sie besser machen kann. Mit wechselndem Grad an Geschick und Aufrichtigkeit werden jeden Tag entfernte Komplexitäten von Ingenieuren und Buchhaltern für Geschäftsleute, von Sekretären und Zivilangestellten für Beamte, von Nachrichtenoffizieren für den Generalstab, von Journalisten für Leser berichtet. Diese Berichte sind erst grobe Anfänge, aber sie sind radikal, weit radikaler in der buchstäblichen Bedeutung dieses lateinischen Wortes als die Wiederholung von Kriegen, Revolutionen, Abdankungen und

Restaurationen; so radikal wie der Wechsel im Ablauf des menschlichen Lebens, der es für Lloyd George möglich gemacht hat, nach dem Frühstück in London über den walisischen Kohlenbergbau und vor dem Mittagessen in Paris über das Schicksal der Araber zu sprechen. Denn die Möglichkeit, jeden Aspekt menschlicher Belange in den Bereich der Beurteilung zu bringen, bricht den Bann, der über politischen Ideen gelegen hat. Es hat selbstverständlich viele Menschen gegeben, die sich nicht bewusstgeworden sind, dass der Beobachtungsbereich wesentliche Prämisse der Politischen Wissenschaft war. Sie haben auf Sand gebaut. Sie haben in eigener Person die Wirkungen einer sehr begrenzten und ichbezogenen Kenntnis der Welt demonstriert. Für die politischen Denker von Rang – von Plato und Aristoteles über Machiavelli und Hobbes bis zu den demokratischen Theoretikern – hat sich die Spekulation um den ichbezogenen Menschen gedreht, der mit Hilfe von ein paar Bildern die ganze Welt in seinem Kopf projizieren musste.

# Die eigenständige Gemeinschaft

## *1*

Man hat schon immer gewusst, dass sich Gruppen von ichbezogenen Menschen in einen Existenzkampf einlassen würden, sobald sie sich aneinander reiben. Diese Wahrheit ist jedenfalls in jenem berühmten Abschnitt des »Leviathan« ausgesprochen, wo Hobbes sagt, dass es »zwar niemals eine Zeit gegeben hat, in der sich Einzelmenschen im Kriegszustand gegeneinander befunden haben, dass jedoch zu allen Zeiten die Könige und *Personen mit souveräner Autorität sich wegen ihrer Unabhängigkeit* in ständigen Eifersüchteleien und in der Stellung und Haltung von Gladiatoren befinden, ihre Waffen und ihre Augen aufeinander gerichtet …«.[5]

## *2*

Um nicht Opfer dieser Schlussfolgerung zu werden, ging eine Richtung des menschlichen Denkens, die viele Schulen hatte und noch hat, in dieser Weise vor: Man schuf sich ein ideales, gerechtes Modell der menschlichen Beziehungen, in dem jeder Mensch genau definierte Funktionen und Rechte besaß. Wenn er gewissenhaft die Rolle ausfüllte, die ihm zugeteilt war, hatte es nichts zu bedeuten, ob seine Meinungen richtig oder falsch waren. Er erfüllte seine Pflicht, der nächste Mensch tat dasselbe, und alle diese pflichtbewussten Menschen zusammengenommen

bildeten eine harmonische Welt. Jedes Kastensystem illustriert dieses Prinzip. Man findet es in Platons »Staat« und bei Aristoteles, im Ideal des Feudalismus, in den Zirkeln des Danteschen Paradieses, im bürokratischen Typ des Sozialismus und im Laissez-faire, in erstaunlichem Grade im Syndikalismus, Gildensozialismus, Anarchismus und im System internationalen Rechts, das Robert Lansing idealisiert hat. Sie alle setzen eine prästabilisierte Harmonie voraus, die entweder inspiriert, auferlegt oder eingeboren ist und durch die die Person, Klasse oder Gemeinschaft mit eigener Meinung mit der übrigen Menschheit in Einklang steht. Die mehr autoritär Veranlagten stellen sich einen Dirigenten vor, der darauf achtet, dass jeder Mensch seinen Part richtig spielt. Die Anarchisten neigen zu dem Glauben, dass man ein göttlicheres Zusammenspiel hören würde, wenn jeder im Voranschreiten improvisiere.

Es hat jedoch auch Philosophen gegeben, die sich von dieser Schematisierung der Rechte und Pflichten gelangweilt fühlten, die den menschlichen Konflikt als gegeben hinnahmen und zu erkennen versuchten, wie ihre eigene Partei nach oben gelangen könne. Sie haben stets ein realistischeres Bild abgegeben, selbst wenn sie alarmierend erschienen, weil sie lediglich die Erfahrungen zu verallgemeinern brauchten, denen niemand entfliehen konnte. Machiavelli[6] ist der Klassiker dieser Schule, ein Mann, der gnadenlos verlästert worden ist, weil er zufällig der erste Naturalist gewesen ist, der die Alltagssprache auf einem Gebiet benutzte, das bis dahin den Supranaturalisten vorbehalten war. Er hat einen schlimmeren Namen und schlimmere Schüler als irgendein politischer Denker, der je gelebt hat. Er beschrieb genau die Lebenstechnik für den eigenständigen Staat. Deshalb hat er Schule gemacht. Er hat sich hauptsächlich deshalb einen üblen Namen erworben, weil er sein Auge auf die Familie Medici gerichtet hat, weil er nachts in

seinem Studierzimmer, während er sein »nobles Hofkleid« trug, davon träumte, Machiavelli sei selbst der Fürst, und weil er eine sarkastische Beschreibung der Art und Weise, wie die Dinge geschehen, in ein Loblied der Art und Weise, wie man sie tun soll, verwandelt hat.

In seinem infamsten Kapitel[7] schrieb er, dass »ein Fürst sorgfältig vermeiden soll, niemals etwas über seine Lippen kommen zu lassen, was nicht voll der obengenannten fünf Qualitäten ist, so dass er demjenigen, der ihn hört und sieht, völlig gnädig, treu, menschlich, aufrecht und religiös erscheint. Nichts scheint man nötiger zu haben als diese letztere Qualität, insofern die Menschen gewöhnlich mehr nach dem Auge als nach der Hand urteilen, weil jeder dich sehen kann, nur wenige aber mit dir in Berührung kommen. Jedermann sieht, was du zu sein scheinst, wenige wissen wirklich, wie du bist, und diese wenigen wagen es nicht, sich zur Meinung der vielen in Opposition zu setzen, die zu ihrer Verteidigung die Majestät des Staates besitzen; und bei den Handlungen aller Menschen, und besonders der Fürsten, die man klugerweise nicht herausfordern sollte, urteilt man nach dem Ergebnis … Ein Fürst unserer Zeit, den man besser nicht nennt, predigt niemals etwas anderes als Frieden und guten Glauben, und doch steht er beiden höchst feindlich gegenüber, und wenn er sie gehalten hätte, so hätten sie ihn seines Rufes und seines Königtums bereits viele Male beraubt.«

Das ist zynisch. Es ist jedoch der Zynismus eines Menschen, der die Wahrheit erkannte, ohne genau zu wissen, warum er sah, was er sah. Machiavelli denkt an die vielen Menschen und Fürsten, »die gewöhnlich mehr mit dem Auge als mit der Hand urteilen«, womit er sagen will, dass ihre Urteile subjektiv sind. Er war zu sehr der Erde verbunden, um zu behaupten, dass die Italiener seiner Zeit die Welt unveränderlich und als Ganzheit sahen. Er

wollte sich nicht Phantasien überlassen und besaß nicht die materiellen Voraussetzungen, um sich eine Menschenrasse vorstellen zu können, die ihre Weltsichten zu korrigieren gelernt hatte.

Die Welt, die er vorfand, setzte sich aus Leuten zusammen, deren Weitsicht selten korrigiert werden konnte, und Machiavelli wusste, dass solche Menschen sich in ständigem Hader befinden, weil sie alle öffentlichen Beziehungen in privater Weise sehen. Sie sehen ihre eigene persönliche, klassenbestimmte, dynastische oder städtische Version der Dinge, die in Wirklichkeit weit über die Grenzen ihrer Weitsicht hinausgehen. Sie sehen ihren eigenen Aspekt. Sie halten ihn für richtig. Doch stoßen sie auf andere Menschen, die ähnlich ichbezogen sind, ist ihre ureigene Existenz in Gefahr, beziehungsweise halten sie das, was sie aus ungeahnten privaten Gründen als ihre Existenz ansehen für in Gefahr. Das Ziel, das unerschütterlich auf einer realen, aber privaten Erfahrung basiert, rechtfertigt die Mittel. Sie opfern eines dieser Ideale, um alle zu retten …, denn »man urteilt nach dem Ergebnis …«

## *3*

Diesen elementaren Wahrheiten sahen sich die demokratischen Philosophen gegenüber. Es war ihnen verstandesmäßig oder auf andere Weise bewusst, dass die Reichweite der politischen Kenntnisse begrenzt war, dass man den Bereich der Selbstregierung beschränken müsse und dass eigenständige Staaten sich in der Positur von Gladiatoren befanden, sobald sie aneinandergerieten. Sie wussten aber mit ebensolcher Sicherheit, dass die Menschen den Willen besaßen, selbst über

ihr Schicksal zu entscheiden und einen Frieden zu finden, der nicht von der Gewalt aufgezwungen war. Wie konnten sie ihren Wunsch mit den Tatsachen versöhnen? Sie schauten um sich. In den Stadtstaaten von Griechenland und Italien fanden sie eine Chronik der Korruption, der Intrige und des Krieges.[8] In ihren eigenen Städten beobachteten sie Zerrissenheit, Künstlichkeit und Fieber. In dieser Umgebung konnte das demokratische Ideal nicht gedeihen, hier konnte eine Gruppe unabhängiger und gleich kompetenter Menschen ihre eigenen Angelegenheiten nicht unmittelbar bewältigen. Sie blickten weiter um sich, auf abgelegene, unverdorbene Dörfer auf dem Lande. Sie ließen sich dabei vielleicht ein wenig von Jean-Jacques Rousseau leiten. Sie gelangten zu der Erkenntnis, dass ihr Ideal in der Heimat verwirklicht war. Besonders Jefferson empfand es, und Jefferson formulierte mehr als jeder andere das amerikanische Bild der Demokratie. Aus den Dorfbezirken war die Kraft gekommen, die die amerikanische Revolution zum Siege geführt hatte. Wenn man eine Brille trug, die die Sklaven auslöschte, konnte man vor dem inneren Auge das Bild der Demokratie sehen, so wie sie sein sollte.

»Die amerikanische Revolution brach aus«, sagte Alexis de Tocqueville,[9] »und die Doktrin von der Volkssouveränität, die in den Dorfbezirken genährt worden war, nahm vom Staat Besitz.« Unbestreitbar ergriff diese Doktrin Besitz vom Geist der Männer, die die Stereotypen der Demokratie formulierten und popularisierten. »Die Liebe zum Volk war unser Prinzip«, schrieb Jefferson.[10] Die Leute, die er liebte, waren jedoch fast ausschließlich die kleinen Farmer, die Land besaßen: »Diejenigen, die den Boden bearbeiten, sind die Erwählten Gottes, wenn Er überhaupt ein erwähltes Volk hatte, an deren Brust Er vornehmlich die wesentlichen und echten Tugenden legte. Es ist der Brennpunkt, an dem Er das heilige Feuer am Leben erhält,

das sonst vielleicht vom Antlitz der Erde verschwinden würde. Der Niedergang der Moral in der Masse der Pflanzer ist ein Phänomen, zu dem kein Zeitalter und keine Nation ein Beispiel geliefert hat.«

Wenn auch viel von dem romantischen Ruf nach Rückkehr zur Natur in diesen Ausruf eingeflossen ist, so hatte er doch auch einen soliden Kern. Jeffersons Gedanke war richtig, dass eine Gruppe von unabhängigen Farmern eher die Forderungen der unmittelbaren Demokratie erfüllt als jede andere menschliche Gesellschaft. Wenn man jedoch das Ideal bewahren will, muss man diese Idealgemeinschaften gegen die Verdorbenheit der Welt abschirmen. Wenn die Farmer ihre eigenen Angelegenheiten meistern sollen, müssen sie diese Angelegenheiten denen anvertrauen, die an deren Bewältigung gewöhnt sind. Jefferson zog alle diese logischen Schlussfolgerungen. Er war ein Gegner der Industrie, des Außenhandels und einer Marine, von unklaren Eigentumsformen und, in der Theorie, von jeder Regierungsform, die ihren Kern nicht in der kleinen, sich selbst verwaltenden Gruppe hatte. Er fand Kritiker in seiner eigenen Zeit: Einer von ihnen bemerkte, dass »wir zwar in der Fülle der eigenen Wichtigkeit aufgehen und wirklich stark genug sind, um uns gegen jeden Eindringling zu verteidigen, dass wir uns aber auch ewiger Bäuerlichkeit erfreuen werden und, derart apathisch gemacht und ungebildet, auf immer unter dem Schutz einer egoistischen, satten Gleichgültigkeit leben würden«.[11]

## *4*

Das demokratische Ideal, wie es Jefferson formte, bestand aus

einer idealen Umgebung und einer auserwählten Klasse. Es geriet nicht in Konflikt mit der politischen Wissenschaft seiner Zeit und auch nicht mit den Realitäten. Als dieses Ideal – teils aus Überschwänglichkeit teils für Wahlzwecke – in absoluten Formulierungen niedergelegt war, vergaß man bald, dass die Theorie auf sehr spezielle Bedingungen zugeschnitten war. Sie wurde zum politischen Evangelium und lieferte die Stereotypen, durch die die Amerikaner aller Parteien die Politik betrachten.

Dieses Evangelium festigte sich infolge der Zwangslage, dass in Jeffersons Zeit niemand sich öffentliche Meinungen vorstellen konnte, die nicht spontan und subjektiv waren. Die demokratische Tradition versucht daher ständig eine Welt zu sehen, in der sich die Menschen ausschließlich mit Angelegenheiten befassen, deren Ursachen und Wirkungen alle innerhalb des Gebietes liegen, das sie bewohnen. Niemals hat sich die demokratische Theorie im Zusammenhang einer weiten und unvorhersehbaren Umwelt sehen können. Der Spiegel ist konkav. Und obwohl die Demokraten erkennen, dass sie mit äußeren Dingen in Berührung stehen, erkennen sie gewiss auch, dass jeder Kontakt außerhalb dieser autarken Gruppe eine Bedrohung für die Demokratie in ihrer ursprünglichen Auffassung darstellt. Das ist eine weise Befürchtung. Wenn die Demokratie unmittelbar sein soll, müssen die Interessen der Demokratie ebenfalls einfach und greifbar bleiben und leicht gehandhabt werden können. Die Bedingungen müssen denen isolierter Landbezirke nahestehen, wenn die Versorgung mit Informationen der zufälligen Erfahrung überlassen bleiben soll. Die Umwelt muss sich auf den direkten und zuverlässigen Erkenntnisbereich eines jeden Menschen beschränken. Der Demokrat hat begriffen, was eine Analyse der öffentlichen Meinung zu zeigen scheint: »Wenn man es mit einer nichtbeobachteten Umwelt zu tun hat, werden Entscheidungen in

klarer Weise vom Zufall bestimmt, was sie eindeutig nicht sollten.«[12]

Infolgedessen hat er stets versucht, auf die eine oder andere Weise die Bedeutung dieser nichtbeobachteten Welt zu verkleinern. Er hat den Außenhandel gefürchtet, weil der Handel auswärtige Beziehungen mit sich bringt. Er hat der Industrie misstraut, weil sie große Städte und Menschenansammlungen im Gefolge hat; wenn er trotzdem Industrie brauchte, so verlangte er Schutz im Interesse seiner Selbständigkeit. Als er diese Bedingungen nicht in der realen Welt vorfinden konnte, setzte er sich leidenschaftlich in die Wildnis ab und gründete utopische Gemeinschaften weitab von äußeren Berührungsmöglichkeiten. Seine Schlagworte enthüllen seine Voreingenommenheit. Er erklärt sich für Selbstregierung, Selbstbestimmung und Unabhängigkeit. Nicht eine dieser Ideen enthält eine Andeutung von Zustimmung oder Gemeinschaft über die Grenzen der sich selbst regierenden Gruppen hinaus. Das Feld der demokratischen Aktion ist ein engumschriebenes Gebiet. Innerhalb geschützter Grenzen besteht das Ziel darin, die Autarkie zu erreichen und Verwicklungen zu vermeiden. Diese Regel beschränkt sich nicht auf die Außenpolitik, aber sie tritt darin deutlicher zutage, weil das Leben außerhalb der nationalen Grenzen stärker distanziert ist als das Leben im Innern. Und wie die Geschichte zeigt, haben sich die Demokratien in ihrer Außenpolitik gewöhnlich zwischen der »Splendid Isolation« und einer Diplomatie entscheiden müssen, die ihre Ideale verletzte. Die erfolgreichsten Demokratien, die Schweiz, Dänemark, Australien, Neuseeland und Amerika, haben keine Außenpolitik im europäischen Sinne gekannt. Selbst die Monroedoktrin entsprang dem Wunsch nach Ergänzung der beiden Ozeane durch ein Glacis von Staaten, die so republikanisch dachten, dass sie keine Außenpolitik brauchten.

Wo die Gefahr groß ist – was vielleicht eine unerlässliche Bedingung der Autokratien ist[13] –, wurde die Sicherheit als notwendig erachtet, sofern die Demokratie arbeitsfähig sein sollte. Die Prämisse einer eigenständigen Gemeinschaft durfte so wenig wie möglich gestört werden. Unsicherheit bringt Überraschungen mit sich. Das heißt, Leute greifen in unser Leben ein, über die wir keine Gewalt haben und mit denen man nicht verhandeln kann. Das heißt, es gibt Kräfte im Staat, die die vertraute Routine stören und neue Probleme aufwerfen, über die schnelle und ungewöhnliche Entschlüsse gefasst werden müssen. Jeder Demokrat spürt in seinen Knochen, dass sich gefährliche Krisen nicht mit der Demokratie vereinbaren lassen. Er weiß, dass die Trägheit der Massen so groß ist, dass im Interesse einer schnellen Aktion sehr wenige Menschen Entscheidungen treffen und die anderen ihnen blind folgen müssen. Die Demokraten sind deshalb zwar keine Anhänger der Nachgiebigkeit geworden, aber diese Erkenntnis war das Ergebnis in allen demokratischen Kriegen, die um pazifistischer Ziele willen geführt worden sind. Selbst wenn Kriege in Wirklichkeit Eroberungskriege sind, hält man sie ernsthaft für Kriege zur Verteidigung der Zivilisation.

Diese verschiedenen Versuche, einen Teil der Erdoberfläche einzubeziehen, waren nicht bestimmt von Feigheit, Apathie oder der Bereitwilligkeit, unter mönchischer Disziplin zu leben, wie es einer von Jeffersons Kritikern ausgedrückt hat. Die Demokraten hatten eine blendende Chance erspäht, jedes menschliche Wesen zu voller Größe wachsen zu lassen und von allen von Menschen gezogenen Grenzen zu befreien. Bei dem Stand ihrer Kenntnisse über die Regierungskunst konnten sie sich, ebenso wenig wie vor ihnen Aristoteles, eine Gesellschaft autonomer Individuen vorstellen, die nicht simpel und abgesondert war. Sie konnten daher keine andere Prämisse wählen, wenn sie zu der

Schlussfolgerung kommen wollten, dass alle Menschen ihre öffentlichen Angelegenheiten unmittelbar zu meistern vermögen.

## *5*

Nachdem die Demokraten diese Prämisse angenommen hatten, weil sie sich für ihre kühnsten Hoffnungen als notwendig erwies, zogen sie noch weitere Schlüsse. Da man, um eine unmittelbare Selbstregierung zu bekommen, eine einfache, autarke Gemeinschaft braucht, nahmen sie als gegeben an, dass der eine Mensch ebenso kompetent wie der nächste sei, um diese einfachen und eigenständigen Angelegenheiten zu bewältigen. Wo der Wunsch der Vater des Gedankens ist, wirkt diese Logik überzeugend. Außerdem erweist sich die Doktrin vom allmächtigen Bürger in der ländlichen Gemeinde für die meisten Zwecke als richtig. Jedermann in einem Dorf mischt früher oder später seine Hände in alles, was das Dorf tut. Der Hansdampf in allen Gassen wechselt sich im Amt ab. Ernste Schwierigkeiten mit der Doktrin des allmächtigen Bürgers gab es erst, als die demokratische Stereotype allgemein angewandt wurde, so dass die Menschen zwar auf eine komplizierte Zivilisation blickten, aber nur ein eingehegtes Dorf erkannten.

Nicht nur der einzelne Bürger war hiernach befähigt, sich mit allen öffentlichen Angelegenheiten zu befassen, er besaß folgerichtig auch Gemeinsinn und unablässiges Interesse. Er hatte genug Gemeinsinn für die Dorfgemeinschaft, wo er jeden kannte und an jedermanns Unternehmungen interessiert war. Der Gedanke, dass etwas für die Dorfgemeinschaft genügt, verwandelt sich leicht in den Gedanken, dass es für jeden Zweck

genügt, denn wie wir bereits festgestellt haben, passt das quantitative Denken nicht zur Stereotype. Es gab jedoch noch einen Zirkelschluss: Da man von jedermann annahm, er interessiere sich genügend für wichtige Dinge, erschienen nur solche Angelegenheiten als wichtig, an denen jedermann interessiert war.

Das bedeutete, dass die Menschen sich ihr Bild von der äußeren Welt nach den unangefochtenen Bildern in ihren Köpfen zurechtmachten. Diese Bilder vermittelten ihnen ihre Eltern und Lehrer in stereotypierter Form, und sie korrigierten sie ein wenig durch ihre eigene Erfahrung. Nur wenige Menschen hatten Angelegenheiten, die sie über die Staatsgrenzen hinausführten. Noch weniger Leute hatten Gründe, außer Landes zu gehen. Die meisten Wähler lebten ihr ganzes Leben lang in ein und derselben Umgebung und konnten sich auf nichts anderes beziehen als auf ein paar kraftlose Zeitungen, einige Broschüren, politische Reden, ihre religiöse Erziehung und das Gerücht. Sie mussten sich die größere Umwelt des Handels und der Finanzen, des Krieges und des Friedens in Gedanken vorstellen. Die Zahl der öffentlichen Meinungen, die auf einem objektiven Bericht basierten, war sehr klein im Verhältnis zu den Meinungen, die auf zufällige Eingebungen zurückgingen. Und daher war in der Gründungszeit der Demokratie die Eigenständigkeit aus vielen verschiedenen Gründen ein geistiges Ideal. So trugen die physische Isolierung der Dorfgemeinschaft, die Einsamkeit des Pioniers, die Theorie der Demokratie, die protestantische Tradition und die Begrenzungen der politischen Wissenschaft alle dazu bei, die Menschen glauben zu machen, dass sie politische Weisheit aus ihrem eigenen Bewusstsein heraufholen müssten. Es ist keineswegs seltsam, dass die Ableitung von Gesetzen aus absoluten Prinzipien so viel ihrer Energie kosten sollte. Der amerikanische politische Kopf musste von seinem eigenen

Kapital zehren. In der Gesetzgebung fand er einen bewährten Regelschatz vor, aus dem man neue Regeln ableiten konnte, ohne dass man neue Wahrheiten aus der Erfahrung zu gewinnen brauchte. Die Formeln nahmen eine so seltsame Heiligkeit an, dass jeder gute Beobachter aus dem Ausland über den Gegensatz zwischen der dynamischen praktischen Energie des amerikanischen Volkes und der statischen Theorie ihres öffentlichen Lebens erstaunt ist. Diese beständige Liebe für feste Grundsätze war einfach die einzige bekannte Methode zur Erreichung der Eigenständigkeit. Sie bedeutete jedoch auch, dass die öffentlichen Meinungen einer Gemeinschaft über die äußere Welt hauptsächlich in ein paar stereotypierten Bildern bestand; sie waren in einem Modell angeordnet, das von ihren Gesetzes- und Moralkodizes abgeleitet und von dem Gefühl angetrieben wurde, das nur lokale Erfahrungen kannte.

Auf diese Weise wurde die demokratische Theorie, die von ihrer schönen Vision einer letzten menschlichen Würde ausgegangen war, mangels Hilfen zur Wissensvermittlung aus der Umwelt gezwungen, sich mit der Weisheit und dem Erfahrungsschatz zu begnügen, die sich zufällig im Wähler angesammelt hatten. Gott hatte, nach den Worten Jeffersons, »dem Menschen wesentliche und echte Tugenden an die Brust gelegt«. Diese Auserwählten in ihrer autarken Umgebung hatten alle Tatsachen vor sich. Die Umwelt war ihnen so vertraut, dass man es für selbstverständlich halten konnte, wenn die Menschen von Dingen sprachen, die ihrem Wesen nach gleich waren, Die einzigen echten Meinungsverschiedenheiten konnten daher nur in den Urteilen über dieselben Tatsachen auftreten. Man brauchte die Quellen der Information nicht zu sichern. Sie lagen auf der Hand und waren allen Menschen gleich gut zugänglich. Man brauchte sich auch keine Gedanken über höchste Maßstäbe zu machen. In der eigenständigen Gemeinschaft konnte man

einen homogenen Moralkodex voraussetzen, oder wenigstens tat man es faktisch. Die einzige Möglichkeit für Meinungsverschiedenheiten ergab sich also in der logischen Anwendung akzeptierter Standards auf akzeptierte Tatsachen. Und da die Fähigkeit des vernünftigen Denkens ebenfalls standardisiert war, hätte sich ein Denkirrtum schnell in einer freien Diskussion offenbart. Daraus folgte, dass Wahrheit innerhalb dieser Grenzen erlangt werden konnte. Die Gemeinschaft konnte ihren Bedarf an Information für gesichert ansehen. Ihre Kodizes gab sie durch die Schule, die Kirche und die Familie weiter, und die Fähigkeit, aus einer Prämisse Deduktionen zu ziehen, statt der Fähigkeit, die Prämisse zu entdecken, wurde als das Hauptziel der geistigen Ausbildung betrachtet.

# Die Rolle der Gewalt, der Patronage und der Vorrechte

## *1*

»Es ist geschehen, wie es vorauszusehen war«, schrieb Hamilton, [14] »die Maßnahmen der Union sind nicht ausgeführt worden; die Gesetzesverstöße der Staaten sind allmählich in ein Extrem gereift, das schließlich alle Räder der nationalen Regierung angehalten und sie in einen abscheulichen Stillstand versetzt hat …« denn »in unserem Falle ist unter der Konföderation der Zusammenklang von dreizehn verschiedenen souveränen Willensbekundungen erforderlich, damit die vollkommene Ausführung jeder wichtigen Maßnahme, die von der Union ausgeht, gewährleistet wird«. Wie konnte es anders auch sein, fragte er; »Die Herrschenden der jeweiligen Mitglieder [der Union] … werden versuchen, die Richtigkeit der Maßnahmen selbst zu beurteilen. Sie werden die Übereinstimmung der vorgeschlagenen oder geforderten Sache mit ihren unmittelbaren Interessen oder Zielen erwägen; gleichfalls die augenblicklichen Vorteile oder Nachteile, die ihre Annahme begleiten. All das wird getan werden, und zwar in einem Geist der interessierten und misstrauischen Gewissenhaftigkeit und ohne jene Kenntnis der nationalen Umstände und Staatsgründe, die für das richtige Urteil so wichtig ist, und mit jener starken Vorliebe für lokale Gegenstände, die die Entscheidung kaum anders als falsch ausfallen lässt. Derselbe Vorgang muss sich in allen Unionsmitgliedern wiederholen, aus denen sich das

Parlament zusammensetzt; und die Ausführung der Pläne, die die Beratungsorgane des Ganzen aufgestellt haben, wird stets nach dem Gutdünken der schlechtinformierten und voreingenommenen Meinung eines jeden Teiles hin und her schwanken. Diejenigen, die mit den Verfahren von Volksversammlungen vertraut sind und erkannt haben, wie schwierig es oft ist, sie zu harmonischen Entschlüssen in wichtigen Punkten zu bringen, wenn kein äußerer Druck der Umstände vorliegt, werden leicht erkennen, wie unmöglich es ist, eine Anzahl von derartigen Versammlungen, die an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Eindrücken beraten, in denselben Ansichten und Bestrebungen zu langer Zusammenarbeit zu bewegen.«

Über zehn Jahre des Sturm und Drangs mit einem Kongress, der nach John Adams[15] »nur eine Versammlung von Diplomaten« war, hatten den Revolutionsführern »eine instruktive, aber schmerzliche Lektion«[16] darüber erteilt, was geschieht, wenn eine Anzahl von autarken Gemeinschaften in derselben Umwelt in Verwicklungen geraten. Als sie im Mai 1787 nach Philadelphia gingen, um angeblich die Artikel der Konföderation zu revidieren, befanden sie sich in Wirklichkeit in voller Reaktion gegen die fundamentale Prämisse der Demokratie des 18. Jahrhunderts. Die Politiker setzten sich nicht nur bewusst in Gegensatz zum demokratischen Geist der Zeit, weil sie, wie Madison gesagt hat, das Gefühl hatten, dass »die Demokratien immer Schauplätze der Unruhe und des Streites« gewesen sind, sie waren auch entschlossen, innerhalb der nationalen Grenzen soweit wie möglich das Ideal der in eigenständigen Umgebungen sich selbst regierenden Gemeinschaft zu kompensieren. Die Zusammenstöße und Misserfolge der »konkaven« Demokratie, in der die Menschen alle ihre eigenen Angelegenheiten unmittelbar erledigten, standen ihnen lebhaft vor Augen. Wie sie das Problem

sahen, ging es darum, die Regierung gleichsam gegen die Demokratie wiederherzustellen. Sie verstanden unter der Regierung die Macht, die nationale Entscheidungen trifft und sie überall im Volk durchsetzt; sie glaubten, dass die Demokratie das hartnäckige Beharren von örtlichen Autoritäten und Klassen auf der Selbstbestimmung in Übereinstimmung mit ihren unmittelbaren Interessen und Zielen war.

In ihren Berechnungen konnten sie nicht die Möglichkeit einer Organisation des Wissens in Erwägung ziehen, bei der getrennte Gemeinschaften gleichzeitig unter der Einbeziehung identischer Fakten handeln würden. Wir beginnen gerade erst, diese Möglichkeit für gewisse Teile der Welt ins Auge zu fassen, wo es einen freien Austausch der Nachrichten und eine gemeinsame Sprache gibt, und auch da nur für gewisse Aspekte des Lebens. Die ganze Idee eines freiwilligen Föderalismus in der Industrie und in der Weltpolitik ist noch so rudimentär ausgebildet, dass sie nur langsam und nur sehr bescheiden Eingang in die Politik findet, wie unsere eigene Erfahrung erweist. Was wir, länger als ein Jahrhundert danach, lediglich als Anreiz zu geistiger Bemühung von Generationen erkennen können, sahen die Autoren der Verfassung überhaupt nicht. Um eine nationale Regierung zu errichten, mussten Hamilton und seine Kollegen Pläne entwerfen, die nicht auf der Theorie beruhten, dass die Menschen Zusammenarbeiten würden, weil sie einen Sinn für die gemeinsamen Interessen haben, sondern auf der Theorie, dass die Menschen regiert werden könnten, wenn die besonderen Interessen durch ein Gleichgewicht der Kräfte in der Waage gehalten werden könnten. Madison sagte: »Der Ehrgeiz muss geweckt werden, um dem Ehrgeiz entgegenzuwirken.«[17]

Sie hatten nicht die Absicht, wie manche Autoren vermutet haben, jedem Interesse ein Gegengewicht entgegenzusetzen, so dass die Regierung zu einem dauernden Stillstand gekommen

wäre. Sie beabsichtigten hingegen, die lokalen und Klasseninteressen zum Stillstand zu bringen, um diese an einer Obstruktion der Regierung zu hindern. »Bei der Bildung einer Regierung, die von Menschen über Menschen geführt werden muss«, schrieb Madison,[18] »erhebt sich die folgende Schwierigkeit:

Man muss zuerst der Regierung die Möglichkeit geben, die Regierten zu kontrollieren, und sie dann verpflichten, sich selbst zu kontrollieren.« Die Doktrin der Behinderungen und des Gleichgewichts der Kräfte war in einem sehr wichtigen Sinne das Heilmittel der föderalistischen Politiker in der Frage der öffentlichen Meinung. Sie sahen keinen anderen Weg, das »blutige Wirken des Schwertes« durch »den milden Einfluss des Richteramtes«[19] zu ersetzen, als durch Planung einer ingeniösen Maschinerie zur Neutralisierung der lokalen Meinungen. Sie verstanden nicht eine große Wählerschaft zu manipulieren, genauso wie sie keine Möglichkeit sahen einen Konsens aufgrund gegenseitig übereinstimmender Fakten zu erreichen. Es ist wahr, dass Hamilton von Aaron Burr eine Lehre erfuhr, die ihn sehr beeindruckte, als er im Jahre 1800 mit Hilfe von Tammany Hall die Regierung über New York City antrat. Hamilton wurde jedoch getötet, bevor er diese neue Entdeckung berücksichtigen konnte. Wie Ford[20] sagt, schoss Burrs Pistole der Bundespartei das Gehirn aus.

## *2*

Als die Verfassung niedergeschrieben wurde, »konnte Politik noch durch Konferenzen und Übereinkünfte unter Gentlemen gemacht werden«,[21] und Hamilton wandte sich einer Regierung

wegen an die vermögende Oberschicht. Sie sollten die nationalen Angelegenheiten in die Hand nehmen, sobald die örtlichen Vorurteile durch die verfassungsmäßig verankerten Behinderungen und Gleichgewichte aufeinander abgestimmt waren. Zweifellos war Hamilton, der durch Adoption zu dieser Klasse gehörte, in menschlich verständlicher Weise zu ihren Gunsten eingenommen. Das allein ist jedoch nur eine schwache Erklärung seiner Politik. Es kann sicher nicht an seiner lodernden Leidenschaft für die Einheit gezweifelt werden, und ich glaube, es ist eine Verkehrung der Wahrheit, wenn man anführt, er habe die Union geschaffen, um die Klassenvorrechte zu schützen, statt zu sagen, er habe die Klassenvorrechte benutzt, um die Union zu schaffen. »Wir müssen den Menschen nehmen, wie er ist«, sagte Hamilton, »und wenn wir wollen, dass er der Öffentlichkeit dient, müssen wir seine Leidenschaften hierfür entfachen.«[22] Er brauchte Männer für das Regierungsgeschäft, deren Leidenschaften schnell mit einem nationalen Interesse verbunden werden konnten. Er fand sie in der vermögenden Oberschicht, den Geldverleihern, Fabrikanten, Spediteuren und Händlern,[23] und es gibt wahrscheinlich kein besseres Beispiel in der Geschichte der Anpassung kluger Mittel an klare Ziele als in der Reihe von fiskalischen Maßnahmen, mit denen Hamilton die Provinznotabeln an die neue Regierung band.

Obgleich der Verfassungskonvent hinter verschlossenen Türen tagte und obgleich die Ratifizierung durch »die Stimmabgabe von wahrscheinlich nicht mehr als einem Sechstel der erwachsenen Männer«[24] bewerkstelligt wurde, gab es wenig oder keinen Widerspruch. Die Föderalisten sprachen für die Union, nicht für die Demokratie, und sogar das Wort Republik hatte in den Ohren von George Washington noch einen unangenehmen Klang, als er bereits länger als zwei Jahre Präsident der Republik war. Die Verfassung war ein offenherziger Versuch, den Umfang der

Volksregierung zu begrenzen; das einzige demokratische Organ, das die Regierung besitzen sollte, war das Repräsentantenhaus, das sich auf ein Wahlsystem gründete, das von Vermögensqualifikationen stark eingeschränkt war. Und selbst dann noch, so glaubte man, würde das Repräsentantenhaus so sittenwidrig ein Teil der Regierung sein, dass es sorgfältig vom Senat, dem Wahlkollegium, dem Veto des Präsidenten und der richterlichen Interpretation in die Schranken gewiesen und ins Gleichgewicht gebracht wurde. So einigten sich die amerikanischen Revolutionäre von 1776 in dem Augenblick, wo die Französische Revolution das Volksgefühl in der ganzen Welt entzündete, auf eine Verfassung, die sich die britische Monarchie zum Vorbild nahm, soweit es zweckmäßig erschien. Diese konservative Reaktion konnte nicht von Dauer sein. Die Männer, die sie förderten, stellten nur eine Minderheit dar, ihre Motive waren verdächtig, und als Washington sich zurückzog, war die Stellung der Oberschicht nicht stark genug, um in dem unvermeidlichen Kampf um die Nachfolge den Sieg davonzutragen. Der Widerspruch zwischen dem ursprünglichen Plan der Väter der Verfassung und dem moralischen Empfinden der Zeit war zu groß, um nicht von einem guten Politiker ausgenutzt zu werden.

## *3*

Jefferson sprach von seiner Wahl als von der »großen Revolution von 1800«, aber es war weit eher eine geistige Revolution. Zwar wurde keine große politische Linie geändert, aber eine neue Tradition wurde begründet. Denn es war Jefferson, der als erster das amerikanische Volk lehrte, die Verfassung als Instrument der

Demokratie zu betrachten, und er stereotypisierte die Bilder, die Ideen und sogar viele der Redewendungen, mit denen die Amerikaner seitdem einander die Politik erläutert haben. Der geistige Sieg war so vollständig, dass Alexis de Tocqueville, der in den Heimen von Föderalisten verkehrte, in seinen Aufzeichnungen bemerkte, man habe selbst diejenigen, die über die Dauer der neuen Regierung verärgert gewesen seien, »die Annehmlichkeiten einer republikanischen Regierung und die Vorteile der demokratischen Institutionen« nicht selten in der Öffentlichkeit loben hören.[25]

Die Väter der Verfassung hatten bei all ihrem Scharfsinn nicht erkannt, dass eine ausgesprochen undemokratische Verfassung nicht lange geduldet werden würde. Die dreiste Absage an die Volksherrschaft war für einen Mann wie Jefferson gefundenes Fressen. Jefferson war dabei hinsichtlich seiner konstitutionellen Auffassungen um kein Jota mehr als Hamilton gewillt, die Regierung dem »unraffinierten« Willen des Volkes zu überlassen.[26] Die föderalistischen Politiker waren Männer von bestimmten Überzeugungen, die sie auch in aller Offenheit aussprachen. Es bestand wenig echte Diskrepanz zwischen ihren öffentlichen und ihren privaten Ansichten.

Jefferson hingegen war verwirrt. Nicht etwa, wie Hamilton und dessen Biographen vermuteten, von Natur aus, sondern weil er an die Union, genauso wie an die spontane Demokratie glaubte. Die politische Wissenschaft seiner Zeit bot aber keinen Ansatz um beide miteinander zu versöhnen.

Seine Gedankenwelt und seine Handlungen waren ungeordnet, weil er eine neue und gewaltige Idee vor sich sah, die noch niemand in ihrer ganzen Tragweite durchdacht hatte. Wenn auch die Volkssouveränität von niemandem klar verstanden wurde, so schien sie doch eine so große Steigerung des menschlichen Lebens zu enthalten, dass keine Verfassung von Bestand sein

konnte, die sie offen ablehnte. Man strich daher die offene Ablehnung der Volkssouveränität aus dem Bewusstsein, und das Dokument, das äußerlich ein ehrliches Beispiel begrenzter konstitutioneller Demokratie ist, wurde als Instrument der direkten Volksherrschaft durchdacht und diskutiert. Jefferson gelangte tatsächlich zu dem Punkt, an dem er glaubte, die Föderalisten hätten die Verfassung bewusst verfälscht, und in seinen Augen waren sie auch nicht mehr deren Urheber. Und daher wurde die Verfassung im Geiste noch einmal niedergeschrieben. Teils durch echte Nachträge, teils durch die Praxis – wie im Falle des Wahlkollegiums aber hauptsächlich, indem man sie durch eine andere Reihe von Stereotypen betrachtete, entfernte man das oligarchische Aussehen ihrer äußeren Fassade.

Das amerikanische Volk begann zu glauben, dass seine Verfassung ein Instrument der Demokratie sei, und behandelte es als solches. Diese Fiktion geht auf den Sieg Jeffersons zurück, und zu was für einer immens starken Fiktion sie wurde. Man kann mit Recht vermuten, dass die Verfassung, hätte man sie stets so betrachtet, wie es ihre Urheber taten, mit Gewalt über den Haufen geworfen worden wäre, weil die Treue zur Verfassung und die Treue zur Demokratie nicht miteinander vereinbar erschienen wären. Jefferson löste dieses Paradoxon dadurch auf, dass er das amerikanische Volk die Verfassung als Ausdruck der Demokratie zu lesen lehrte. Er selbst machte halt davor.

Aber im Verlauf von fünfundzwanzig Jahren hatten sich die sozialen Bedingungen so radikal geändert, dass Andrew Jackson die politische Revolution durchführte, für die Jefferson die Tradition vorbereitet hatte.[27]

# *4*

Politischer Kern dieser Revolution war die Frage der Patronage. Die Männer, die die Regierung gegründet hatten, betrachteten das öffentliche Amt als eine Art Besitztum, das man nicht leichtfertig antasten durfte, und sie hegten zweifellos die Hoffnung, dass die Ämter in der Hand ihrer Gesellschaftsschicht bleiben würden. Die demokratische Theorie vertrat jedoch als eines ihrer Hauptprinzipien die Lehre vom allkompetenten Bürger. Als nun das Volk die Verfassung als Instrument der Demokratie anzusehen begann, zeigte es sich, dass ein Verbleiben im Amt als undemokratisch erscheinen würde. Der natürliche Ehrgeiz der Menschen fiel hier mit dem großen moralischen Impuls ihrer Zeit zusammen. Jefferson hatte den Gedanken volkstümlich gemacht, ohne dass er ihn rückhaltlos in die Praxis umsetzte. Absetzungen von Beamten aus Parteigründen waren unter den Präsidenten aus Virginia verhältnismäßig selten. Erst Jackson begründete die Praxis, die öffentlichen Ämter durch Patronage zu vergeben.

So merkwürdig es klingt, der turnusmäßige Wechsel im Amt nach kurzen Amtsperioden wurde als große Reform betrachtet. Er anerkannte nicht nur die neue Würde des Durchschnittsmenschen, indem sie ihn als zu jedem Amt befähigt behandelte, er zerstörte nicht nur das Monopol einer kleinen Gesellschaftsschicht und schien dem Talent eine Karriere zu öffnen, »er war auch seit Jahrhunderten als vorzügliches Heilmittel gegen die politische Korruption« angepriesen worden, und als einzige Möglichkeit, um die Schaffung einer Bürokratie zu verhindern.[28]

Die Praxis der schnellen Wechsel im öffentlichen Amt bedeutete die Anwendung des Bildes von der Demokratie, das

vom eigenständigen Dorf abgeleitet war, auf ein weites Gebiet.

Natürlich erzielte sie nicht dieselben Ergebnisse im Volk, die sie in der Idealgemeinschaft gehabt hatte, auf der die demokratische Theorie basierte. Sie hatte ganz unerwartete Folgen, denn sie begründete eine neue herrschende Schicht, die den Platz der abgedankten Föderalisten einnahm. Die Patronage bewirkte unbeabsichtigt für eine große Wählerschaft, was Hamiltons fiskalische Maßnahmen für die Oberschichten bewirkt hatten. Oft erkennen wir nicht, ein wie großes Maß an Regierungsstabilität wir dem Recht der Ämterverteilung durch die Parteien verdanken. Denn es war die Patronage, die Naturpolitiker von der allzu starken Bindung an die eigenständige Gemeinde abbrachte, es war die Patronage, die den Lokalgeist schwächte und die Männer, die als Provinzkoryphäen, infolge Fehlens eines Organs für die gemeinsamen Interessen, die Union zerschlagen hätten, zu einer Form der friedlichen Zusammenarbeit zusammenführte.

Die demokratische Theorie sollte natürlich nicht eine neue herrschende Klasse hervorbringen, und sie hat sich den Tatsachen auch niemals angepasst. Als der Demokrat das Ämtermonopol abschaffen wollte, um es durch turnusmäßigen Ämterwechsel und kurze Amtsperioden zu ersetzen, dachte er an den Dorfbezirk, in dem jeder ein öffentliches Amt bekleiden und dann wieder zu seiner Farm zurückkehren konnte. Der Demokrat hatte für den Gedanken einer Politikerschicht nichts übrig. Er konnte jedoch nicht bekommen, was er wollte, weil seine Theorie von einer Idealumwelt abgeleitet war, und er lebte doch in einer realen Umgebung. Je tiefer er den moralischen Impuls der Demokratie verspürte, desto weniger war er bereit, die Wahrheit von Hamiltons Feststellung zu erkennen, dass Gemeinschaften, die an entfernten Orten und unter verschiedenen Eindrücken beraten, nicht lange in denselben Anschauungen und Zielen

Zusammenarbeiten könnten. Denn diese Wahrheit verschiebt alles, so auch die volle Verwirklichung der Demokratie in öffentlichen Angelegenheiten, bis die Kunst, Einstimmigkeit zu erzielen, radikal verbessert worden ist. Während also die Revolution unter Jefferson und Jackson das Patronagesystem hervorbrachte, das zum Zweiparteiensystem geführt hat, welches einen Ersatz für die Herrschaft der vermögenden Oberschicht hervorbrachte und Methoden zur Meisterung des Stillstandes durch checks and balances (dt. Überprüfung und Ausgleich) schuf, geschah dies alles sozusagen unter der Oberfläche.

Der Ämterwechsel präsentierte sich also augenscheinlich als die Theorie, in der Praxis hingegen wanderten die Ämter zwischen den Konjunkturrittern hin und her. Die Amtszeit braucht kein Dauermonopol zu sein, aber der Berufspolitiker besaß Dauerhaftigkeit. Die Regierung könnte, wie Präsident Harding einmal gesagt hat, eine einfache Sache sein, aber das Gewinnen von Wahlen war ein komplizierter Vorgang. Die Gehälter der Beamten konnten so betont bescheiden sein wie Jeffersons hausgefertigter Anzug, aber die Ausgaben der Parteiorganisation und die Früchte des Sieges nahmen großartige Ausmaße an. Die Stereotype der Demokratie beherrschte die sichtbare Regierung; die Verbesserungen, Ausnahmen und die Anpassung des amerikanischen Volkes an die realen Gegebenheiten seiner Umgebung mussten dagegen unsichtbar bleiben, selbst wenn jeder genau darüber Bescheid wusste. Nur die Worte des Gesetzes, die Reden der Politiker, die Parteiprogramme und der formale Apparat der Regierung hatten mit dem ursprünglichen Bild der Demokratie übereinzustimmen.

Wenn man einen philosophisch gestimmten Demokraten gefragt hätte, wie diese eigenständigen Gemeinschaften Zusammenarbeiten sollten, wenn ihre öffentlichen Meinungen so ichbezogen waren, hätte er auf die repräsentative Regierung verwiesen, die im Kongress verkörpert ist. Und nichts würde ihn mehr überraschen als die Entdeckung, wie stetig das Prestige der repräsentativen Regierung gesunken ist, während die Macht des Präsidenten gewachsen ist.

Einige Kritiker haben das auf die Sitte zurückgeführt, dass nur jeweils zwei Lokalkoryphäen nach Washington geschickt werden. Sie haben geglaubt, das Leben der Hauptstadt würde glänzender, wenn der Kongress aus den hervorragendsten Männern der Nation bestünde. Es wäre selbstverständlich sehr gut, wenn die Präsidenten und Kabinettmitglieder nach ihrem Ausscheiden aus der Regierung dem Beispiel John Quincy Adams folgten. Das Fernbleiben dieser Männer erklärt noch nicht die Misere des Kongresses; sein Niedergang begann bereits, als er noch der relativ bedeutendste Teil der Regierung war. In der Tat ist es wahrscheinlicher, dass das Umgekehrte der Fall ist und der Kongress aufhörte, die bedeutenden Menschen anzuziehen, als er den direkten Einfluss auf die Gestaltung der nationalen Politik verlor.

Der Hauptgrund für diesen weltweiten Vertrauensschwund ist meines Erachtens in der Tatsache zu suchen, dass ein Kongress von Volksvertretern im Wesentlichen eine Gruppe von Blinden in einer riesig großen, unbekannten Welt ist. Mit einigen Ausnahmen verfügt der Kongress nur über eine einzige Methode der Information, die ihm in der Verfassung oder in der Theorie der repräsentativen Regierung zuerkannt ist, nämlich den Meinungsaustausch mit den Wahlkreisen. Es gibt für den Kongress keinen systematischen, angemessenen und autorisierten Weg, zu erfahren, was in der Welt vorgeht. Die

Theorie lautet, dass der beste Mann aus jedem Wahlkreis die beste Weisheit seiner Wähler an einen Zentralort bringt und dass alle diese Weisheiten zusammen die ganze Weisheit sind, die der Kongress braucht. Es braucht hier nicht nach dem Wert des Ausdrucks lokaler Meinungen und ihres Austausches gefragt zu werden. Der Kongress besitzt als Forum einer kontinentalen Nation einen großen Wert. In den Garderoben, den Hotelhallen, den Pensionen am Kapitolshügel, bei den Teegesellschaften der Kongressdamen und bei gelegentlichen Besuchen in den Salons des kosmopolitischen Washington eröffnen sich neue Sichten und weitere Horizonte. Aber selbst, wenn die Theorie angewendet würde und die Wahlbezirke stets nur ihre klügsten Männer entsendeten, wäre die Summe oder eine Verbindung der lokalen Eindrücke noch keine genügend breite Basis für eine nationale Politik und überhaupt keine Basis für die Kontrolle der Außenpolitik. Seitdem die realen Wirkungen der meisten Gesetze subtil und verborgen sind, können sie nicht dadurch besser begriffen werden, dass man örtliche Erfahrungen durch örtliche Geisteszustände filtert. Man kann sie nur durch kontrolliertes Berichten und die objektive Analyse kennenlernen. Gleichermaßen kann der Chef einer Firma nicht in Erfahrung bringen, wie effizient sein Geschäft ist, indem er mit dem Vorarbeiter spricht, wohl aber, wohl aber durch das studieren von Kostenpläne und Daten, die ihm nur ein Buchhalter heraussuchen kann. Der Gesetzgeber gelangt zu keinem wahren Bild des Zustandes der Union, wenn er ein Mosaik von lokalen Bildern zusammenfügt. Er muss freilich die lokalen Bilder auch kennen, aber nur, wenn er über die Mittel verfügt, um sie gegeneinander abzuwägen, ist ein Bild so gut wie das nächste und vielleicht sehr viel besser.

Der Präsident kommt dem Kongress zu Hilfe, indem er ihm Botschaften über den Zustand der Union übermittelt. Er ist dazu

in der Lage, weil er über eine sehr große Anzahl von Büros und deren Vertreter verfügt, die Bericht erstatten und handeln. Er erzählt dem Kongress aber nur, was er für gut hält. Man kann ihn nicht ins Kreuzverhör nehmen, und die Zensur dessen, was mit dem öffentlichen Interesse vereinbar ist, ruht in seiner Hand. Es handelt sich um eine völlig einseitige und listige Beziehung, die manchmal Höhepunkte des Widersinns erreicht, etwa wenn es der Kongress der Initiative einer Chicagoer Zeitung oder der vorbedachten Indiskretion eines unteren Beamten zu verdanken hat, will er Einblick in ein wichtiges Dokument erhalten. Die Beziehung der Gesetzgeber zu den erforderlichen Fakten ist so schlecht, dass sie gezwungen sind, sich entweder auf private Hinweise oder jene legalisierte Ungeheuerlichkeit, die die Untersuchungsausschüsse des Kongresses darstellen, zu verlassen, in denen Kongressleute, die man ihrer rechtmäßigen Ration an Fakten beraubt hat, auf eine fieberhafte Menschenjagd ausgehen und dabei nicht vor Kannibalismus zurückschrecken.

Es gibt nur weniges, was diese Untersuchungen, die gelegentlichen Mitteilungen der Exekutivorgane, die interessierten und desinteressierten Datensammlungen von Privatpersonen, Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, wie sie Kongressmitglieder lesen, und neuerdings die ausgezeichnete Praxis des Hilfesuchens bei Körperschaften wie der zwischenstaatlichen Handelskommission, der Bundeshandelskommission und der Tarifkommission zutage fördern. Im Übrigen geschieht die Bildung einer Kongressmeinung auf inzestuöse Weise. Hieraus folgt, dass die Gesetzgebung nationalen Charakters entweder von ein paar informierten Eingeweihten vorbereitet und mit der Kraft der Partei durchgeboxt wird oder dass sich die Gesetzgebung in eine Sammlung von örtlichen Gegenständen auflöst, deren jeder aus lokalen Gründen Gesetzeskraft erlangt. Tarifordnungen,

Schiffswerften, Posten in der Armee, Flüsse und Häfen, Postämter und Bundesgebäude, Pensionen und Patronage: sie werden für die konkaven Gemeinschaften als sichtbarer Beweis für die Wohltaten des nationalen Lebens herausgefüttert. Da die Gemeinschaften konkav sind, können sie das weiße Marmorgebäude sehen, das aus dem Bundesvermögen emporwächst, damit es die örtlichen Grundstückswerte erhöht und die lokalen Unternehmer schneller beschäftigt, als sie die wachsenden Kosten der Staatszuschüsse beurteilen können. Man kann also festhalten, dass in einer großen Versammlung von Männern, in der praktisch jeder nur über seinen eigenen Wahlbezirk Kenntnisse besitzt, Gesetze, die sich mit überlokalen Angelegenheiten befassen, von der Masse der Kongressmitglieder abgelehnt oder angenommen werden, ohne dass diese daran schöpferischen Anteil irgendwelcher Art nehmen. Sie haben nur an der Entwicklung solcher Gesetze Anteil, die man als ein Bündel lokaler Probleme behandeln kann. Denn eine gesetzgebende Versammlung ohne wirksame Informationsbeschaffung, oder Analysewerkzeuge muss zwischen der blinden Gleichmäßigkeit, gewürzt mit gelegentlicher Auflehnung, und Kuhhandel schwanken. Und es ist der Kuhhandel, der die Gleichmäßigkeit schmackhaft macht, weil ein Kongressangehöriger seinen aktiveren Wählern mit dem Kuhhandel beweist, dass er ihre Interessen so vertritt, wie sie sie verstehen.

Daran trägt nicht das einzelne Kongressmitglied die Schuld, es sei denn, es wäre selbstgefällig. Der geschickteste und fleißigste Volksvertreter kann nicht hoffen, auch nur einen Bruchteil der Gesetze zu verstehen, über die er abstimmt. Das Beste, was er tun kann, ist die Spezialisierung auf ein paar Gesetze; bei den übrigen verlässt er sich am besten auf das Wort irgendjemandes. Ich habe Kongressmitglieder eine Sache so lernen sehen, wie sie

nicht mehr seit ihrem Schlussexamen gebüffelt hatten, mit vielen Tassen schwarzen Kaffees, nassen Handtüchern und so weiter. Sie mussten nach Informationen graben und über die Anordnung und Bestätigung von Tatsachen schwitzen, die bei einer mit Bewusstsein organisierten Regierung leicht und in einer Form verfügbar sein sollten, die die Entscheidung erleichtert. Und selbst dann, wenn sie wirklich etwas über einen Gegenstand wussten, hatten ihre Beklemmungen erst begonnen. Denn zu Hause hatten sich die Redakteure, die Handelskammer, die Zentrale Föderierte Union und die Frauenvereinigungen diese Anstrengungen erspart und warteten darauf, in örtlichen Schauspielen das Kongressmitglied seine Rolle spielen zu sehen.

## *6*

Was die Patronage bewirkte, um die politischen Häuptlinge an die Bundesregierung zu ketten, leistete die unendliche Vielfalt von örtlichen Unterstützungen und Vorrechten für die ichbezogenen Gemeinschaften. Die Patronage und die Staatszuschüsse verschmelzen und festigen Tausende von besonderen Meinungen, lokalen Unzufriedenheiten und privaten Ehrgeizen. Es gibt nur noch zwei andere Alternativen. Die eine ist eine Regierung des Terrors und Gehorsams, die andere eine Regierung, die sich auf ein so hoch entwickeltes Informationswesen, auf Analyse und Selbsterkenntnis stützt, dass »das Wissen um die nationalen Umstände und Staatsgründe« allen Menschen vor Augen steht. Das autokratische System befindet sich im Verfallszustand, das System der Freiwilligkeit in seiner allerersten Entwicklung; wenn man daher die Aussichten für einen Zusammenschluss sehr

großer Bevölkerungsgruppen vorausberechnet, etwa eines Völkerbundes, einer Wirtschaftsregierung oder eines föderalistisch organisierten Staatenbundes, so bestimmt der Grad, bis zu dem die Voraussetzungen für ein gemeinsames Bewusstsein vorliegen, wie weit die Zusammenarbeit von der Gewalt abhängen wird oder von der der milderen Alternative zur Gewalt, nämlich der Patronage und dem Privileg. Das Geheimnis der großen Staatsgründer, wie Alexander Hamilton, besteht darin, dass sie wissen, wie sie diese Prinzipien berücksichtigen müssen.

# Das alte Bild in neuer Gestalt: der Gildensozialismus

## *1*

Immer dann, wenn die Streitigkeiten von ichbezogenen Gruppen unerträglich wurden, sahen sich in der Vergangenheit die Reformer gezwungen, zwischen zwei großen Alternativen zu wählen. Sie konnten den Weg nach Rom nehmen und den kriegführenden Stämmen einen römischen Frieden auferlegen. Sie konnten aber auch den Pfad in die Isolation, die Autonomie und die Unabhängigkeit wählen. Fast immer wählten sie den Pfad, den sie kurz zuvor am wenigsten benutzt hatten. Wenn sie die tödliche Monotonie des Imperiums versucht hatten, schätzten sie jetzt vor allem die einfache Freiheit ihrer eigenen Gemeinde. Wenn ihre simple Freiheit dann aber in engstirnige Dorf-Eifersüchteleien versiegte, sehnten sie sich nach der geräumigen Ordnung eines großen und mächtigen Staates.

Gleichgültig, welche Wahl sie trafen, die wesentliche Schwierigkeit blieb dieselbe. Waren die Entscheidungen dezentralisiert, blieben sie bald in einem Chaos lokaler Meinungen stecken. Waren die Entscheidungen zentralisiert, basierte die Staatspolitik auf einer kleinen Schicht in der Hauptstadt. In jedem Fall war Gewalt notwendig, um ein lokales Recht gegen das andere zu verteidigen, oder den Orten Gesetz und Ordnung aufzuzwingen, oder der Klassenregierung im Zentrum zu widerstehen, oder die ganze zentralisierte oder nicht zentralisierte Gesellschaft gegen den äußeren Feind zu

verteidigen.

Die moderne Demokratie und das industrielle System befanden sich beide in einer Zeit der Reaktion gegen Könige, gegen eine Regierung durch die Krone und ein Regime der detaillierten Wirtschaftslenkung. Im Bereich der Industrie nahm diese Reaktion die Gestalt äußerster Devolution an, bekannt als Laissez-faire-Individualismus (wirtschaftlicher Liberalismus). Jede wirtschaftliche Entscheidung musste von dem Mann getroffen werden, der ein Anrecht an dem beteiligten Eigentum hatte. Da fast jede Sache jemandem gehörte, gab es auch jemanden, der über jede Sache bestimmte. Das war die pluralistische Souveränität um jeden Preis.

Es war die Wirtschaftsregierung nach irgendjemandes Wirtschaftsphilosophie, obwohl sie angeblich durch unwandelbare Gesetze der Wirtschaftspolitik kontrolliert sein sollte, die am Ende Harmonie hervorbringen musste. Sie brachte viele glänzende Dinge hervor, aber auch ziemlich viele scheußliche und schreckliche, die Gegenströmungen erzeugten. Eine dieser Gegenbewegungen war der Trust, der innerhalb der Industrie eine Art römischen Friedens errichtete und außerhalb einen römischen Raubimperialismus. Die Menschen suchten daher Hilfe bei der Gesetzgebung. Sie riefen die parlamentarische Regierung an, die sich auf die Vorstellung des dörflichen Farmers gründete. Die Regierung sollte die halbsouveränen Korporationen zur Ordnung rufen. Die Arbeiterklasse wandte sich der Gewerkschaftsorganisation zu. Es folgte eine Periode der wachsenden Zentralisation und eine Art Rüstungswettrennen. Die Trusts verschachtelten sich ineinander, die Gewerkschaften schlossen sich zusammen und bildeten eine Arbeiterbewegung, das politische System in Washington wurde stärker und in den Einzelstaaten schwächer, als die Reformer seine Stärke gegen die Großindustrie zu stellen versuchten.

In dieser Periode blickten praktisch alle Schulen sozialistischen Denkens von der marxistischen Linken bis zu den Neuen Nationalisten um Theodore Roosevelt auf die Zentralisation als auf die erste Stufe einer Evolution, die mit der Aufsaugung aller halb souveränen Industriemächte durch den politischen Staat enden würde. Diese Entwicklung fand niemals statt, abgesehen von ein paar Monaten während des Weltkrieges. Diese Erfahrung hatte genügt, und das Steuerrad wurde gegen den alles verschlingenden Staat zugunsten mehrerer Formen des Pluralismus herumgeworfen. Aber diesmal sollte die Gesellschaft nicht zum atomaren Individualismus von Adam Smiths Wirtschaftsmann und Thomas Jeffersons Farmer zurückschwingen, sondern zu einer Art Molekular-Individualismus freiwilliger Gruppen.

Ein interessanter Zug in all diesem Hin und Her der Theorien ist es, dass jede von ihnen eine Welt verspricht, in der niemand, der überleben will, Machiavelli zu folgen braucht. Sie werden alle durch irgendeine Form des Zwangs eingeführt, um sich selbst zu behaupten, und sie werden alle im Gefolge des Zwanges wieder abgeschafft. Sie akzeptieren jedoch nicht den Zwang, die physische Macht, die besondere Stellung, die Patronage, noch das Vorrecht als Teil ihres Ideals. Der Individualist behauptete, dass ihm das aufgeklärte Selbstinteresse inneren und äußeren Frieden bringen würde. Der Sozialist ist *sicher*, dass die Motive für eine Aggression verschwinden werden. Der neue Pluralist *hofft*, dass es geschieht.[29] Der Zwang ist eine irrationale Größe in fast jeder Gesellschaftstheorie, außer bei Machiavelli. Die Versuchung, den Zwang zu übersehen, weil er widersinnig, unaussprechlich und nicht zu handhaben ist, überwältigt jeden Menschen, der das menschliche Leben zu rationalisieren versucht.

## *2*

Manchmal nimmt ein gescheiter Mensch allerlei Längen auf sich, um die Rolle der Gewalt nicht anerkennen zu müssen, wie das Buch von G. D. H. Cole über den Gildensozialismus zeigt. Der gegenwärtige Staat, so sagt er, »ist vornehmlich ein Werkzeug des Zwanges«,[30] in einer gildensozialistischen Gesellschaft wird es keine souveräne Gewalt geben, wohl aber eine koordinierende Körperschaft, die Cole Kommune nennt.

Er beginnt dann, die Gewalten der Kommune aufzuzählen, die – wir müssen daran erinnern – vornehmlich kein Instrument des Zwanges sein soll.[31] Sie schlichtet Preisstreitigkeiten. Manchmal setzt sie die Preise fest und teilt die Überschüsse oder die Verluste auf. Sie weist die Rohstoffe zu und kontrolliert die Kreditgewährung. Sie »weist auch die kommunalen Arbeitskräfte zu«. Sie genehmigt die Etats der Gilden und der zivilen Dienste. Sie erhebt Steuern. »Alle Einkommensfragen« fallen in ihre Jurisdiktion. Sie »weist« den nichtproduktiven Mitgliedern der Gemeinde Einkommen zu. Sie ist letzter Schiedsrichter in allen Fragen der Politik und der Gerichtsbarkeit zwischen den Gilden. Sie reicht Verfassungsgesetze ein, die die Funktionen der funktionalen Körperschaften festlegen. Sie ernennt die Richter. Sie überträgt zwingende Gewalt auf die Gilden und genehmigt deren Durchführungsverordnungen, sofern diese die Zwangsausübung enthalten. Sie erklärt den Krieg und schließt Frieden. Sie kontrolliert die bewaffneten Streitkräfte. Sie ist die oberste Vertretung der Nation im Ausland. Sie schlichtet Grenzstreitigkeiten innerhalb des Gesamtstaates. Sie ruft neue Funktionskörperschaften ins Leben oder teilt alten Körperschaften neue Funktionen zu. Sie steht der Polizei vor. Sie schafft die Gesetze zur Regelung der Menschenführung und des

persönlichen Eigentums.

Diese Gewalten werden nicht von einer einzigen Kommune ausgeübt, sondern von einer Föderalstruktur von Kommunen auf lokaler und Provinzebene, die an ihrer Spitze eine Volkskommune haben. Cole behauptet selbstverständlich gern, dies sei kein souveräner Staat, aber es fällt mir keine in einer modernen Regierung vorkommende zwingende Gewalt ein, die er zu erwähnen vergessen hat.

Er erzählt uns jedoch, dass die Gildengesellschaft keinen Zwang ausüben wird: »Wir wollen eine neue Gesellschaft aufbauen, die im Geiste und nicht aus Zwang, sondern aus freien Stücken empfangen wird.«[32] Jeder, der diese Hoffnung teilt, wie es die meisten Männer und Frauen tun, wird deshalb genau untersuchen, was im Gildenplan den Zwang bis zur untersten Grenze zu reduzieren verspricht, auch wenn die Gildenleute von heute ihren Kommunen schon die ausgedehnteste Art zwingender Gewalt Vorbehalten haben. Es wird sofort zugegeben, dass der neuen Gesellschaft nicht durch allgemeine Zustimmung zum Leben verholfen werden kann. Cole ist zu aufrichtig, um sich vor dem Element der Gewalt zu drücken, dass für den Übergang notwendig ist.[33] Und während er offensichtlich nicht vorhersagen kann, ob es viel Bürgerkrieg geben könnte, ist es ihm doch ganz klar, dass es eine Periode direkter Aktion durch die Gewerkschaften geben müsse.

## *3*

Lassen wir doch einmal die Übergangsprobleme beiseite und auch die Überlegung, welche Wirkung diese Fragen auf das zukünftige Handeln der Menschen ausüben werden, wenn diese

ihren Weg zu dem verheißenen Land geschlagen haben. Stellen wir uns stattdessen einmal die etablierte Gildengesellschaft vor. Was hält diese Gesellschaft in Gang, die doch nicht vom Zwang bestimmt ist?

Cole hält auf diese Frage zwei Antworten bereit. Die eine ist die orthodoxe marxistische Antwort, die Abschaffung des kapitalistischen Eigentums werde das Motiv für die Aggression beseitigen. Doch glaubt er das nicht wirklich, weil er sich dann ebenso wenig wie der durchschnittliche Marxist darum kümmern würde, *wie* die Arbeiterklasse die Regierung ausübt, wenn sie einmal an der Macht ist. Wenn die Diagnose richtig wäre, würde der Marxist ganz folgerichtig handeln: Wäre die kapitalistische Klasse, und nur die kapitalistische Klasse, die Ursache der Krankheit, so würde die Rettung automatisch auf die Auslöschung dieser Klasse folgen. Aber Cole macht sich überaus viele Gedanken über die Frage, ob die Gesellschaft, die der Revolution folgt, durch Staatskollektivismus, Gilden oder Konsumgesellschaften, durch ein demokratisches Parlament oder eine funktionale Vertretung geführt werden soll. Der Gildensozialismus verdient tatsächlich als neue Theorie des Repräsentativsystems Beachtung.

Die Gildenleute erwarten kein Wunder vom Verschwinden der kapitalistischen Eigentumsrechte. Sie erwarten selbstverständlich ganz richtig, dass die gesellschaftlichen Beziehungen sich zutiefst verändern würden, wenn die Gleichheit des Einkommens zur Regel würde. Sie unterscheiden sich jedoch, soweit ich das feststellen kann, von dem orthodoxen russischen Kommunismus in dieser Hinsicht: Der Kommunist will die Gleichheit mit Hilfe der Diktatur des Proletariats stiften, wobei er glaubt, dass die Menschen die Anreize zur Aggression verlieren werden, sobald sie sowohl im Einkommen wie in der Dienstleistung gleichgestellt sein würden. Die Gildenleute wollen ebenfalls die Gleichheit mit

Gewalt einführen, aber sie sind klug genug zu erkennen, dass sie Einrichtungen zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts schaffen müssen. Die Gildenleute setzen daher ihren Glauben auf die nach ihrer Meinung neue Theorie der Demokratie. Ihr Ziel ist es, so sagt Cole, »den Mechanismus in Ordnung zu bringen und ihn soweit wie möglich der Äußerung des sozialen Willens der Menschen anzupassen«. Diesem Willen muss man in der Selbstregierung die Gelegenheit zum eigenen Ausdruck »in jeder nur möglichen Form des gesellschaftlichen Handelns geben«. Hinter diesen Worten steht der echte demokratische Impuls, der Wunsch, die menschliche Würde zu steigern, ebenso wie die traditionelle Behauptung, dass diese menschliche Würde in Zweifel gezogen sei, wenn nicht der Wille einer jeden Person bei der Behandlung von allem, was ihn berührt, berücksichtigt wird. Der Gildenmann sucht, wie aus denselben Gründen der frühe Demokrat, nach einer Umwelt, in der dieses Ideal der Selbstregierung verwirklicht werden kann. Mehr als hundert Jahre sind seit Rousseau und Jefferson vergangen, und das Zentrum des Interesses hat sich vom Land auf die Stadt verlagert. Der neue Demokrat kann den Blick nicht mehr zu dem idealisierten Landbezirk zurückwenden, wenn er sein Bild der Demokratie sucht. Er richtet ihn nun auf die Werkstatt. »Dem Geist der Vergesellschaftung muss man freies Spiel in der Sphäre geben, in der er am ehesten seinen Ausdruck finden kann. Das ist eindeutig die Fabrik, in der die Menschen die Gewohnheit und die Tradition der Zusammenarbeit vorfinden. Die Fabrik ist die natürliche und fundamentale Einheit der industriellen Demokratie. Das bedeutet nicht nur, dass die Fabrik soweit wie möglich frei sein muss, um ihre eigenen Angelegenheiten in die Hand nehmen zu können, sondern auch, dass die demokratische Einheit der Fabrik zur Grundlage der größeren Demokratie der Gilde gemacht werden muss und dass die größeren Organe der

Gildenverwaltung und Gildenregierung weitgehend auf dem Prinzip der Fabrikvertretung basieren müssen.«[34]

»Fabrik« ist natürlich ein sehr unbestimmtes Wort, und Cole bittet uns, darunter Bergwerke, Werften, Docks, Bahnhöfe und jeden Ort zu verstehen, der ein natürliches Produktionszentrum ist.[35] Eine Fabrik in diesem Sinn ist jedoch ganz von einer Industrie verschieden. Die Fabrik im Sinne von Cole ist ein Arbeitsplatz, an dem Menschen wirklich in persönlichem Kontakt miteinander stehen, eine Umwelt, die klein genug ist, um allen Arbeitern unmittelbar bekannt zu sein. »Wenn diese Demokratie sich realisieren soll, muss sie jedem einzelnen Mitglied klarwerden und von ihm direkt ausgeübt werden können.«[36] Das ist wichtig, weil Cole, ebenso wie Jefferson, nach einer natürlichen Einheit für die Regierung sucht. Die einzige natürliche Einheit ist aber eine völlig vertraute Umgebung. Nun ist ein großer Betrieb, ein Eisenbahnsystem, ein großes Kohlenfeld keine natürliche Einheit in diesem Sinn. Cole denkt in Wirklichkeit an eine Werkstatt, falls er nicht eine sehr kleine Fabrik im Auge hat. Dort können die Menschen vermutlich »die Gewohnheit und Tradition der Zusammenarbeit« vorfinden. Der übrige Betrieb, die übrige Industrie sind nur eine Umwelt in Andeutung.

## *4*

Jedermann kann erkennen, und fast jedermann wird einsehen, dass die Selbstverwaltung in den rein inneren Angelegenheiten der Werkstatt eine Regelung von Angelegenheiten ist, die man »auf einen Blick überschauen kann«.[37] Streit würde sich jedoch erheben, wenn es um die Frage geht, was die inneren Angelegenheiten einer Werkstatt sind. Die bedeutendsten

Interessen, wie Löhne, Produktionssoll, Materialkäufe, Absatz des Produktes und die größere Arbeitsplanung, sind keineswegs nur innere Angelegenheiten. Die Werkstattdemokratie kennt die Freiheit, doch ist sie enormen begrenzenden Bedingungen von außerhalb unterworfen. Sie kann sich bis zu einem gewissen Grad mit der Arbeitsanordnung, die für die Werkstatt getroffen worden ist, befassen, sie kann sich mit den Launen und dem Temperament von einzelnen abgeben, sie kann und als Gericht erster Ordnung in etwas größeren Streitfällen zwischen Individuen wirken. Vor allem aber kann sie als Einheit in Verhandlungen mit anderen Werkstätten auftreten und vielleicht mit dem Betrieb als Ganzem. Aber eine Isolation ist unmöglich. Die Einheit der industriellen Demokratie ist völlig in die »Außenpolitik« verstrickt. Und die Meisterung dieser auswärtigen Beziehungen stellt die Theorie der Gildensozialisten auf die Probe.

Diese auswärtigen Beziehungen müssen von einem Repräsentativsystem bewältigt werden, dass in föderativer Ordnung von der Werkstatt zum Betrieb, vom Betrieb zur Industrie, von der Industrie zur Nation gegliedert ist, wobei jeweils regionale Vertretungsgruppen dazwischengeschaltet sind. Aber dieser ganze Aufbau ist von der Werkstatt abgeleitet, und all seine besonderen Tugenden werden diesem Ursprung zugeschrieben. Die Vertreter, die die Vertreter gewählt haben, welche dann Vertreter wählen, die schließlich die Werkstätten »koordinieren« und »lenken«, werden durch echte Demokratie gewählt, wie Cole behauptet. Da seine Träger ursprünglich aus einer sich selbst verwaltenden Einheit kommen, wird der ganze föderative Organismus vom Geist und der Wirklichkeit der Selbstregierung durchdrungen sein. Die Vertreter werden bestrebt sein, den »tatsächlichen Willen« der Arbeiter auszuführen, »wie sie ihn selbst verstehen«.[38]

Wenn man der Geschichte Glauben schenken darf, wäre eine Regierung, die von A bis Z entsprechend diesem Prinzip geführt würde, entweder ein beständiger Kuhhandel oder ein Chaos von sich bekriegenden Werkstätten. Denn während der Arbeiter in der Werkstatt eine richtige Meinung zu den Angelegenheiten innerhalb der Werkstatt haben kann, ist sein »Wille« hinsichtlich der Beziehungen dieser Werkstatt zum Betrieb, zur Industrie und zur Nation allen Einschränkungen des Zugangs, der Stereotype und des Eigeninteresses unterworfen, die jede andere ichbezogene Meinung umgeben. Seine Erfahrung in der Werkstatt bringt ihm allenfalls Teile des Ganzen zu Gesicht. Seine Meinung vom Richtigen innerhalb der Werkstatt kann er durch direkte Kenntnis der wesentlichen Tatsachen erwerben. Seine Meinung darüber, was in der großen komplizierten Umwelt außerhalb seiner konkreten Wahrnehmung richtig ist, erweist sich eher falsch als richtig, sofern es eine Verallgemeinerung von Erfahrungen der einzelnen Werkstatt ist. Die Erfahrung würde die Vertreter einer Gildengesellschaft, genauso wie die höheren Gewerkschaftsfunktionäre von heute, lehren, dass es bei einer großen Anzahl von Fragen, über die sie entscheiden müssen, keinen »eigentlichen Willen gibt, wie er von den Werkstätten verstanden wird«.

## *5*

Die Gildenleute behaupten indessen, dass eine solche Kritik an der Sache vorbeigehe, weil sie eine große politische Entdeckung verleugne. Ihre Argumentation: Sie geben Recht im Hinblick darauf, dass die Vertreter der Werkstätten über viele Fragen entscheiden müssten, zu denen die Werkstätten keine Meinung

haben. Laut ihnen hat man sich da aber einfach in einen alten Fallstrick verwickelt: Man sucht jemanden, der eine Gruppe von Menschen vertreten soll. Er ist aber gar nicht da. Der einzige mögliche Vertreter ist der eine, der »für eine besondere Funktion handelt«[39], und deshalb muss jede Person mithelfen, so viele Vertreter zu ernennen »wie es verschiedene essentielle Aufgabenbereiche gibt«.

Nehmen wir also an, die Repräsentanten sprechen nicht für die Männer in den Werkstätten, sondern für gewisse Funktionen, für die sich die Männer interessieren. Zu beachten ist, dass sie als illoyal betrachtet werden, sollten sie nicht im vorher abgesprochenen Sinne der Funktionsgruppe handeln.[40] Besagte Funktionsvertreter treffen sich also. An welchem Maßstab werden die einzelnen Vorschläge der anderen gemessen, natürlich davon ausgehend, dass Meinungsverschiedenheiten zwischen den Werkstätten bestehen, andernfalls wäre es nicht notwendig zu koordinieren und zu regulieren?

Der besondere Vorzug einer funktionierenden Demokratie soll darin bestehen, dass die Menschen frei nach ihren eigenen Interessen wählen. Dabei wird davon ausgegangen, dass sie diese aufgrund ihrer tagtäglichen Erfahrungen kennen. Möglich ist das innerhalb der in sich geschlossenen Gruppe. Bei den äußeren Beziehungen der gesamten Gruppe, oder die der Repräsentanten handelt es sich hingegen um Vorgänge außerhalb ihrer konkreten Wahrnehmung. Der Werkstatt wird nicht spontan ein Überblick über die gesamte Situation zukommen. Demnach entsteht die öffentliche Meinung der Werkstatt bezüglich ihrer Rechte und Pflichten in der Industrie und der Gesellschaft durch Bildung und Propaganda und ist kein automatisches Produkt der Werkstatt Bewusstseins. Ob die Gildenmänner nun einen Delegierten, oder einen Repräsentanten wählen, am Ende bleibt das Problem des

orthodoxen Demokraten. Entweder muss sich die gesamte Gruppe, oder der gewählte Sprecher, geistig über die Grenzen der direkten Erfahrung hinwegsetzen. Er muss zu Fragen abstimmen, die von anderen Werkstätten gestellt werden, und über Angelegenheiten, die von außerhalb der Grenzen der ganzen Industrie stammen. Das Hauptinteresse der Werkstatt deckt sich nicht einmal mit der Funktion eines ganzen Industrieberufszweiges. Die Funktion eines Berufes, einer großen Industrie, eines Bezirkes, einer Nation ist eine Idee, nicht eine Erfahrung. Man muss sie sich vorstellen, sie erfinden, sie lehren und glauben. Und selbst wenn man die Funktion so sorgfältig wie möglich definiert, gesteht man ein, dass der Vertreter eines Interesses von den Vorschlägen anderer Interessengruppen mitbetroffen wird, wenn man einmal zugibt, dass die Ansicht einer jeden Werkstatt über diese Funktion nicht unbedingt mit der Anschauung anderer Werkstätten übereinzustimmen braucht. Man sagt, dass der Mann ein gemeinsames Interesse vor sich sehen müsse. Und wenn wir für ihn stimmen, wählen wir einen Mann, der nicht einfach unsere Anschauung von unserer Funktion vertritt, die alles umfasst, was wir aus erster Hand kennen, sondern einen Mann, der unsere Anschauung über die Anschauungen anderer Leute zu dieser Funktion vertritt. Wir wählen dann also ebenso in alle Unendlichkeit wie der orthodoxe Demokrat.

## *6*

Die Gildensozialisten haben die Frage selbst beantwortet, wie man ein gemeinsames Interesse konzipieren kann, indem man mit dem Wort Funktion spielt. Sie stellen sich eine Gesellschaft

vor, in der die ganze wesentliche Arbeit der Welt in Funktionen zerlegt und diese Funktionen ihrerseits zu einer harmonischen Synthese zusammengefügt worden sind.[41] Sie halten dabei die wesentliche Übereinstimmung hinsichtlich der Zwecke der Gesellschaft im Ganzen für möglich und ebenso wesentliche Übereinstimmung hinsichtlich der Rolle einer jeden organisierten Gruppe bei der Durchführung dieser Zwecke. Es war daher eine hübsche Idee von ihnen, den Namen ihrer Theorie von einer Einrichtung zu übernehmen, die in einer feudalen katholischen Gesellschaftsordnung erwachsen war. Sie sollten sich jedoch auch daran erinnern, dass das Funktionsschema, das die weisen Männer jener Zeit voraussetzten, nicht von einem Sterblichen ausgearbeitet worden war. Es ist unklar, wie sich die Gildenleute die Ausarbeitung und Schmackhaftmachung des Schemas in der modernen Welt denken. Manchmal scheinen sie zu behaupten, dass das Schema sich aus der Gewerkschaftsorganisation entwickeln wird, und ein andermal, dass die Kommunen die konstitutionelle Funktion der Gruppen definieren werden. Es ist jedoch von beträchtlicher praktischer Bedeutung, ob sie daran glauben, dass die Gruppen ihre eigenen Funktionen definieren oder nicht.

In beiden Fällen setzt Cole als erwiesen voraus, dass die Gesellschaft durch einen Gesellschaftsvertrag fortgeführt werden kann, der auf einer allgemeinen anerkannten Idee von den »unterschiedlichen wesentlichen Funktionsgruppen« basiert. Wie kann man diese unterschiedlichen wesentlichen Gruppen erkennen? Soweit ich ihn verstehe, glaubt Cole, dass eine Funktion etwas ist, an dem eine Gruppe von Menschen interessiert ist. »Das Wesen der funktionalen Demokratie besteht darin, dass ein Mensch so viele Male nachrechnen sollte, wie es ihn interessierende Funktionen gibt.«[42]

Nun gibt es mindestens zwei Bedeutungen des Wortes

»interessiert«. Es kann entweder bedeuten, dass ein Mensch in eine Sache hineingezogen ist oder dass sein Geist beschäftigt ist. John Smith zum Beispiel kann am Stillman-Scheidungsprozess schrecklich interessiert sein. Er hat vielleicht jedes Wort darüber in jeder Hintertreppenzeitung gelesen.

Andererseits hat sich der junge Guy Stillman, um dessen Legitimität es dabei ging, wahrscheinlich überhaupt nicht darum gekümmert. John Smith war an einem Prozess interessiert, der seine persönlichen »Interessen« nicht berührte, und Guy war nicht interessiert an einem Prozess, der den ganzen Verlauf seines Lebens bestimmen würde. Ich fürchte, dass Cole mehr zu John Smith neigt. Er antwortet auf den »überaus närrischen Einwand«, dass ein Wählen nach Funktionen sehr häufiges Wählen bedeutet: »Wenn jemand nicht genügend am Wählen interessiert ist und sein Interesse auch nicht an einer Wahl von, sagen wir, einem Dutzend verschiedenen Dingen erweckt werden kann, verzichtet er auf sein Wahlrecht, und das Ergebnis ist nicht weniger demokratisch, als wenn er blind und ohne jedes Interesse wählte.«

Cole glaubt, der unwissende Wähler »verzichte auf sein Wahlrecht«. Hieraus folgt, dass die Stimmen der Wissenden deren Interesse enthüllen, und ihr Interesse definiert die Funktion.[43] »Brown, Jones und Robinson müssen deshalb nicht jeder eine Stimme haben, sondern so viele verschiedene Funktionsstimmen, wie es verschiedene Fragen gibt, die nach gemeinschaftlicher Aktion rufen und an denen sie interessiert sind.«[44] Ich hege beträchtlichen Zweifel, ob Cole glaubt, dass sich Brown, Jones und Robinson in einer Wahl qualifizieren, an der sie interessiert zu sein behaupten, oder dass jemand anderes, Nichtgenannter, die Funktionen heraussucht, an denen sie interessiert sein dürften. Wenn man mich fragt, was nach meiner Meinung Cole denkt, so würde ich antworten, dass er die

Schwierigkeit durch die überaus seltsame Behauptung bemäntelt, der unwissende Wähler verzichte auf sein Wahlrecht; und er hat daraus geschlossen, dass nur der wissende Wähler überhaupt wählen wird, gleichgültig, ob die funktionale Wahl von einer höheren Gewalt oder »von unten« angeordnet wird nach dem Grundsatz, dass ein Mensch möglicherweise dann wählt, wenn ihn die Wahl interessiert, und dass daher die Einrichtung auch funktioniert.

Es gibt jedoch zwei Arten von unwissenden Wählern. Da ist einmal der Mann, der nichts weiß, aber weiß, dass er nichts weiß. Gewöhnlich ist er ein aufgeklärter Mensch. Er ist derjenige, der auf sein Wahlrecht verzichtet. Da ist aber auch der Mann, der unwissend ist, aber nicht weiß, dass er unwissend ist, oder es kümmert ihn nicht. Er kann stets zu den Wahlurnen gebracht werden, wenn der Parteiapparat richtig arbeitet. Seine Stimmabgabe ist das Fundament des Apparates. Und da die Kommunen der Gildengesellschaft große Gewalt über die Steuergesetzgebung, die Löhne, Preise, das Kreditwesen und die Rohstoffquellen haben, wäre es albern zu behaupten, dass die Wahlen nicht wenigstens so leidenschaftlich durchgefochten werden wie unsere eigenen.

Die Art und Weise, wie die Leute ihre Interessen darlegen, wird also nicht die Funktionen einer funktionalen Gesellschaft abgrenzen. Es gibt zwei Arten eine Funktion zu definieren. Die eine wäre die der Gewerkschaften, die den Kampf durchgefochten haben, der dem Gildensozialismus zum Leben verholfen hat. Ein derartiger Kampf würde in einer Art funktionaler Beziehung Gruppen von Menschen zusammenschweißen, und diese Gruppen würden dann die rechtmäßigen Interessengruppen der gildensozialistischen Gesellschaft werden. Einige von ihnen, wie die Bergarbeiter und die Eisenbahner, würden sehr stark sein und wahrscheinlich stark

an der Ansicht von ihrer Funktion hängen, die sie bei ihrem Kampf mit dem Kapitalismus erworben haben. Es ist keineswegs unwahrscheinlich, dass gewisse Gewerkschaften, die sich in günstiger Position befinden, in einem sozialistischen Staat der Kern des Zusammenhaltes und der Regierung würden. Sie würden jedoch auch unvermeidlich für eine Gildengesellschaft ein hartes Problem darstellen, denn die unmittelbare Aktion würde ihre strategische Macht aufgedeckt haben, und wenigstens einige ihrer Führer würden diese Macht nicht bereitwillig auf dem Altar der Freiheit opfern. Um sie zu »koordinieren«, würde die Gildengesellschaft ihre ganze Kraft zusammennehmen müssen, und sehr bald würden meines Erachtens die Radikalen unter den Gildensozialisten Kommunen fordern, die stark genug wären, um die Funktionen der Gilden zu definieren.

Wenn man jedoch die Regierungsfunktionen definieren muss, verschwindet die Prämisse der Theorie. Sie musste voraussetzen, dass ein Funktionsschema deutlich vor Augen liege, damit die konkaven Werkstätten sich freiwillig an die Gesellschaft binden würden. Wenn es jedoch kein festes Funktionsschema im Kopf eines jeden Wählers gibt, gibt es für ihn unter dem Gildensozialismus auch keinen besseren Weg als unter der orthodoxen Demokratie, die eine ichbezogene Meinung in ein gesellschaftliches Urteil verwandelte. Selbst wenn Cole und seine Freunde ein gutes Schema entwerfen könnten, könnte es selbstverständlich kein derartiges festes Schema geben, weil die Werkstattdemokratien, von denen alle Macht ausgeht, dass in Gebrauch befindliche Schema danach beurteilen, was sie durch es erfahren, und dann, was sie sich darunter vorstellen können. Die Gilden würden dasselbe Schema in verschiedener Weise sehen. Anstatt dass das Schema das Skelett wäre, das die Gildengesellschaft zusammenhält, würde der Versuch einer

Definition dessen, was das Schema sein sollte, unter dem Gildensozialismus die Haupttätigkeit der Politik sein, wie anderswo auch. Wenn wir Cole sein Funktionsschema abnehmen würden, könnten wir ihm fast alles abnehmen. Unglücklicherweise hat er in seine Prämisse aufgenommen, was er einer Gildengesellschaft erst deduzieren lassen will.[45]

# Ein neues Bild

Nach meiner Auffassung ist die Lehre, die wir daraus ziehen, eine ziemlich klare Sache. Wenn Bildung und Institutionen fehlen, die die Umgebung derart erfolgreich widerspiegeln, dass die Realitäten des öffentlichen Lebens sich scharf gegen die ichbezogene Meinung abheben, entziehen sich die Gemeininteressen weitgehend der öffentlichen Meinung und können nur von einer spezialisierten Schicht wahrgenommen werden, deren persönliche Interessen über ihre lokale Situation hinausgehen. Diese Schicht kann in Situationen, die die Öffentlichkeit im Großen und Ganzen nicht versteht, nicht zur Verantwortung gezogen werden, weil sie nach Informationen handelt, die nicht Gemeingut sind. Sie lässt sich vielmehr lediglich aufgrund der vollendeten Tatsachen zur Rechenschaft ziehen.

Die demokratische Theorie befindet sich in einem ständigen Konflikt zwischen Theorie und Praxis, weil sie nicht zugibt, dass ich-bezogene Meinungen nicht ausreichen, um eine gute Regierung zu gewährleisten. Nach dieser Theorie verlangt es die Würde des Menschen, dass sich sein Wille in »jeder nur möglichen Form gesellschaftlichen Handelns« äußern soll, wie Cole es formuliert hat. Man nimmt an, dass die Menschen die brennende Leidenschaft besitzen, ihren Willen auszudrücken, weil sie angeblich aus Instinkt die Kunst des Regierens verstehen. Aus einfacher Erfahrung ergibt sich jedoch, dass die Selbstbestimmung der Persönlichkeit nur eine ihrer vielen Seiten ist. Der Wunsch, Herr des eigenen Geschickes zu sein, ist stark ausgeprägt, aber er muss sich anderen gleich starken Wünschen anpassen, wie zum Beispiel dem Wunsch nach einem guten Leben, nach Frieden, nach Befreiung von Sorgen. In den

ursprünglichen Anschauungen von Demokratie war gesagt, dass der Willensausdruck eines jeden Menschen nicht nur seinen Wunsch nach Selbstbestätigung, sondern auch selbstredend nach einem guten Leben befriedigen würde, weil der Instinkt, sein Ich zu bestätigen, in einem guten Leben eingeschlossen sei.

Das Hauptaugenmerk lag daher immer auf den Mechanismen des Willensausdruckes. Das demokratische Eldorado ist daher stets eine vollkommene Welt und ein vollkommenes System von Wahlen und Volksvertretungen gewesen, wo sich der angeborene gute Wille und die instinktiven staatsmännischen Fähigkeiten eines jeden Menschen in Handlung umsetzen ließen. In begrenzten Bereichen und für kurze Zeit waren die Umstände der Umwelt so günstig, das heißt so isoliert und zugleich so reich an Chancen, dass die Theorie gut funktionierte, um die Menschen in ihrer Meinung zu bestärken, sie treffe für immer und überall zu. Als dann die Zeit der Isolation zu Ende ging, als die Gesellschaft komplex wurde und die Menschen sich eng einander anzupassen hatten, widmete der Demokrat seine Zeit dem Versuch, perfektere Abstimmungseinheiten zu planen. Er hoffte, wie Cole es ausdrückt, »den Mechanismus irgendwie in Ordnung zu bringen und ihn soweit wie möglich dem gesellschaftlichen Streben der Menschen anzupassen«. Aber während sich der demokratische Theoretiker eifrig damit beschäftigte, war er von den wahren Zielen der menschlichen Natur weit entfernt. Er wurde von einem einzigen Interesse absorbiert: der Selbstregierung. Die Menschheit war an allen möglichen anderen Dingen interessiert, etwa an Ordnung, ihren Rechten, Wohlstand, Gesichts- und Gehöreindrücken und daran, nicht gelangweilt zu werden. Sofern spontane Demokratie nicht ihre anderen Interessen befriedigt, erscheint sie der Mehrzahl der Menschen zumeist als leer. Da die Kunst erfolgreicher Selbstregierung nicht instinktiver Natur ist, wünschen die Menschen nicht auf lange

eine Selbstregierung um ihrer selbst willen, sondern ihrer Ergebnisse willen. Hierin liegt der Grund, warum der Drang nach Selbstregierung sich als Protest gegen schlechte Lebensbedingungen immer am stärksten auswirkt.

Der Trugschluss der Demokraten bestand in der bevorzugten Beschäftigung mit dem Ursprung der Regierung, weniger mit deren Entwicklung und Ergebnissen. Der Demokrat hat immer behauptet, dass politische Macht, einmal auf die rechte Art abgeleitet, Gutes wirken werde. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Quelle der Macht gerichtet, weil er durch den Glauben gebannt war, das Große bestehe darin, den Willen des Volkes auszudrücken, erstens, weil der Ausdruck das höchste menschliche Ziel und zweitens, weil der Wille aus Instinkt gut sei. Aber keine noch so genaue Regulierung des Flusses an seiner Quelle wird sein Verhalten völlig bestimmen. Während die Demokraten darin aufgingen, einen guten Mechanismus für die keimende gesellschaftliche Macht zu finden, das heißt für die Wahlen und die Volksvertretungen, ließen sie beinahe jedes andere menschliche Bedürfnis unbeachtet. Denn gleichgültig, wie Macht entsteht, es bleibt das Hauptproblem, wie Macht ausgeübt wird. Was die Qualität einer Kultur bestimmt, ist der Gebrauch der Macht. Und dieser Gebrauch kann nicht an der Quelle vorherbestimmt werden.

Versucht man, die Regierung bereits in allem an der Quelle zu kontrollieren, verschwinden unausweichlich alle lebenswichtigen Entscheidungen. Da es keinen Instinkt gibt, der automatisch politische Entscheidungen fällt, die ein gutes Leben zur Folge haben, versagen die Männer, die wirklich Macht ausüben, nicht nur dabei den Willen des Volkes auszuführen, da es bei den meisten Fragen schlicht keinen gibt, sie handeln zudem auf der Grundlage von Meinungen, die ihren Wählern verborgen bleiben.

Wenn man aus der demokratischen Philosophie die ganze

Behauptung mit all ihren Verzweigungen und Verästelungen ausrottet, dass die Regierung eine Instinktangelegenheit sei und daher durch ich-bezogene Meinungen gesteuert werden könne, was soll dann aus dem demokratischen Glauben an die Menschenwürde werden? Er macht eine kräftige Anleihe am Leben, indem er sich mit der ganzen Persönlichkeit verbindet statt mit einem mageren Teilaspekt davon. Denn der in der Tradition stehende Demokrat gefährdete die Menschenwürde mit der einzigen sehr unsicheren Behauptung, dass der Mensch diese Würde aus Instinkt in weisen Gesetzen und in guter Herrschaft zeige. Die Wähler taten es aber nicht, und so wurde der Demokrat von grobschlächtigen Leuten für immer als ein bisschen dumm hingestellt.

Macht man aber die Menschenwürde nicht von der einen Behauptung hinsichtlich der Selbstregierung abhängig, sondern vertritt die Ansicht, dass die Würde des Menschen einen Lebensstandard erfordert, bei dem sich seine Fähigkeiten richtig entfalten können, so ändert sich das ganze Problem. Die Kriterien, die wir dann auf die Regierung anwenden, fragen dann, ob sie ein gewisses Mindestmaß an Gesundheit, an anständiger Unterbringung, an materiellen Bedürfnissen, an Erziehung, Freiheit, Vergnügen und Schönheit gewährt, und nicht einfach, ob sie unter Opferung all dieser Dinge zu den ich-bezogenen Auffassungen neigt, die zufällig in Menschenhirnen umhergeistern. In dem Maße, wie diese Kriterien exakt bestimmt und objektiviert werden können, wird die politische Entscheidung, die unvermeidlich die Angelegenheit verhältnismäßig weniger Menschen ist, wirklich mit den Interessen der Leute in Relation gebracht.

In keiner uns vorstellbaren Zeit besteht die Aussicht, dass die ganze unsichtbare Umwelt allen Menschen so klar sein wird, dass sie spontan zu vernünftigen öffentlichen Meinungen zum

Gesamtkomplex des Regierungsgeschäftes gelangen werden. Und selbst wenn eine solche Aussicht bestünde, ist es äußerst zweifelhaft, ob viele von uns damit behelligt zu werden wünschten oder sich die Zeit nähmen, um sich eine Meinung über »jede einzelne Form gesellschaftlichen Handelns« zu bilden, die uns berührt. Die einzige Aussicht ohne visionären Charakter besteht lediglich darin, dass jeder von uns in seiner eigenen Sphäre immer stärker nach einem realistischen Bild von der unsichtbaren Welt handelt und wir immer mehr Menschen hervorbringen, die diese Bilder am Leben erhalten. Außerhalb der ziemlich engen Grenzen des uns möglichen eigenen Beobachtungsbereiches hängt die gesellschaftliche Kontrolle von der Planung von Lebensstandard und Rechenschaftsmethoden ab, mit denen die Handlungen von Beamten und Industrieführern gemessen werden. Wir selbst können alle diese Handlungen nicht anstoßen oder führen, wie es sich der mystisch orientierte Demokrat immer eingebildet hat. Aber wir können unsere echte Kontrolle über diese Handlungen ständig erweitern, indem wir darauf bestehen, dass alle Handlungen offen dargestellt und ihre Ergebnisse objektiv beurteilt werden sollen. Ich würde meinen, dass wir mit der Zeit dies zu erreichen hoffen können. Denn die Ausarbeitung solcher Standards und Rechenschaftsberichte hat erst begonnen.

# Siebter Teil

# Zeitungen

## Die Öffentlichkeit als Käufer

### *1*

Der Gedanke, dass die Menschen Fortschritte machen und die Welt studieren müssen, um sie zu beherrschen, hat im politischen Denken eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Dieser Gedanke konnte nur sehr wenig in Erscheinung treten, weil der Apparat, der in einer für das Regieren nützlichen Weise über die Welt berichtet, seit Aristoteles bis zu der Zeit, in der die Voraussetzungen für die Demokratie geschaffen wurden, verhältnismäßig wenig Fortschritte gemacht hat.

Wenn man daher einen Pionierdemokraten gefragt hätte, woher die Information kommen solle, auf die sich der Volkswille stützen müsse, würde er über die Frage erstaunt gewesen sein. Es wäre ihm vorgekommen, als ob er gefragt worden wäre, woher sein Leben oder seine Seele komme. Der Volkswille, so glaubte er fast stets, bestehe zu allen Zeiten. Die Pflicht der Politischen Wissenschaft sei es, die Erfindung des Wahlsystems und der parlamentarischen Regierungsform weiter auszuarbeiten. Wenn sie richtig entwickelt und unter den richtigen Bedingungen angewandt würden, wie sie in eigenständigen Dörfern oder eigenständigen Betrieben

existieren, würde der Mechanismus irgendwie die Kürze der Aufmerksamkeit, die Aristoteles beobachtet hatte, überwinden und ebenso die Begrenztheit ihres Wirkungskreises, welche die Theorie einer eigenständigen Gemeinschaft stillschweigend anerkennt. Wir haben gesehen, wie selbst zu diesem späten Zeitpunkt die Gildensozialisten von der Vorstellung durchdrungen sind, dass ein ausgeklügeltes kooperatives Gemeinwesen möglich sei, wenn man nur auf der rechten Verbindung von Wahl und Vertretung aufbauen könne. Überzeugt davon, dass die Weisheit vorhanden, aber nur entdeckt zu werden braucht, haben Demokraten das Problem der Meinungsbildung als eine der bürgerlichen Freiheiten behandelt.[1]

> »Wer hat je die Erfahrung gemacht, dass Wahrheit bei einer freien und offenen Begegnung ins Schlechte verkehrt worden sei?«[2]

Angenommen, es habe sie niemand je ins Schlechte verkehrt gesehen, sollen wir dann glauben, dass die Wahrheit durch die Begegnung, wie Feuer durch die Reibung zweier Streichhölzer, entsteht? Hinter dieser klassischen Freiheitsdoktrin, wie sie amerikanische Demokraten in ihrer »Bill of Rights« aufgenommen haben, stehen tatsächlich mehrere verschiedene Theorien über den Ursprung der Wahrheit. Eine davon ist die Anschauung, dass im Wettstreit der Meinungen die wahrhaftigste gewinnen wird, weil der Wahrheit eine besondere Stärke innewohnt. Diese Ansicht ist wahrscheinlich vernünftig, wenn man den Wettstreit genügend lange andauern lässt. Wenn Menschen in diesem Stil argumentieren, haben sie das Urteil der Geschichte vor Augen und denken speziell an Ketzer, die zu Lebzeiten verfolgt, nach ihrem Tode aber heiliggesprochen worden sind. Miltons Fragestellung beruht auch auf dem Glauben, dass die Fähigkeit der Wahrheitsfindung in allen Menschen vorhanden sei und dass die frei in Umlauf gesetzte

Wahrheit den Sieg davontragen werde. Sie leitet sich nicht weniger aus der Erfahrung ab, dass die Menschen kaum die Wahrheit finden, wenn sie diese nicht auch aussprechen können, es sei denn unter dem Auge eines nicht begreifenden Polizisten.

Niemand wird wahrscheinlich den praktischen Wert dieser bürgerlichen Freiheiten oder die Bedeutung ihrer Erhaltung überschätzen. Sobald sie gefährdet sind – und der menschliche Geist ist gefährdet –, oder sollte einmal eine Zeit kommen, in der sie beschnitten werden müssen, wie etwa während eines Krieges, so bedeutet die Unterdrückung des Denkens eine Gefahr für die menschliche Zivilisation, die sich nicht von den Kriegsfolgen erholen könnte, wenn die Hysteriker, die die Not ausbeuten, zahlreich genug wären, um die Kriegstabus mit in den Frieden hinüberzunehmen. Zum Glück ist die Masse der Menschen zu tolerant, um die professionellen Inquisitoren lange zu erdulden, weil diese unter der Kritik der Bürger, die nicht gewillt sind, sich terrorisieren zu lassen, allmählich als kriechende Kreaturen entlarvt werden, die in Neunzehntel der Zeit nicht einmal wissen, wovon sie reden.[3]

Aber trotz ihrer grundsätzlichen Bedeutung garantiert die bürgerliche Freiheit in der modernen Welt nicht die so aufgefasste öffentliche Meinung. Denn sie setzt stets voraus, dass die Wahrheit entweder spontan sei oder dass die Mittel vorhanden seien, um die Wahrheit zu sichern, solange keine äußere Einmischung erfolgt. Sobald man es jedoch mit einer unsichtbaren Umwelt zu tun hat, erweist sich diese Annahme als falsch. Die Wahrheit über entlegene oder komplexe Angelegenheiten liegt nicht offen zutage, und der Apparat zum Einholen von Informationen ist eine technische und kostspielige Angelegenheit. Doch hat sich die Politische Wissenschaft nie von der ursprünglichen Voraussetzung der aristotelischen politischen Ansichten weit genug befreit, um die Prämissen neu zu

formulieren, auf dass sich das politische Denken mit dem Problem auseinanderzusetzen vermöchte, wie die unsichtbare Welt den Bürgern eines modernen Staates sichtbar gemacht werden könnte.

So tief wurzelt die Tradition, dass noch bis vor kurzem Politische Wissenschaft in unseren Seminaren gelehrt wurde, als existierten Zeitungen überhaupt nicht. Ich denke dabei nicht an Journalistenschulen, denn das sind Berufsschulen mit dem Ziel, Männer und Frauen auf ihre Laufbahn vorzubereiten. Ich denke vielmehr an die Politische Wissenschaft, wie sie zukünftigen Geschäftsleuten, Rechtsanwälten, Beamten und Bürgern im Allgemeinen dargestellt wird. In dieser Wissenschaft haben das Studium der Presse und der Quellen öffentlicher Informationen keinen Platz gefunden. Das ist allerdings ein merkwürdiger Tatbestand. Für jemanden, der nicht in die Routineinteressen der Politischen Wissenschaft verstrickt ist, erscheint es beinahe unerklärlich, dass kein amerikanischer Soziologe jemals ein Buch über das Einholen von Nachrichten geschrieben hat. Gelegentlich liest man Hinweise auf die Presse und die Feststellung, sie sei nicht »frei« und »ehrlich« oder sie solle das sein. Aber ich kann sonst fast nichts darüber finden. Diese Geringschätzung der Fachleute findet ihr Gegenstück in den öffentlichen Meinungen. Es wird allgemein zugegeben, dass die Presse das Hauptkontaktmittel zur ungesehenen Umwelt ist. Und praktisch überall wird die Meinung vertreten, dass die Presse spontan für uns das tun sollte, was die primitive Demokratie von jedem von uns erwartete, nämlich dass wir es spontan für uns selbst tun könnten: Sie soll uns täglich und sogar zweimal am Tag ein getreues Bild der ganzen äußeren Welt entwerfen, für die wir uns interessieren.

## *2*

Dieser beständige und alte Glaube, dass Wahrheit nicht erworben, sondern inspiriert, enthüllt, gratis gewährt werde, tritt sehr klar in unseren wirtschaftlichen Vorurteilen als Zeitungsleser hervor. Wir erwarten von der Zeitung, dass sie uns mit Wahrheit beliefert, wie unangenehm diese auch sein mag. Für diesen schwierigen und oft gefährlichen Dienst, den wir als fundamental erachten, waren wir bis vor kurzem nur bereit, die kleinste im Umlauf befindliche Münze zu bezahlen. Wir haben uns inzwischen daran gewöhnt, wochentags zwei oder gar drei Cents hinzulegen. An Sonntagen haben wir uns sogar bereitgefunden, einen Zehner oder selbst einen Zwanziger für eine »illustrierte Enzyklopädie mit Unterhaltungsteil« springen zu lassen. Niemand denkt auch nur einen Augenblick daran, dass er für seine Zeitung zahlen müsste. Er erwartet von den Quellen der Wahrheit, dass sie von allein sprudeln, er selbst geht dabei aber weder eine gesetzliche noch moralische Verpflichtung ein, die ein Risiko, Kosten oder Ungelegenheiten für ihn bedeuten könnten. Solange es ihm passt, wird er den nominellen Preis zahlen, doch wird er die Zahlung einstellen oder sich einer anderen Zeitung zuwenden, gleichfalls wie es ihm passt. Jemand hat ganz treffend gesagt, dass der Zeitungsmann täglich neu gewählt werden muss.

Diese unbestimmte und einseitige Beziehung zwischen Leser und Presse ist eine Anomalie unserer Zivilisation. Es gibt nichts Derartiges auf anderem Gebiet, und daher fällt es auch schwer, die Presse mit einem anderen Handelszweig oder einer anderen Einrichtung zu vergleichen. Es ist kein reines und einfaches Geschäft, teils weil das Erzeugnis regelmäßig unter den Selbstkosten verkauft wird, hauptsächlich aber, weil die

Gemeinschaft den einen sittlichen Maßstab an die Presse und einen anderen an den Handel oder die Fabrikation anlegt. In ethischer Hinsicht wird eine Zeitung so beurteilt, als wäre sie eine Kirche oder Schule. Aber wenn man sie mit diesen zu vergleichen sucht, erleidet man Schiffbruch. Der Steuerzahler zahlt für die öffentliche Schule, und die Privatschule erhält Stiftungen oder wird durch Schulgelder unterhalten. Die Kirche bekommt Subventionen und Gelder aus der Kollekte. Man kann Journalismus nicht mit der Rechtspflege, der Medizin oder der Technik vergleichen, denn in jedem dieser Berufe bezahlt der Kunde für den geleisteten Dienst. Eine freie Presse bedeutet hingegen, zumindest beurteilt nach der Einstellung der Leser, dass die Zeitungen praktisch verschenkt werden.

Doch die Kritiker der Presse bringen lediglich die moralischen Standards der Gemeinschaft zum Ausdruck, wenn sie von einer solchen Einrichtung erwarten, dass sie auf derselben Ebene stehe, wie man es für die Schule, die Kirche und die materiell desinteressierten Berufe verlangt. Das illustriert wiederum den konkaven Charakter der Demokratie. Man fühlt kein Bedürfnis nach künstlich erworbenen Informationen. Die Information muss vielmehr natürlich kommen, das heißt gratis, wenn nicht aus dem Herzen des Bürgers, so dann wenigstens gratis aus der Zeitung. Der Bürger ist bereit, für seinen Fernsprechanschluss, seine Reisen mit der Eisenbahn, für seinen Wagen und sein Vergnügen Geld anzulegen. Aber er bezahlt nicht gern für seine Nachrichten.

Er bezahlt jedoch brav für das Privileg, jemanden zu haben, der etwas über ihn liest. Er bezahlt sofort die eigenen Anzeigen und indirekt auch die Anzeigen anderer Leute, weil diese im Preis der Waren verborgene Zahlung Teil einer unsichtbaren Umwelt ist, die er nicht wirklich erfasst. Man würde es als eine Anmaßung betrachten, wenn man für gewöhnlich den Preis eines guten Milchshakes für alle Weltnachrichten bezahlen müsste, obwohl

die Öffentlichkeit dies und noch mehr bezahlt, wenn sie die angezeigten Güter kauft. Die Öffentlichkeit zahlt für die Presse, doch nur, solange die Zahlung verborgen bleibt.

## *3*

Der Absatz bleibt daher als einziger Ausweg. Er wird aber nur dann zum Aktivposten, wenn er dem Anzeigenaufgeber verkauft werden kann. Dieser kauft ihn mit den Gewinnen, die durch die indirekte Belastung des Lesers erworben werden.[4] Die Art Absatz, die der Inserent kaufen wird, hängt von dem ab, was er verkaufen muss. Es kann »Qualität« oder »Quantität« sein. Im Ganzen gesehen, gibt es keine scharfe Trennungslinie, denn hinsichtlich der meisten durch Anzeigen verkauften Waren sind die Verbraucher weder die kleine Klasse der sehr Reichen noch die der sehr Armen. Es sind vielmehr die Menschen, die genügend Überschuss über die nackten Lebensbedürfnisse hinaus haben, um bei ihrem Kauf eine Wahl treffen zu können. Die Zeitung also, die in die Häuser der ziemlich Wohlhabenden wandert, bietet im Großen und Ganzen dem Inserenten am meisten. Sie kann auch in die Wohnungen der Armen gelangen, aber mit Ausnahme gewisser Kategorien von Gütern rechnet der Anzeigenanalytiker diesen Auflagenteil nicht als großen Aktivposten, außer wenn die Auflage außerordentlich hoch ist, wie es mit einigen Zeitungen der Hearst-Presse der Fall zu sein scheint.

Eine Zeitung, die diejenigen verärgert, bei denen sie am ehesten durch Inserate ankommt, ist für einen Inserenten ein schlechtes Werbemittel. Und da noch niemand je behauptet hat, dass Werbung der Philanthropie entstammt, kaufen die

Inserenten die Seiten in jenen Publikationsorganen, die aller Wahrscheinlichkeit nach ihre zukünftigen Kunden erreichen. Wir brauchen nicht viel Zeit auf die fehlende Berichterstattung über die Skandale der Textilhändler zu verschwenden. Sie haben keine wirkliche Bedeutung, und Vorfälle dieser Art sind weniger häufig als viele Kritiker der Presse annehmen. Das wirkliche Problem besteht darin, dass die Leser einer Zeitung, die es nicht gewohnt sind, die Kosten für das Einholen von Nachrichten zu bezahlen, sich nur dadurch als Kapital niederschlagen, dass man sie in Auflagen verwandelt, die an Erzeuger und Händler verkauft werden können. Für diese Kapitalisierung sind diejenigen am wichtigsten, die das meiste Geld ausgeben können. Eine solche Presse muss den Standpunkt des kaufenden Publikums berücksichtigen. Für dieses zahlende Publikum werden Zeitungen herausgegeben und veröffentlicht, denn ohne Unterstützung kann die Zeitung nicht leben. Eine Zeitung kann einen Inserenten verhöhnen, sie kann mächtige Bank- oder Transportkreise angreifen, wenn sie sich dabei aber das kaufende Publikum entfremdet, verliert sie die eine unabdingbare Stütze ihrer Existenz.

John L. Given,[5] ehemals bei der »New York Evening Sun«, hat 1914 festgestellt, dass von über 2 300 in den Vereinigten Staaten erscheinenden Tageszeitungen ungefähr 175 in Städten von mehr als 100 000 Einwohnern erschienen sind. Es ist die Nachrichtenpresse. Die »Kopfblätter« sammeln die mit großen Ereignissen sich beschäftigenden Nachrichten. Selbst die Leute, die keines der 175 Blätter lesen, hängen hinsichtlich der Nachrichten aus der Welt von ihnen ab. Denn sie tragen die großen Presseagenturen, die im Nachrichtenaustausch Zusammenarbeiten. Jede ist daher nicht bloß der Informant der eigenen Leser, sondern auch der Lokalreporter für die Zeitungen anderer Städte. Die Landpresse und die Fachzeitungen

übernehmen im Großen und Ganzen ihre allgemeinen Nachrichten von diesen Kopfblättern. Unter diesen wiederum finden sich einige, die viel reicher sind als die anderen, so dass bei internationalen Nachrichten die ganze Presse einer Nation im Wesentlichen von den Berichterstattern der Presseagenturen und den Spezialdiensten einiger weniger hauptstädtischer Tageszeitungen abhängig sein kann.

Grob gesprochen ist die finanzielle Unterstützung für das Einholen allgemein interessierender Nachrichten in dem Preis enthalten, der von den einigermaßen wohlhabenden Stadtteilen der Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern für angepriesene Waren bezahlt wird. Diese kaufende Öffentlichkeit setzt sich aus Mitgliedern von Familien zusammen, die ihr Einkommen hauptsächlich aus Handelsgeschäften oder der Leitung von Fabriken und des Finanzwesens beziehen. Sie sind die Kunden, denen es am meisten nutzt, wenn sie in einer Zeitung annoncieren. Sie haben eine konzentrierte Kaufkraft, deren zahlenmäßiger Umfang geringer als die für Bauern und Arbeiter erzielte Auflagenhöhe sein mag, sich aber innerhalb des von einer Tageszeitung erreichten Kreises am schnellsten auszahlt.

## *4*

Darüber hinaus haben sie einen doppelten Anspruch auf Beachtung. Sie sind nicht nur die besten Kunden für den Inserenten, sie treten selbst auch als Inserenten auf. Daher spielt der von den Zeitungen auf diese Öffentlichkeit gemachte Eindruck eine wichtige Rolle. Zum Glück hat diese Öffentlichkeit keine einheitlichen Anschauungen. Sie kann »kapitalistisch« sein, aber ihre Meinungen darüber, was Kapitalismus ist und wie man

ihn anwenden soll, gehen auseinander. Außer in Gefahrenzeiten ist diese achtenswerte Auffassung hinreichend geteilt, um beträchtliche Unterschiede in der Politik zu erlauben. Diese wären noch größer, wenn nicht die Verleger selbst gewöhnlich Mitglieder dieser städtischen Gemeinschaften wären und in ehrlicher Absicht die Welt durch die Brillen ihrer Gesellschafter und Freunde sähen.

Sie sind in ein Spekulationsgeschäft verwickelt,[6] das vom Allgemeinzustand des Handels abhängig ist und im Besonderen von einem Absatz, der nicht auf einem Ehevertrag, sondern auf der freien Liebe mit dem Leser basiert. Die Aufgabe eines jeden Verlegers besteht daher darin, seine Kunden aus einer Mischung von «catch-as-catch-can« Zeitungsstandkäufern in eine ergebene Anhängerschaft treuer Leser zu verwandeln. Eine Zeitung, die sich wirklich auf die Treue ihrer Leser verlassen kann, ist so unabhängig, wie es ein Blatt unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Voraussetzungen des modernen Journalismus überhaupt sein kann.[7] Eine Lesergemeinde, die durch dick und dünn zur Zeitung hält, ist eine größere Macht als jede Macht, die der einzelne Inserent auszuüben vermag. Sie ist auch stark genug, um eine Verbindung von Inserenten zu zerbrechen. Wenn eine Zeitung wegen eines Inserenten ihre Leser verrät, kann man ziemlich sicher sein, dass der Verleger entweder allen Ernstes die Ansichten des Inserenten teilt oder dass er vielleicht fälschlich glaubt, er könne nicht auf die Unterstützung seiner Leser rechnen, falls er einem Diktat offen Widerstand leiste. Es bleibt fraglich, ob die Leser, die ja für ihre Nachrichten nicht in bar zahlen, dafür durch Treue bezahlen.

# Der treue Leser

## *1*

Die Treue der Käuferschaft gegenüber einer Zeitung ist durch keinen Vertrag festgelegt. In fast jedem anderen Unternehmen trifft die Person, die gewisse Dienste erwartet, eine Übereinkunft, die ihre vorübergehenden Launen unter Kontrolle hält. Zumindest bezahlt sie für die Leistung. Beim Verlegen von Zeitschriften ist das bezahlte Abonnement auf Zeit die vertragsähnlichste Form. Es ist jedoch meines Erachtens kein bedeutender Faktor in der Wirtschaftlichkeit einer weltstädtischen Tageszeitung. Der Leser ist der einzige und der tägliche Richter seiner Treue. Es kann keinen Prozess wegen Vertragsbruch oder mangelnder Unterstützung gegen ihn geben.

Obwohl sich alles um die Beständigkeit des Lesers dreht, existiert nicht einmal eine vage Tradition, um dem Leser diese Tatsache ins Gedächtnis zu rufen. Seine Treue hängt von seinen Gewohnheiten oder davon ab, wie er sich gerade aufgelegt ist. Und seine Gewohnheiten sind nicht einfach von der Güte der Nachrichten abhängig, sondern öfter von einer Anzahl undeutlicher Elemente, die wir uns in unserer zufälligen Beziehung zur Presse kaum bewusst zu machen.

Am wichtigsten ist die Tatsache, dass jeder von uns dazu neigt, eine Zeitung nach der Behandlung des Nachrichtenteiles zu beurteilen, von dem wir uns selbst angesprochen fühlen, sofern wir sie überhaupt beurteilen. Die Zeitung behandelt eine Menge von Ereignissen, die jenseits unserer Erfahrungswelt liegen. Aber sie beschäftigt sich auch mit einigen Ereignissen innerhalb

unseres Erfahrungsbereiches. Und nach der Art, wie die Zeitung diese Ereignisse darstellt, entscheiden wir am häufigsten, ob wir sie mögen oder nicht, ob wir dem Blatt vertrauen oder es aus dem Hause verbannen. Gibt die Zeitung einen zufriedenstellenden Bericht von dem, was wir zu wissen glauben, von unserem Geschäft, von unserer Kirche, von unserer Partei, dann ist es ziemlich sicher, dass wir sie von heftiger Kritik verschonen. Über welches bessere Kriterium verfügt denn der Mensch am Frühstückstisch, als wenn die Zeitungsmeinung mit seiner eigenen Meinung übereinstimmt?Daher neigen die meisten Menschen dazu, in ihrer Eigenschaft als besonderer Anwalt in Dingen der eigenen Erfahrungswelt, nicht als allgemeiner Leser, die Zeitung verantwortlich zu machen. Außer der interessierten Partei vermag selten jemand die Richtigkeit eines Berichtes zu prüfen. Wenn die Nachrichten lokaler Natur sind und Konkurrenz besteht, weiß der Herausgeber, dass er wahrscheinlich von dem Mann hören wird, der sein Portrait für unfair und unzutreffend hält. Sind die Nachrichten nicht lokaler Natur, verringert sich die Wahrscheinlichkeit einer Erwiderung, je weiter der behandelte Gegenstand in die Ferne rückt. Die einzigen Leute, die das angeblich falsche Bild ihrer selbst berichtigen können, das in einer anderen Stadt gedruckt worden ist, sind Mitglieder von Gruppen, die so gut organisiert sind, dass sie sich Publicityleute leisten können.

Nun ist es interessant festzustellen, dass der normale Leser einer Zeitung keine gesetzliche Handhabe hat, wenn er glaubt, durch Nachrichten irregeführt worden zu sein. Nur die beleidigte Partei kann wegen Schmähung oder Verleumdung prozessieren, muss aber einen erlittenen materiellen Schaden nachweisen. Das Gesetz pflegt die Tradition, dass allgemeine Nachrichten keine Angelegenheit von allgemeinen Interesses sind.[8] Eine Ausnahme bilden Dinge, die ungenau, als unmoralisch, oder hetzerisch

bezeichnet werden.

Obwohl die Masse der Nachrichten vom nichtinteressierten Leser nicht kontrolliert wird, besteht sie doch aus Gegenständen, die für einige Leser in sehr bestimmter Weise voreingenommen sind. Diese Dinge bilden die Unterlagen für ihr Urteil. Nachrichten, die die Leute ohne dieses persönliche Kriterium lesen, beurteilen sie nach einem anderen Maßstab als dem der Genauigkeit. Sie beschäftigen sich hier mit einem Stoff, der für sie von der Fiktion nicht zu unterscheiden ist. Der Maßstab der Wahrheit lässt sich nicht anwenden. Die Leser stutzen nicht bei solchen Nachrichten, sofern diese ihren Stereotypen entsprechen, und sie lesen weiter, wenn es sie interessiert.[9]

## *2*

Es gibt selbst in großen Städten Zeitungen, die nach dem Grundsatz veröffentlicht werden, dass der Leser etwas über sich selbst lesen will. Die Theorie besagt hier, dass die Leute für einen sicheren Absatz sorgen werden, wenn sie ihren eigenen Namen oft genug in dem Blatt lesen, aus Anlass von Hochzeiten, Begräbnissen, gesellschaftlichen Ereignissen, Reisen in fremde Länder, Logentreffen, Schulpreisen, ihren fünfzigsten Geburtstagen, ihres Sechzigers, ihrer Silberhochzeiten, ihrer Ausflüge und Picknicks.

Die klassische Formel für eine derartige Zeitung ist in einem Brief enthalten, den Horace Greeley am 3. April 1860 an »Freund Fletcher« geschrieben hat, als dieser sich anschickte, eine Landzeitung zu gründen.[10]

»1. Beginne mit der klaren Vorstellung, dass in einem

> Durchschnittsmenschen der Gegenstand tiefsten Interesses er selbst ist. Danach kümmert er sich am meisten um seine Nachbarn. Asien und die Tongoinseln kommen erst lange nach diesen Interessengebieten … Lass keine neue Kirche gegründet werden, oder neue Mitglieder in eine bereits bestehende eintreten, keine Farm verkauft, kein neues Haus errichtet, keine Mühle in Betrieb genommen, kein Geschäft eröffnet werden, noch darf irgendetwas geschehen, was für ein Dutzend Familien von Interesse sein könnte, ohne dass diese Tatsachen zwar kurz, doch inhaltsgetreu und chronologisch in deinen Spalten verzeichnet werden. Wenn ein Bauer einen großen Baum fällt, oder eine Mammutrunkelrübe wachsen lässt, oder eine überreiche Weizen- oder Maisernte einfährt, schick die Tatsache so knapp und doch so außergewöhnlich wie möglich in die Welt hinaus.«

»Das gedruckte Tagebuch der Heimatstadt« zu werden, wie Lee es ausdrückt, ist eine Aufgabe, die von jeder Zeitung, gleichgültig, wo sie erscheint, in einem gewissen Maße erfüllt werden muss. Wo in einer großen Stadt wie New York die allgemeine Nachrichtenausgabe diese Aufgabe nicht erfüllen kann, bestehen außerdem kleine Zeitungen für Stadtteile nach Greeleys Beispiel. In den Vierteln Manhattan und Bronx gibt es vielleicht zweimal so viele lokale Tageblätter wie allgemeine Zeitungen.[11] Sie werden durch alle Arten von besonderen Publikationen für Handel, Religionsgemeinschaften und Nationalitäten ergänzt.

Diese »Tagebücher« werden für Leute veröffentlicht, die ihr eigenes Leben interessant finden. Aber es gibt auch eine große Anzahl von Menschen, denen ihr eigenes Leben stumpfsinnig vorkommt und wie Hedda Gabler ein aufregenderes Leben führen wollen. Für sie erscheinen ein paar Zeitungen mit ausschließlich solchem Lesestoff und Zeitungsteile in anderen, die sich dem Privatleben einer Reihe von erfundenen Personen widmen, mit deren großartigen Lastern sich der Leser in seiner Phantasie getrost identifizieren kann. Hearsts unermüdliches Interesse an den oberen Zehntausend müht sich um Leute, die

niemals darauf hoffen können, in diese Gesellschaftsschicht aufgenommen zu werden, aber aus dem vagen Gefühl, an dem von ihnen gelesenen Leben teilzuhaben, eine Lebenssteigerung erfahren. In den Großstädten tendiert das »gedruckte Tagebuch der Heimatstadt« dazu, das gedruckte Tagebuch einer Schickeria zu werden.

Wie wir bereits bemerkt haben, sind es die Tageszeitungen der Städte, die beim Beschaffen von Nachrichten aus der Feme für den Privatmann die Hauptlast tragen. Aber es sind nicht in erster Linie die politischen und gesellschaftlichen Nachrichten, die die Auflage halten. Das Interesse daran schwankt, und wenige Verleger können sich allein darauf stützen. Die Zeitung nimmt daher auch eine Vielzahl von anderen Themen auf, die alle zunächst einmal einen Stamm von Lesern zusammenhalten sollen, die in Bezug auf die großen Nachrichten nicht kritisch zu sein vermögen. Außerdem ist in jeder Gemeinde bei politischen Nachrichten die Konkurrenz nicht sehr ernst zu nehmen. Die Presseagenturen standardisieren die Hauptereignisse. Nur ab und an gelingt eine große Exklusivmeldung. Es existiert offensichtlich kein sehr großer Leserkreis für derartige ausführliche Berichte, welche zum Beispiel die New York Times in den letzten Jahren für die Menschen aller Meinungsschattierungen unentbehrlich gemacht haben. Um sich besser voneinander zu unterscheiden und ein treues Leserpublikum zu sammeln, müssen die meisten Blätter über den Bereich allgemeiner Nachrichten hinausgehen. Sie wenden sich den glänzenden Höhen der Gesellschaft, Skandalen und Verbrechen zu, dem Sport, dem Film, den Schauspielerinnen, den Ratschlägen für Liebeskranke, Hochschulnotizen, Frauenseiten, Käuferseiten, Kochrezepten, dem Schach, Whist, Gartenbau, den Comic-Strips, der entsetzlichen Parteienwirtschaft. Dies nicht etwa, weil Verleger und Herausgeber an allem außer an

Nachrichten interessiert sind, sondern weil sie ein Mittel finden müssen, um das vorgebliche Heer von leidenschaftlich interessierten Lesern zu halten, von denen einige Pressekritiker behaupten, dass sie nach der Wahrheit schreien.

Der Zeitungsverleger nimmt eine merkwürdige Position ein. Seine Unternehmen sind von der indirekten Belastung seiner Leser durch seine Inserenten abhängig. Die Unterstützung der Inserenten wiederum hängt vom Geschick des Verlegers ab, inwieweit er eine einflussreiche Gruppe von Verbrauchern zusammenhalten kann. Diese urteilen nach ihren privaten Erfahrungen und ihren stereotypierten Erwartungen, weil sie nach der Natur der Dinge keine unabhängige Kenntnis von den meisten Nachrichten besitzen, die sie lesen. Ist das Urteil nicht ungünstig, dann befindet sich der Verleger zumindest in Reichweite einer Auflage, die sich auszahlt. Um sie aber zu halten, kann er sich nicht gänzlich auf Nachrichten aus der größeren Umwelt verlassen. Er behandelt sie natürlich so interessant wie möglich, aber die Qualität der allgemeinen Nachrichten, besonders über öffentliche Angelegenheiten, genügt noch nicht, um eine große Zahl von Lesern zur Unterscheidung zwischen den Tageszeitungen zu veranlassen.

Diese etwas fragwürdige Beziehung zwischen Zeitungen und öffentlicher Information schlägt sich in den Gehältern der Zeitungsleute nieder. Die Berichterstattung, die theoretisch die Grundlage des ganzen Unternehmens bildet, ist der am schlechtesten bezahlte Zweig der Zeitungsarbeit und wird am wenigsten beachtet. Im Großen und Ganzen nehmen fähige Leute diese Arbeit nur aus Not auf, oder um Erfahrung zu sammeln, wobei sie das feste Ziel haben, so schnell wie möglich befördert zu werden. Denn direktes Berichten ist keine Laufbahn, die einen großen Lohn einbringt. Im Journalismus zahlt man gute Honorare und Gehälter nur für Arbeiten auf Spezialgebieten, für

namentlich gezeichnete Artikel von redaktionellem Wert, an die Angestellten und an Leute mit Pfiff und persönlicher Note. Zweifellos beruhen diese Honorare und Gehälter auf dem Leistungslohn, wie die Wirtschaftler sagen würden. Aber dieses wirtschaftliche Prinzip herrscht im Journalismus mit solch ausgesprochener Härte, dass das Einholen von Nachrichten bei weitem nicht jene Anzahl erfahrener und fähiger Leute anzieht, wie es seine Bedeutung für die Öffentlichkeit zu erfordern scheint. Die Tatsache, dass fähige Leute die »direkte Berichterstattung« mit der Absicht aufnehmen, sie so bald wie möglich wieder aufzugeben, ist meiner Meinung nach die Hauptursache dafür, warum sie nie in genügendem Maße Korporationstraditionen entwickelt haben, die einem Beruf Ansehen und eifersüchtig gehütete Selbstachtung verleihen. Denn es sind diese Korporationstraditionen, die den Handwerksstolz hervorbringen, die zur Verschärfung der Zulassungsbestimmungen, zur Bestrafung von Verstößen gegen die Berufsgesetze und zur Stärkung der Menschen bei ihrem Kampf um die Behauptung ihres Platzes in der Gesellschaft beitragen.

## *3*

Doch trifft dies alles noch nicht den Kern der Sache. Die wirtschaftliche Lage des Journalismus drückt zwar den Wert der Berichterstattung, es wäre aber sicher ein falscher Determinismus, die Analyse an diesem Punkt abzubrechen. Die innere Kraft des Reporters scheint so groß zu sein, die Zahl sehr fähiger Leute, die durch den Reporterberuf hindurchgehen, so umfangreich, dass es eine tiefere Ursache haben muss, warum

vergleichsweise wenig ernsthafte Anstrengungen gemacht worden sind, um den Beruf des Journalisten auf die Höhe etwa der Mediziner, der Techniker oder der Juristen zu heben.

Upton Sinclair spricht für einen Großteil der amerikanischen öffentlichen Meinung,[12] wenn er behauptet, im Lohnzettel die tiefere Ursache hierfür gefunden zu haben:

> »Der Mammon findet sich jede Woche in eurer Lohntüte – ihr, die ihr unsere Zeitungen und Zeitschriften schreibt, druckt und vertreibt. Der Mammon ist der Preis eurer Schande – ihr, die ihr den ehrwürdigen Leib der Wahrheit nehmt und ihn auf dem Marktplatz verkauft, ihr, die ihr die jungfräulichen Hoffnungen der Menschen für das ekelhafte Bordell des ›Big Business‹ verratet.«[13]

Hieraus würde sich ergeben, dass es einen Grundstock bekannter Wahrheiten gibt und eine Reihe wohlbegründeter Hoffnungen, die durch eine mehr oder minder bewusste Verschwörung der reichen Zeitungsbesitzer prostituiert werden. Erweist sich diese Theorie als richtig, so folgt daraus ein gewisser Schluss: Der ehrwürdige Leib der Wahrheit bliebe bei einer Presse unversehrt, die sich in keiner Hinsicht mit der Finanzwelt eingelassen hat. Sollte es also einer Presse passieren, den ehrwürdigen Leib der Wahrheit nicht bewahren zu können, obwohl sie überhaupt nicht durch die Finanzwelt beherrscht wird, noch sich freundschaftlich annähert, wäre etwas mit Sinclairs Theorie nicht in Ordnung.

Es existiert eine solche Presse. Seltsamerweise gibt Sinclair seinen Lesern nicht den Rat, das nächste radikale Blatt zu abonnieren. Warum nicht? Wenn die Übel im amerikanischen Journalismus auf den Mammon der Finanzwelt zurückgehen, warum bietet sich nicht als Heilmittel an, dass man nur die Zeitungen liest, die nicht im Entferntesten die Finanzhilfe annehmen. Warum die »Nationalnachrichten« mit einem großen Direktorium »aller Glaubensbekenntnisse oder Richtungen«

unterstützen, dass ein Blatt voller Tatsachen erscheinen lässt, die keine Rücksicht darauf nehmen, was und wer angegriffen wird, der Stahltrust oder die Industriearbeitergewerkschaft, die Standard Oil Company oder die Sozialistische Partei? Wenn die Finanzwelt das Übel ist, das heißt der Stahltrust, die Standard Oil und dergleichen, warum soll man nicht jedermann dazu anhalten, die I. W. W. oder die sozialistischen Blätter zu lesen? Sinclair gibt hierauf keine Antwort. Aber der Grund hierfür ist einfach. Er kann niemanden, nicht einmal sich selbst davon überzeugen, dass die antikapitalistische Presse das Heilmittel für die kapitalistische Presse ist. Er übergeht sowohl in seiner Theorie des Mammons als auch in seinem konstruktiven Vorschlag die antikapitalistische Presse. Aber wenn man den amerikanischen Journalismus diagnostiziert, kann man sie nicht ignorieren. Wenn unser Interesse »dem ehrwürdigen Leib der Wahrheit« gilt, dürfen wir nicht den groben logischen Fehler begehen, alle Beispiele von Unfairness und Lügenhaftigkeit, die wir in einer Reihe von Zeitungen finden, zusammenzutragen, die anderer Zeitungsgruppen jedoch zu übergehen und dann als die Ursache der Lügen die eine, wahrscheinlich gemeinsame, Charakteristik der Presse zu bezeichnen, auf die man seine Nachforschung beschränkt hat. Wenn wir den »Kapitalismus« für die Fehler der Presse verantwortlich machen, müssen wir auch beweisen, dass die Fehler außerhalb des Herrschaftsbereiches des Kapitalismus nicht existieren. Dass Sinclair dies nicht kann, zeigt sich darin, dass er bei seiner Diagnose zwar alles auf den Kapitalismus zurückführt, in seinem Rezept aber sowohl den Kapitalismus als auch den Antikapitalismus ignoriert.

Man hätte angenommen, dass die Unmöglichkeit ein nichtkapitalistisches Blatt als Modell für Wahrhaftigkeit und Kompetenz zu nehmen, Sinclair und seine Anhänger zu einer kritischen Prüfung ihrer Behauptungen hätte veranlassen

müssen. Sie hat sich dann zum Beispiel selbst gefragt, wo der ehrwürdige Leib der Wahrheit ist, den die Finanzwelt prostituiert, die Antifinanzwelt aber nicht zu erlangen scheint. Denn ich glaube, dass diese Frage auf den Kern der Angelegenheit zielt, auf die Frage, was eigentlich Nachrichten sind.

# Das Wesen der Nachrichten

## *1*

Selbst wenn alle Reporter der Welt Tag und Nacht arbeiteten, könnten sie nicht bei allen Ereignissen der Welt dabei sein. Es gibt auch nicht allzu viele Reporter. Und keiner von ihnen hat die Kraft, an mehr als einem Platz gleichzeitig zu sein. Reporter sind keine Hellseher, sie blicken in keine magische Kristallkugel, sie betrachten die Welt nicht nach Wunsch, keine Gedankenübertragung unterstützt sie. Und doch wäre der zahlenmäßige Umfang der Gegenstände, den diese verhältnismäßig wenigen Leute zu bearbeiten verstehen, wirklich ein Wunder, wäre es nicht standardisierte Routine.

Zeitungen versuchen gar nicht, die ganze Menschheit im Blick zu behalten.[14] Sie haben ihre Beobachter an gewissen Orten stationiert, zum Beispiel im Polizeipräsidium, im Schöffengericht, im Standesamt, im Rathaus, im Weißen Haus, im Senat, im Repräsentantenhaus und so weiter. Sie beobachten selbst oder gehören vielmehr größtenteils zu Organisationen, deren Leute zur Überwachung »einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Orten angestellt sind, wo es bekannt wird, wenn das Leben eines Menschen vom normalen Weg abweicht oder wenn sich Ereignisse begeben, die es wert sind, erzählt zu werden.

Nehmen wir zum Beispiel an, dass John Smith den Beruf eines Maklers ergreift. Zehn Jahre verfolgt er den ebenen Weg seines Lebens, und außer seinen Kunden und seinen Freunden verschwendet niemand einen Gedanken an ihn. Für die Zeitungen ist er so wenig interessant, als ob er gar nicht lebte. Im

elften Jahr seiner Tätigkeit jedoch erleidet er schwere Verluste, und schließlich sind alle seine Rücklagen aufgebraucht, er ruft seinen Rechtsanwalt und bereitet die Zession vor. Der Rechtsanwalt verständigt das Standesamt, und ein Schreiber nimmt dort die notwendigen Eintragungen in das offizielle Prozessbuch vor. An diesem Punkt nun tritt die Zeitung auf. Während der Schreiber Smiths Geschäftstodesanzeige schreibt, schaut ihm ein Reporter über die Schulter, und ein paar Minuten später kennen die Reporter Smiths Sorgen und sind so gut über seine geschäftliche Lage informiert, als ob sie zehn Jahre lang jeden Tag einen Reporter vor seiner Tür gehabt hätten.«[15]

Wenn Given hier sagt, die Zeitung kenne »Smiths Sorgen« und »seine geschäftliche Lage«, meint er nicht etwa, dass sie diese so gut wie Smith selbst kennen oder wie Arnold Benett sie kennen würde, hätte er Smith zum Helden eines dreibändigen Romans gemacht. Die Zeitung kennt lediglich in »wenigen Minuten« die nackten Tatsachen, die im Standesamt verzeichnet werden. Dieser offene Akt »enthüllt« die Nachrichten über Smith. Ob die Nachricht weiterverfolgt wird oder nicht, ist eine andere Sache. Der springende Punkt dabei ist, dass eine Serie von Ereignissen, ehe sie zu Nachrichten werden, sich gewöhnlich selbst in irgendeinem mehr oder weniger offenen Akt publik machen. Gewöhnlich auch in einem brutal offenen Akt.

Smiths Freunde mögen jahrelang gewusst haben, dass er Risiken einging, Gerüchte mögen selbst den Finanzredakteur erreicht haben, wenn Smiths Freunde geplaudert haben. Aber abgesehen davon, dass nichts davon veröffentlicht werden könnte, weil es in das Gebiet der Verleumdung gehörte, wäre an diesen Gerüchten nichts Bestimmtes, auf dem man einen Zeitungsartikel aufbauen könnte. Irgendetwas Bestimmtes, das eine unmissverständliche Form hat, muss geschehen. Es kann eine Bankrotterklärung sein, ein Feuer, ein Zusammenstoß, ein

Attentat, ein Aufstand, eine Verhaftung, eine Denunziation, ein Gesetzesantrag, eine Rede, eine Wahl, eine Versammlung, die Meinungsäußerung eines wohlbekannten Bürgers, ein Leitartikel in einer Zeitung, ein Verkauf, ein Lohnschema, eine Preisänderung, der Vorschlag zum Bau einer Brücke … Die Dinge müssen manifest sein. Der Lauf der Ereignisse muss eine gewisse bestimmbare Gestalt erreichen. Bevor die Nachrichten nicht in einer Phase stehen, irgendwo ein Aspekt zur vollendeten Tatsache wird, erheben sie sich nicht aus dem Meer möglicher Wahrheiten.

## *2*

Natürlich gibt es hinsichtlich des Zeitpunktes, wann Ereignisse einen berichtenswerten Zustand erreicht haben, große Meinungsverschiedenheiten. Ein guter Journalist wird Nachrichten öfter als ein Zeilenschreiber entdecken. Wenn er ein Gebäude mit gefährlicher Schlagseite sieht, braucht er nicht zu warten, bis es auf die Straße fällt, um das als Nachricht zu erkennen. Andererseits war es ein großer Reporter, der den Namen des nächsten indischen Vizekönigs erriet, als er hörte, dass sich Lord So-und-so nach den klimatischen Verhältnissen erkundigte. Es gibt Glückstreffer, aber die Zahl der Leute, die sie anzubringen vermögen, ist klein. Gewöhnlich ist es die von einem Ereignis an einem augenfälligen Platz angenommene stereotypierte Form, die den Weg der Nachrichten enthüllt. Der augenfälligste Platz liegt dort, wo die Angelegenheiten der Menschen die öffentlichen Autoritäten berühren. *De minimis non curat lex*. (Um die kleinen Dinge kümmert sich das Gesetz nicht.) Dort werden Heiraten, Geburten, Todesfälle, Verträge, Konkurse,

Ankünfte, Abreisen, Prozesse, Aufruhr, Epidemien oder Unglücksfälle bekannt.

In erster Linie sind die Nachrichten daher nicht der Spiegel gesellschaftlicher Zustände, sondern der Bericht von Aspekten, die sich selbst aufgedrängt haben. Die Nachrichten erzählen uns nicht, wie die Saat in der Erde keimt, aber sie mögen uns davon unterrichten, wann der erste Spross den Boden durchbrochen hat. Oder sie bringen die Meinung eines Mannes über das, was mit der Saat unter der Erde geschieht. Etwa, dass die Spitzen nicht zur erwarteten Zeit herauskamen. Je mehr objektivierte, gemessene, benannte Punkte, an denen irgendein Geschehen fixiert werden kann, desto mehr Punkte, an denen sich Nachrichten ergeben könnten.

Wenn daher eines Tages eine Gesetzgebung, nachdem sie alle anderen Möglichkeiten, die Menschheit zu bessern, erschöpft hat, das Punktezählen im Baseballspielen verbieten sollte, wäre es doch noch möglich, irgendeine Art Spiel zu spielen, bei dem der Schiedsrichter nach seiner eigenen Vorstellung von Fairplay entschiede, wie lange das Spiel dauern sollte, wann jedes Team am Schlag wäre und wer als Sieger betrachtet werden müsste. Würden die Zeitungen das Spiel schildern, so gäben sie einen Bericht über die Schiedsrichterentscheidungen plus den Reportereindrücken über die Buhs und Bravos der Menge plus bestenfalls einer vagen Beschreibung des Vorgangs, wie gewisse Leute, die keine näher bezeichnete Stellung auf dem Feld hatten, während etlicher Stunden auf einem unmarkierten Rasenstück umherliefen. Je mehr man versucht, sich die Logik einer so widersinnigen Vorschrift auszumalen, umso klarer wird einem, dass es für den Zweck des Nachrichtensammelns – vom Zweck des Spieles ganz zu schweigen – unmöglich ist, ohne Apparat und Regeln zur Benennung, zur Zählung und zum Berichten viel zu tun. Gerade weil die Apparatur von der Vollendung weit entfernt

ist, ist das Leben des Schiedsrichters oft eine Qual. Viele entscheidende Spiele muss er nach dem Auge beurteilen. Die letzte Spur von Disputen könnte aus dem Spiel verschwinden – wie es zum Beispiel beim Schach der Fall ist, sofern sich die Leute an die Regeln halten –, wenn jemand seine Zeit darauf verwendete, jeden Zug des Spieles zu fotografieren. Der Film hat schließlich einen echten Zweifel in den Gehirnen vieler Reporter entschieden, der durch die Langsamkeit des menschlichen Auges bedingt war, nämlich welcher von Dempseys Schlägen gerade Carpentier K. o. geschlagen hat.

Wo sich eine gute Apparatur der Berichterstattung vorfindet, funktionieren die modernen Nachrichtendienste mit großer Präzision. Einer arbeitet zum Beispiel auf der Börse. Die Nachrichten von den Preisbewegungen werden mit unglaublicher Genauigkeit über Fernschreiber hinausgejagt. Da gibt es eine Apparatur für Wahlberichte. Sobald das Zählen und Tabellieren vorbei ist, wird das Ergebnis von Volkswahlen gewöhnlich noch in der Wahlnacht bekannt. In zivilisierten Gemeinschaften werden Todesfälle, Geburten, Heiraten und Scheidungen registriert und sind genau bekannt, außer sie würden verheimlicht oder nachlässig behandelt. Die Apparatur existiert auch in einigen – und nur einigen – Aspekten der Industrie und der Regierung, in unterschiedlichen Präzisionsgraden auch bei Versicherungen, im Geld- und Rohstoffgeschäft, bei Bank- und Grundstückstransaktionen und Gehaltstarifen. Weiterhin besteht sie für Importe und Exporte, weil diese durch den Zoll gehen und direkt verzeichnet werden können. In keinem vergleichbaren Grade findet sie sich im Binnenhandel und im Besonderen im Einzelhandel.

Es wird sich wohl herausstellen, dass es einen sehr direkten Zusammenhang zwischen der Zuverlässigkeit von Nachrichten und dem Berichtssystem gibt. Wenn wir die Vorwürfe betrachten,

die hauptsächlich von Reformern gegen die Presse vorgebracht werden, so handelt es sich um Angelegenheiten, in denen die Zeitung die Rolle des Schiedsrichters in einem punktelosen Baseballspiel einnimmt. Jede Nachricht über geistige Zustände ist ähnlicher Art: ebenso alle Schilderungen von Persönlichkeiten, der Wahrhaftigkeit, des Ehrgeizes, der Antriebe, der Absichten, der Massenempfindungen, des Nationalgefühls, der öffentlichen Meinung, der Politik fremder Regierungen. Desgleichen viele Nachrichten, die sich um zukünftige Geschehnisse und Fragen, um Privatgewinne, Privateinkommen, Löhne, Arbeitsbedingungen, Arbeitsleistung, Erziehungsmöglichkeiten, Arbeitslosigkeit,[16] Monotonie, Gesundheit, Rassendiskriminierung, Unehrlichkeit, Handelsbeschränkungen, Verschwendung, »zurückgebliebene Völker«, Konservatismus, Imperialismus, Radikalismus, Freiheit, Ehre und Rechtschaffenheit drehen. Der Inhalt alles diesen wird am besten in unregelmäßigen Abständen berichtet. Die Daten mögen aus Zensurgründen oder aus traditionellem Schutz des Privatlebens verheimlicht werden. Oder sie existieren nicht, weil man einen Bericht darüber für unwichtig oder für Behördenkram hält, oder weil noch niemand ein objektives Messverfahren dafür erfunden hat. Daher müssen die Nachrichten über diese Dinge umstritten bleiben, sofern sie nicht überhaupt unter den Tisch fallen. Die unbedeutenden Ereignisse werden entweder als persönliche und konventionelle Meinungen wiedergegeben, oder sie sind gar keine Nachrichten. Sie nehmen erst Gestalt an, wenn jemand dagegen protestiert, Nachforschungen darüber anstellt, oder sie öffentlich zitiert.

Hier liegt der Grund für die Existenz des Presseagenten. Die Entscheidung darüber, welche Tatsachen und Eindrücke berichtet werden sollen, verlangt ein ausgeprägtes Unterscheidungsvermögen. Jede organisierte Gruppe ist daher

ständig davon überzeugt, dass man das Aussondern der Tatsachen nicht dem Reporter überlassen kann, ob man nun Publicity erzielen oder verhindern will. Es ist deshalb sicherer, einen Presseagenten anzustellen, der zwischen der betreffenden Gruppe und den Zeitungen steht. Hat man ihn einmal angestellt, ist die Versuchung sehr groß, seine strategische Position auszunutzen. »Kurz vor dem Krieg«, sagt Frank Cobb, »stellten die New Yorker Zeitungen eine Zählung der Presseagenten an, die regelmäßig beschäftigt und akkreditiert waren, und kamen dabei auf etwa 1200. Wie viele es jetzt (1919) sind, maße ich mir nicht an zu wissen, was ich aber weiß: Viele der direkten Kanäle zu Nachrichten sind versiegt, und die Informationen für die Öffentlichkeit werden zu allererst durch Presseagenten gefiltert. Sie sind bei den großen Konzernen, den Banken, Eisenbahnen, allen geschäftlichen, gesellschaftlichen und politischen Organisationen. Sie sind die Vermittler der Nachrichten. Selbst Staatsmänner haben sie bereits.«[17]

Wäre die Berichterstattung das reine Einholen von augenfälligen Tatsachen, dann wäre der Presseagent kaum mehr als ein Kanzlist. Da jedoch die Tatsachen aus dem Bereich der meisten großen Nachrichtenthemen sich nicht einfach darbieten und vor allem keineswegs augenfällig sind, sondern der Auswahl und der subjektiven Auffassung unterliegen, ist es nur zu natürlich, dass man gern seine eigene Auswahl der Tatsachen für die Veröffentlichung treffen möchte. Genau das macht der Publicity Man. Und daher erspart er dem Reporter sicherlich viel Mühe, weil er ihm ein klares Bild von der Situation verschafft, aus der der Zeitungsmann sonst vielleicht gar nicht schlau würde. Hieraus ergibt sich jedoch, dass der Publicity Man das Bild für die Öffentlichkeit für den Reporter zurechtmacht. Er ist Zensor und Propagandist zugleich und dabei lediglich seinen Brotgebern verantwortlich. Der ganzen Wahrheit hingegen ist er nur soweit

verantwortlich, wie sich diese mit den Interessen seiner Arbeitgeber deckt,

Die Entwicklung der Öffentlichkeitsarbeit ist ein klares Zeichen dafür, dass die Tatsachen des modernen Lebens nicht von selbst die Form annehmen, in der sie veröffentlicht werden können. Jemand muss ihnen vielmehr die Form erst geben, und da die Reporter in der täglichen Routine Tatsachen keine Gestalt geben können und weil es nur selten eine neutrale Geisteshaltung gibt, werden die notwendigen Formulierungen von den interessierten Parteien selbst geprägt.

## *3*

Der gute Presseagent weiß, dass die Vorzüge seines Falles noch keine Nachrichten sind, es sei denn, sie wären so merkwürdig, dass sie völlig aus der Routine des Alltags herausfallen. Und zwar nicht etwa deshalb, weil die Zeitungen keine hervorstechenden Züge mögen, sondern weil es nicht lohnt zu behaupten, dass sich nichts ereignet habe, wenn niemand ein Ereignis erwartet hat. Der Publicity Man muss daher – um es ganz genau zu sagen – etwas unternehmen, wenn er kostenlose Publicity möchte.

Er inszeniert ein Stückchen: zum Beispiel behindert er den Verkehr, nimmt die Polizei auf den Arm, verstrickt auf irgendeine Weise seinen Klienten oder seinen Fall in ein Ereignis, das bereits Teil der Nachrichten ist. Die Stimmrechtler wussten das; es missfiel ihnen zwar, sie handelten aber doch danach und hielten die Wahlrechtsfrage in den Zeitungen am Leben, noch lange nachdem die Argumente dafür und dagegen längst durchgekaut geworden waren und die Leute begannen, sich mit dem Gedanken abzufinden, dass die Bewegung für das

Frauenstimmrecht eine der festen Einrichtungen des amerikanischen Lebens sei.[18] Glücklicherweise hatten die Stimmrechtler, die man klar von den Frauenrechtlerinnen unterscheiden muss, ein völlig konkretes Anliegen und ein sehr Einfaches obendrein. Das Stimmrecht lässt sich nicht einfach symbolisieren, wie seine fähigsten Fürsprecher und Gegner wissen. Aber das Recht zu wählen ist ein einfaches und vertrautes Recht. Nun ist in Arbeitskonflikten, die wahrscheinlich Hauptthema bei den Klagen gegen Zeitungen sind, das Streikrecht, ebenso wie das Wahlrecht, eine ziemlich einfache Angelegenheit. Aber die Gründe und Gegenstände eines speziellen Streikes sind wie die Gründe und Ziele der Frauenbewegung äußerst subtiler Natur.

Nehmen wir einmal an, schlechte Arbeitsbedingungen führten zu einem Streik. Was aber ist der Maßstab des Übels? Eine gewisse Vorstellung von angemessenem Lebensstandard, Hygiene, wirtschaftlicher Sicherheit und Menschenwürde. Die Industrie mag weit unter dem theoretischen Standard der Gemeinschaft liegen, und die Arbeiter sind vielleicht doch zu elend, um dagegen zu protestieren. Die Arbeitsbedingungen können auch über der Norm liegen, und die Arbeiter protestieren trotzdem heftig dagegen. Die Norm ist bestenfalls ein unbestimmtes Maß. Nehmen wir aber einmal an, dass die Bedingungen unter der Norm liegen, so wie die Norm vom Redakteur verstanden wird. Gelegentlich wird er, ohne auf die Drohungen der Arbeiter zu warten – sagen wir von einem Sozialfürsorger dazu veranlasst –, Reporter zur Nachforschung hinschicken und die Aufmerksamkeit auf die üblen Zustände lenken. Notgedrungener weise kann er dies nicht oft tun. Solche Erhebungen kosten Zeit, Geld, besondere Begabung und viel Raum. Ein einleuchtender Bericht über schlimme Zustände erfordert eine beträchtliche Anzahl Druckspalten.

Um die Wahrheit über die Stahlarbeiter im Pittsburgher Bezirk darzustellen, waren ein Stab von Untersuchen, sehr viel Zeit und etliche dicke Rollen Zeitungspapier nötig. Unmöglich kann man erwarten, dass eine Tageszeitung normalerweise die Erarbeitung der Pittsburgher Untersuchungen oder des zwischenkirchlichen Stahlberichtes als eine ihrer Aufgaben ins Auge fasst. Nachrichten, die so viel Mühe bei der Beschaffung machen, liegen jenseits der Möglichkeiten der Tagespresse.[19]

Die schlimmen Zustände an sich sind noch keine Nachrichten, denn der Journalist gibt nur in außergewöhnlichen Fällen einen Bericht aus erster Hand, direkt aus dem Rohmaterial. Dieser ist vielmehr ein Bericht nach bereits stilisiertem Stoff. So können üble Zustände zu Nachrichten werden, wenn der Gesundheitsausschuss etwa von einer ungewöhnlich hohen Sterblichkeitsrate in einem Industriegebiet berichtet. Fehlt eine solche Intervention, werden die Tatsachen so lange nicht zu Nachrichten, bis sich die Arbeiter organisieren und eine Forderung an ihre Arbeitgeber stellen. Selbst dann, wenn eine schnelle Beilegung sicher ist, ist der Nachrichtenwert gering, gleichgültig, ob die Zustände bei dieser Übereinkunft verbessert worden sind oder nicht. Wenn jedoch die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu einem Streik oder zur Sperre führen, steigt der Nachrichtenwert. Wenn die Arbeitsniederlegung auch einen Dienst in Mitleidenschaft zieht, von dem die Leser der Zeitungen unmittelbar abhängen, oder zu einer Störung führt, erweist sich der Nachrichtenwert als noch größer.

Das zugrundeliegende Übel erscheint in den Nachrichten in Gestalt gewisser leicht erkennbarer Symptome, etwa einer Forderung, eines Streiks, von Unruhen. Vom Gesichtspunkt des Arbeiters oder des neutralen Gerechtigkeitssuchers sind die Forderung, der Streik und die Unruhen lediglich Begebenheiten

in einem Prozess, der sich für sie reichlich kompliziert darbietet. Da aber alle diese unmittelbaren Wirklichkeiten außerhalb der direkten Erfahrung sowohl des Reporters als auch der speziellen Öffentlichkeit liegen, durch die die meisten Zeitungen unterstützt werden, müssen sie gewöhnlich auf ein Zeichen in der Art eines offenen Aktes warten. Sobald ein solches Zeichen, zum Beispiel durch einen Ausstand der Arbeiter oder durch eine Forderung nach Polizei, kommt, ruft es die Stereotypen ins Feld, die die Menschen von Streiks und Unordnung besitzen. Der ungesehene Kampf hat nichts von seiner ihm eigenen Atmosphäre an sich. Er wird abstrakt registriert, und diese Abstraktion wird dann durch die unmittelbare Erfahrung des Lesers und des Reporters belebt. Offensichtlich ist das eine Erfahrung, die sich von der des Streikenden sehr unterscheidet. Diese empfinden die Stimmung zum Beispiel des Vorarbeiters, die nervenzermürbende Monotonie der Maschine, die bedrückend schlechte Luft, die Plackerei ihrer Frauen, die Verkümmerung ihrer Kinder, den Schmutz ihrer Mietwohnungen. Die Parolen des Streiks sind mit derartigen Gefühlen beladen. Der Reporter und der Leser jedoch sehen zuerst nur den Streik und einige Schlagwörter. Sie bürden diesen ihre eigenen Gefühle auf. Diese mögen darin bestehen, dass ihr eigener Arbeitsplatz gefährdet ist, weil die Streikenden Waren aufhalten, die sie bei ihrer Arbeit brauchen, weil es Verknappung und höhere Preise geben wird, weil alles schrecklich unbequem ist. Auch das sind Realitäten. Und wenn sie auf die abstrakte Nachricht abfärbt, dass ein Streik ausgerufen worden ist, liegt es in der Natur der Dinge, dass die Arbeiter im Nachteil sind. Das heißt, es liegt in der Natur des bestehenden Systems der Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, dass Nachrichten, die durch Schwierigkeiten oder Hoffnungen von Arbeitern hervorgerufen werden, fast stets durch einen offenen Angriff auf die Produktion aufgedeckt

werden.

Wir haben daher die Umstände in all ihrer wuchernden Komplexität vor uns, den offenen Akt, der sie anzeigt, die stereotypierte Meldung, die das auslösende Signal veröffentlicht, und den Sinn, den der Leser selbst hinzufügt, nachdem er ihn aus der ihn direkt angehenden Erfahrung abgeleitet hat. Nun kann die Erfahrung des Lesers von einem Streik wirklich sehr gewichtig sein, aber vom Blickpunkt des Kernübels, das den Streik verursacht hat, ist sie eine Randerscheinung. Und doch ist diese Randerscheinung automatisch der interessanteste Vorgang.[20] In seiner Phantasie in die Zentralprobleme einzudringen heißt für den Leser, aus sich selbst heraustreten und in ganz andere Leben einzudringen.

Es folgt daraus, dass es bei Streikberichten am einfachsten ist, die Nachricht durch die offene Aktion sich enthüllen zu lassen und den Vorfall als die Geschichte ihrer Einwirkung auf das Leben des Lesers zu beschreiben. Hierdurch wird dessen Aufmerksamkeit zum ersten Male geweckt und sein Interesse am leichtesten angeregt. Ein großer, ich glaube sogar, der entscheidende Teil von dem, was dem Arbeiter und dem Reformer als eine vorbedachte falsche Darstellung von Seiten der Zeitungen erscheint, geht unmittelbar auf eine praktische Schwierigkeit beim Enthüllen der Nachricht zurück. Dazu kommt die emotionale Schwierigkeit, entfernte Vorgänge interessant zu gestalten, es sei denn, wir könnten, nach Emerson, »in ihnen nur eine Version unserer bereits vertrauten Erfahrung erblicken und sie sofort auf unsere Parallelfakten zu übertragen beginnen«.[21]

Wenn wir die Art und Weise studieren, wie mancher Streik in der Presse wiedergegeben wird, stellen wir sehr oft fest, dass die Streitfragen selten in den Schlagzeilen, kaum in den ersten Absätzen und manchmal nicht einmal an anderer Stelle erwähnt werden. Ein Arbeitskonflikt in einer anderen Stadt muss schon

sehr wichtig sein, ehe der Nachrichtenteil eine bestimmte Information darüber enthält, worum es in dem Streik eigentlich geht. Die Nachrichtenroutine arbeitet auf diese Weise, in Bezug auf politische Probleme und internationale Meldungen arbeitet sie mit Modifikationen ebenso. Die Nachricht ist eine Darstellung der offen vor Augen liegenden Phasen, die von Interesse sind. Von vielen Seiten wird auf die Zeitung ein Druck ausgeübt, sich an diese Routine zu halten. Er geht auf die sparsame Gewohnheit zurück, lediglich die stereotypierte Phase einer Situation aufzunehmen. Er kommt von der Schwierigkeit Journalisten zu finden, die auch das zu sehen vermögen, was zusehen sie gar nicht gelernt haben. Er beruht auch auf der nahezu unvermeidlichen Schwierigkeit, dass nicht genügend Platz zur Verfügung steht. Selbst der beste Journalist kann dann eine unkonventionelle Ansicht nicht verständlich machen. Der Druck rührt weiter von der wirtschaftlichen Notwendigkeit, den Leser rasch zu interessieren und von der damit verbundenen wirtschaftlichen Gefahr, ihn überhaupt nicht anzusprechen oder ihn durch eine unerwartete Meldung oder durch eine ungenügend oder plump abgefasste Nachricht zu verletzen. Alle diese Schwierigkeiten zusammengenommen machen den Redakteur unsicher, sobald gefährliche Fragen im Spiele sind, und lassen ihn natürlich die unbestreitbaren Tatsachen und eine dem Leserinteresse besser angepasste Darstellung vorziehen. Die unbestreitbaren Tatsachen und das leichte Interesse sind der Streik selbst und die hierdurch bedingte Unbequemlichkeit des Lesers.

Alle subtileren und tieferen Wahrheiten sind bei der gegenwärtigen Haltung der Industrie sehr unzuverlässige Wahrheiten. Sie haben Urteile über Lebensstandards, Produktivität und die Menschenrechte zum Inhalt, die zu endlosen Debatten führen, weil exakte Berichte und quantitative

Analysen fehlen. Solange letztere in der Industrie nicht gegeben sind, wird der Strom der Nachrichten dahin tendieren, »aus Maulwurfshügeln Berge und aus Bergen Maulwurfshügel zu machen«, wie Emerson mit einem Zitat aus Isokrates sagt.[22] Wo es kein verfassungsmäßiges Verhalten in der Industrie und keine fachmännische Prüfung des Augenscheines und der Rechtsansprüche gibt, sucht fast jeder Journalist die Fakten, die für den Leser sensationell ist. Bei den Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, wie sie derzeit weithin vorherrschen, wird selbst da, wo es Konferenzen und Schiedssprüche, aber kein unabhängiges Ausfiltern der Tatsachen für eine Entscheidung gibt, das Problem für die Zeitungsleserschaft nicht dasselbe wie für die Industrie sein. Diskussionen durch einen Zeitungsaufruf zu versuchen, legt den Zeitungen und den Lesern eine Bürde auf, die sie weder tragen können, noch sollen. Solange echtes Recht und Ordnung nicht existieren, wird die Masse der Nachrichten gegen diejenigen arbeiten, die keine gesetzlich verankerte und ordentliche Methode haben, um sich selbst zu behaupten, es sei denn, die Meldungen würden gewissenhaft und mutig konzipiert. Die Meldungen vom Ort des Geschehens werden eher die Schwierigkeiten registrieren, die aus den Ansprüchen erwachsen, als die Gründe, die dazu führten. Die Gründe sind nicht greifbar.

## *4*

Der Redakteur beschäftigt sich mit den Meldungen. Er sitzt in seinem Büro, liest sie, und nur selten beobachtet er einen darüber hinausgehenden Teil der Ereignisse selbst. Wie wir gesehen haben, muss er jeden Tag wenigstens eine Reihe seiner

Leser umwerben, weil sie ihn sonst mitleidlos verlassen, wenn ein Konkurrenzblatt zufällig ihre Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er arbeitet unter ungeheurem Druck, denn der Wettbewerb der Zeitungen ist oft eine Sache von Minuten. Jede Meldung erfordert ein rasches, aber komplexes Urteil. Es muss verständlich sein, muss in Beziehung zu ebenso verständlichen anderen Meldungen gesetzt, je nach seinem voraussichtlichen Interesse für das Publikum hochgespielt oder abgeschwächt werden, wie es eben der Redakteur für richtig hält. Ohne Standardisierung, ohne Stereotypen, ohne Routineurteile, ohne eine ziemlich rücksichtslose Vernachlässigung der Feinheiten würde der Redakteur bald an Aufregungen sterben. Die endgültige Nachrichtenseite hat eine bestimmte Größe und muss zu einem genau bestimmten Zeitpunkt fertig sein. Über den Artikeln kann nur eine bestimmte Anzahl von Überschriften stehen und in jeder davon hat eine festgelegte Anzahl von Buchstaben. Ständig drängt die kaufende Öffentlichkeit, ständig droht das Gesetz wegen Verleumdung und andere unendliche Schwierigkeiten. Die Sache konnte ohne Systematisierung überhaupt nicht bewältigt werden, denn ein standardisiertes Produkt erfordert Sparsamkeit an Zeit und Mühe und eine Teilgarantie gegen Misserfolg.

Gerade hier beeinflussen sich die Zeitungen am stärksten. So wurden die amerikanischen Blätter bei Kriegsausbruch mit einem Thema konfrontiert, über das sie keine vorhergehende Erfahrung besaßen. Gewisse Tageszeitungen, die reich genug waren, um Telegrammgebühren bezahlen zu können, übernahmen die Führung bei der Nachrichtenbeschaffung. Folglich wurde die Art und Weise, wie diese Nachrichten präsentiert wurden, zu einem Modell für die ganze Presse. Aber woher stammte denn dieses Modell? Es kam von der englischen Presse, nicht weil Northcliffe amerikanische Zeitungen besaß, sondern weil es erstens leichter war englische Nachrichtenkorrespondenzen zu kaufen, und

zweitens für amerikanische Journalisten auch einfacher, englische Zeitungen zu lesen als andere. London war das Telegrafen- und Nachrichtenzentrum, und dort entwickelte sich eine gewisse Technik der Kriegsberichterstattung. Etwas Ähnliches geschah bei der Berichterstattung über die russische Revolution. Damals war der Zugang nach Russland durch die russische, wie auch alliierte Militärzensur und noch wirkungsvoller durch die Schwierigkeiten der russischen Sprache versperrt. Aber vor allem war die wirksame Nachrichtenbeschaffung durch die Tatsache behindert, dass es mit zum Schwierigsten gehört, über ein Chaos zu schreiben, selbst wenn es ein Chaos ist, das sich entwickelt. So geriet die Formulierung russischer Nachrichten bereits an ihren Quellen in die Hände von Zensoren und Propagandisten. Lange Zeit blieben sie völlig unkontrolliert. Bevor sie sich selbst der Lächerlichkeit preisgegeben hatten, schufen sie aus einigen wahren Aspekten des ungeheuren russischen Wirbels eine Reihe von Stereotypen, die derart von Hass und Furcht strotzten, dass selbst der beste journalistische Instinkt, nämlich sein Wunsch, selbst hinzugehen, zu schauen und zu schildern, für lange Zeit ausgelöscht war.[23]

## *5*

Jede Zeitung ist im Augenblick, wo sie den Leser erreicht, das Endergebnis einer ganzen Reihe von Auswahlvorgängen, die bestimmen, welche Artikel an welcher Stelle mit wieviel Raum und unter welchem Akzent erscheinen sollen. Dafür gibt es keine objektiven Regeln. Es gibt aber Konventionen. Nehmen wir zum Beispiel zwei in derselben Stadt am selben Morgen veröffentlichte Zeitungen, die Schlagzeile der einen lautet:

»Großbritannien befürwortet Hilfe an Berlin gegen französischen Angriff. Frankreich unterstützt offen Polen.« Die Schlagzeile des anderen Blattes heißt: »Mrs. Stillmans zweite Liebe.« Welchen Titel wir vorziehen, ist Sache unseres Geschmacks, aber nicht ganz die des Geschmacks des Redakteurs. Von seinem Urteil hängt es ab, wie eine bestimmte Anzahl von Lesern die halbe Stunde Aufmerksamkeit verwendet, die sie seiner Zeitung widmen. Nun ist das Problem, wie man die Aufmerksamkeit auf sich zieht, keineswegs gleichzusetzen mit der Verbreitung von Nachrichten nach Gesichtspunkten, die vom Religionsunterricht oder vor irgendeiner Form sittlicher Kultur verlangt werden. Es ist vielmehr das Problem, wie man im Leser Gefühle wachruft und ihn dazu bringt, einen Impuls persönlicher Identifizierung mit den gelesenen Inhalten zu empfinden. Eine Nachricht, die dem Leser keine Gelegenheit bietet, sich selbst in den Kampf einzuschalten, der geschildert wird, kann keine große Leserschaft ansprechen. Der Leser muss an den Nachrichten teilhaben können, wie er an einem Drama teilhat, nämlich durch persönliche Identifikation. Gerade so wie jeder den Atem anhält wenn die Heldin in Gefahr ist, wie er Babe Ruth hilft, seinen Schläger zu schwingen, so dringt der Leser in verfeinerter Form in die Nachrichten ein. Um das zu können, muss er einen vertrauten Anhaltspunkt in der Geschichte finden. Er wird ihm durch den Gebrauch von Stereotypen geboten. Wenn man eine Vereinigung von Klempnern »Trust« nennt, werden die Stereotypen in ihm Abneigung erregen. Nennt man sie dagegen »eine Gruppe führender Geschäftsleute«, so ist das Stichwort für eine freundliche Reaktion gefallen. In einer Verbindung dieser Elemente liegt die Kraft, Meinung zu schaffen. Die Leitartikel verstärken sie. Manchmal ist die Situation auf den Nachrichtenseiten zu verwirrend, um eine Identifizierung zu gestatten. Dann geben die Leitartikel dem Leser Hinweise, mit

deren Hilfe er selbst Stellung beziehen kann. Einen Wink muss er allerdings bekommen, wenn er, wie die meisten von uns, die Nachrichten in aller Eile mitkriegen soll. Er verlangt irgendeinen Hinweis, der ihm sozusagen sagt, an welcher Stelle ein Mann wie er, der sich selbst für eine so oder so geartete Persönlichkeit hält, seine Gefühle mit den gelesenen Nachrichten verbinden soll.

»Man hat behauptet«, schreibt Walter Bagehot,[24] »dass ein Engländer aus dem Bürgerstand bald eine Meinung darüber haben wird, ob es Schnecken auf dem Sirius gibt, wenn man ihn nur zum Nachdenken darüber bringen kann. Es wird schwer sein, ihn zum Denken zu veranlassen, aber wenn er einmal denkt, kann er nicht in der Ablehnung verharren, er wird zu einer Entscheidung gelangen. Und bei einem gewöhnlichen Thema ist es natürlich genauso. Ein Lebensmittelhändler hat ein ganzes Glaubensbekenntnis in Bezug auf die Außenpolitik, eine junge Dame eine vollständige Theorie über die Sakramente, und keiner von den beiden wird daran auch nur den leisesten Zweifel hegen.«

Und doch wird derselbe Lebensmittelhändler eine Menge Zweifel an seinen Waren haben, und jene junge Dame, die der Sakramente so wunderbar sicher ist, hat vielleicht alle möglichen Zweifel darüber, ob sie den Lebensmittelhändler heiraten soll, oder wenn nicht, ob es dann angemessen ist, seine Aufmerksamkeiten anzunehmen. Die Fähigkeit, in der Ablehnung zu verharren, zeigt entweder einen Mangel an Interesse für das Ergebnis oder einen lebhaften Sinn für widerstreitende Alternativen. Im Falle der Außenpolitik oder der Sakramente ist das Interesse für die Ergebnisse recht stark, während die Mittel zur Kontrolle der Meinung recht schwach ausgeprägt sind. Das ist die fatale Lage des Lesers allgemeiner Nachrichten. Wenn er sie überhaupt lesen soll, muss er daran interessiert sein, das heißt, er muss sich in die Situation einfühlen und sich um das

Ergebnis kümmern. Wenn er das aber tut, kann er nicht in der Ablehnung verharren. Wenn die von der Zeitung gegebene Position nicht durch unabhängige Hilfsmittel überprüft werden kann, dann wird die alleinige Tatsache, dass sein Interesse geweckt wurde jenen Ausgleich der Meinungen erschweren, der der Wahrheit noch am nächsten kommen dürfte. Je leidenschaftlicher der Leser gepackt wird, umso mehr wird er dazu neigen, nicht nur eine abweichende Ansicht, sondern bereits eine unangenehme Kurznachricht zu verübeln. Hierin liegt der Grund, warum manche Zeitung, die in ehrlicher Weise die Gefolgschaft ihrer Leser erworben hat, nicht einfach ihre Stellungnahme ändern zu können glaubt, selbst wenn es die Tatsachen nach Auffassung des Redakteurs rechtfertigen. Wenn ein Positionswechsel notwendig ist, muss man den Übergang mit äußerstem Geschick und Fingerspitzengefühl bewerkstelligen. Gewöhnlich wird eine Zeitung ein so riskantes Spiel nicht wagen. Es ist einfacher und sicherer, die Nachrichten über den betreffenden Gegenstand auslaufen und verschwinden zu lassen. Man lässt das Feuer verlöschen, indem man ihm keine Nahrung mehr gibt.

# Nachrichten, Wahrheit und eine Folgerung

Während wir immer exaktere Studien über die Presse anstellen, wird viel dabei von der Hypothese abhängen, die wir aufrechterhalten. Wenn wir mit Upton Sinclair und den meisten seiner Gegner annehmen, dass Nachrichten und Wahrheit zwei Wörter für ein und dieselbe Sache sind, kommen wir meines Erachtens nicht weiter. Wir werden zum Beispiel beweisen, dass die Zeitung in diesem Punkt gelogen hat. Wir werden beweisen, dass in diesem Punkt auch Sinclairs Bericht gelogen hat. Wir werden zeigen, dass Sinclair log, als er behauptete, jemand habe gelogen, und dass jemand log, als er behauptete, Sinclair habe gelogen. Wir werden unseren Gefühlen freien Lauf lassen, aber wir werden sie in die Luft abreagieren.

Die mir am fruchtbarsten erscheinende Hypothese besagt, dass Nachrichten und Wahrheit nicht dasselbe sind und klar voneinander geschieden werden müssen.[25] Die Funktion der Nachrichten besteht darin, ein Ereignis aufzuzeigen, die Funktion der Wahrheit ist es dagegen, verborgene Fakten zu Tage zu bringen, sie miteinander in Beziehung zu setzen und ein Bild der Wirklichkeit zu entwerfen, nach dem die Leute handeln können. Nur in den Punkten, wo soziale Bedingungen erkennbare und messbare Gestalt annehmen, fällt der Kern der Wahrheit mit dem Kern der Nachricht zusammen. Das ist ein verhältnismäßig kleiner Teil des gesamten Bereiches menschlichen Interesses.

In diesem Bereich, und nur in diesem, sind die Kontrollen der Nachrichten exakt genug, um Vorwürfe wegen Verdrehung oder Unterschlagung von Nachrichten zu mehr als einem parteiischen Urteil werden zu lassen. Es gibt keine Verteidigung, keine

Beschönigung, keine irgendwie geartete Ausrede für die sechsmalige Behauptung, Lenin sei tot, wenn die einzige im Besitz des Blattes befindliche Information über seinen Tod aus einer Quelle stammt, die sich wiederholt als unzuverlässig erwiesen hat. Die Nachricht bei diesem Beispiel ist nicht: »Lenin ist tot«, sondern »Helsingfors behauptet, Lenin sei tot.« Von einer Zeitung darf so viel Verantwortung verlangt werden, Lenin nicht toter zu machen, als die Quelle der Nachricht vertrauenswürdig ist. Wenn es etwas gibt, wofür die Redakteure besonders verantwortlich sind, dann ist es ihre Beurteilung der Zuverlässigkeit ihrer Quellen. Wenn jedoch ein Artikel zum Beispiel die Frage behandelt, was das russische Volk will, gibt es keine solche Prüfung.

Das Fehlen dieser exakten Prüfung erklärt meines Erachtens den Charakter des Journalistenberufes, wie es keine andere Erklärung vermag. Es gibt einen sehr kleinen Kern exakten Wissens. Sich damit zu beschäftigen, erfordert keine außergewöhnlichen Fähigkeiten oder Übung. Alles Übrige liegt im Ermessen des Journalisten. Sobald er sich einmal aus dem Gebiet entfernt, wo im Standesamt zweifelsfrei berichtet wird, dass John Smith Bankrott gemacht hat, verschwinden alle festen Normen. Die Geschichte, warum John Smith Pech hatte, seine menschlichen Schwächen, die Analyse wirtschaftlicher Bedingungen, die zu seinem Unglück geführt haben, alles dies kann auf hundert verschiedene Weisen dargestellt werden. Es gibt in der angewandten Psychologie keinen Regelkodex wie in der Medizin, Technik oder selbst im Rechtswesen, der die Autorität besäße, den Geist des Journalisten zu leiten, wenn er von den Nachrichten in das unbestimmte Reich der Wahrheit überwechselt. Es gibt keinerlei Vorschriften, die seinen Geist lenken, noch Regeln, die das Urteil des Lesers oder das des Verlegers zwingend beeinflussen. Seine Version der Wahrheit ist

nur seine eigene. Wie kann er die Wahrheit zeigen, so wie er sie sieht? Er kann sie nicht beweisen, ebenso wenig wie Sinclair Lewis beweisen kann, dass er die ganze Wahrheit über die Main Street erzählt hat. Und je mehr er seine eigene Schwäche einsieht, umso eher wird er bereit sein zuzugeben, dass seine eigene Meinung, da es keine objektive Prüfung gibt, sich maßgeblich aus seinen eigenen Stereotypen gemäß seinem eigenen Kodex und entsprechend der Dringlichkeit seines eigenen Interesses aufbaut. Er weiß, dass er die Welt durch die subjektive Brille sieht. Er kann nicht leugnen, dass er selbst ebenfalls (wie Shelley bemerkte) ein Dom aus vielfarbigem Glas ist, das die weißen Strahlen der Ewigkeit verfärbt.

Und dieses Wissen schwächt seine Sicherheit etwas ab. Er besitzt vielleicht alle Arten moralischen Mutes, aber ihm fehlt jene stärkende Überzeugung von einer gewissen Methode, die schließlich die Naturwissenschaften von der theologischen Kontrolle befreite. Es war die allmähliche Entwicklung einer unumstößlichen Methode, die dem Physiker seine geistige Freiheit gegenüber allen Mächten der Welt verlieh. Seine Belege waren so klar, seine Beweisführung so eindeutig der Tradition überlegen, dass er sich schließlich von jeglicher Kontrolle lossagen konnte. Der Journalist jedoch findet keine solche Stütze an seinem Gewissen oder an den Fakten. Die durch die Meinungen seiner Arbeitgeber und seiner Leser über ihn ausgeübte Kontrolle ist nicht die Wahrheitskontrolle durch das Vorurteil, sondern die Kontrolle einer Meinung durch eine andere, bei der man nicht den Beweis führen kann, dass sie weniger wahr ist. Zwischen Richter Garys Versicherung, dass die Gewerkschaften amerikanische Institutionen zerstören werden, und der Versicherung Gompers, dass die Gewerkschaften die Menschenrechte vertreten, muss die Wahl weitgehend durch den Willen zum Glauben an den einen oder den anderen bestimmt

werden.

Die Aufgabe, diese Streitigkeiten zu vermindern und sie auf ein Maß einzuschränken, wo sie als Nachrichten berichtet werden können, ist keine Aufgabe für den Reporter. Es ist für Journalisten möglich und notwendig, den Leuten den unsicheren Charakter der Wahrheit, auf dem ihre Meinungen beruhen, klarzumachen und durch Kritik und Agitation die Gesellschaftswissenschaften so voranzutreiben, dass sie brauchbarere Formulierungen sozialer Fakten schaffen, gleichfalls aber die Staatsmänner zum Errichten von transparenteren Institutionen zu veranlassen. Mit anderen Worten, die Presse kann für die Ausweitung der berichtfähigen Wahrheit kämpfen. Aber so wie es sich heute mit der sozialen Wahrheit verhält, verfügt die Presse nicht über die Grundlagen, um von einer Auflage zur anderen das von der demokratischen Theorie der öffentlichen Meinung geforderte Maß an Wissen zu liefern. Das kann nicht auf den Mammon zurückgehen, wie die Qualität der Nachrichten in radikalen Blättern zeigt, sondern auf die Tatsache, dass sich die Presse mit einer Gesellschaft auseinandersetzt, in der die herrschenden Kräfte unvollständig dargestellt werden. Die Theorie, dass die Presse selbst über diese Kräfte berichten kann, ist falsch. Sie kann gewöhnlich nur das berichten, was ihr durch die Vorarbeit von öffentlichen Institutionen berichtet worden ist. Alles Übrige ist Argumentation und Meinung und schwankt mit den Wechselfällen, der Befangenheit und dem Mut menschlichen Geistes.

Wenn nun die Presse nicht so allumfassend bösartig und noch so tief in Verschwörung verstrickt ist, wie Upton Sinclair uns glauben machen wollte, ist sie sehr viel schwächer, als die demokratische Theorie bis jetzt angenommen hat. Sie ist zu schwach, um die ganze Last der Volkssouveränität zu tragen und spontan die Wahrheit zu unterstützen, von der die Demokraten

hofften, dass sie eingeboren sei. Und wenn wir erwarten, dass sie ein solches Bündel von Wahrheiten unterstützt, benutzen wir eine irreführende Urteilsnorm. Wir missverstehen die begrenzte Natur der Nachrichten und die nicht begrenzbare Komplexität der Gesellschaft; wir überschätzen hingegen unsere eigene Ausdauer, unseren Sinn für die Öffentlichkeit, unsere allumfassende Zuständigkeit. Wir setzen einen Appetit nach uninteressanten Wahrheiten voraus, der bei keiner ehrlichen Analyse unseres eigenen Geschmackes zutage tritt.

Wenn man also den Zeitungen die Verpflichtung aufbürdet, das ganze öffentliche Leben der Menschheit umzusetzen, sodass jeder Erwachsene zu einer Meinung über jedes strittige Thema kommen kann, so versagen sie, müssen sie zwangsläufig versagen, ja, werden sie in jeder vorstellbaren Zukunft weiter darin versagen. Man kann nicht annehmen, dass eine von Arbeitsteilung und Autoritätsaufteilung getragene Welt durch einheitliche Meinungen in der ganzen Bevölkerung regiert werden kann. Unbewusst erklärt die Theorie den einzelnen Leser als theoretisch für alles zuständig und legt der Presse die ganze Last auf zu erreichen, woran jede parlamentarische Regierung, jede Industrieorganisation und jede Diplomatie gescheitert ist. Deshalb, weil sie auf jeden Menschen innerhalb von 24 Stunden 30 Minuten lang einwirkt, verlangt man von der Presse, dass sie eine mystische Kraft schafft, öffentliche Meinung genannt, die in den öffentlichen Einrichtungen die Zügel ergreifen wird. Die Presse hat oft fälschlich behauptet, dass sie genau das tun könne. Zu ihrem eigenen großen moralischen Schaden hat sie eine noch immer an ihre ursprünglichen Prämissen gebundene Demokratie ermutigt, von den Zeitungen zu erwarten, dass sie spontan für jedes Regierungsorgan, für jedes soziale Problem die Informationsapparatur zur Verfügung stelle, welche jene normalerweise nicht selbst liefern. Einrichtungen, die es

versäumt haben, sich selbst mit Hilfsmitteln des Wissens auszurüsten, sind ein Bündel von »Problemen« geworden, die die Bevölkerung als ein Ganzes lösen soll, weil sie die Presse als ein Ganzes liest.

Mit anderen Worten, die Presse wird heute als Organ direkter Demokratie betrachtet. Sie wird in viel stärkerem Maße und von Tag zu Tag mehr mit der Funktion belastet, die man dem Initiativantrag, dem Volksentscheid und dem Widerruf zumisst. Der Gerichtshof der öffentlichen Meinung, der Tag und Nacht offen ist, soll das Gesetz für alles und zu jeder Zeit niederlegen. Aber er ist nicht arbeitsfähig. Wenn wir die Natur der Nachrichten betrachten, ist er nicht einmal denkbar. Denn die Nachrichten sind, wie wir gesehen haben, in dem Maße genau, wie die Aufzeichnung des Ereignisses genau ist. Nur wenn das Ereignis genannt, gemessen, gestaltet, oder spezifiziert werden kann, kann es auch den Charakter einer Nachrichtenmeldung annehmen. Sollte dem nicht so sein, ist es Gegenstand von Zufälligkeiten und der Voreingenommenheit der Beobachtung.

Daher ist im Großen und Ganzen die Qualität der Nachrichten über die moderne Gesellschaft ein Index ihrer sozialen Organisation. Je besser die Einrichtungen, je mehr alle betroffenen Interessen formal vertreten werden, je mehr Streitfragen entwirrt, je mehr objektive Kriterien eingeführt werden, um so vollständiger kann eine Angelegenheit als Nachricht dargeboten werden. Bestenfalls ist die Presse eine Dienerin und Hüterin der öffentlichen Einrichtungen; schlimmstenfalls ist sie ein Mittel, mit dessen Hilfe einige die soziale Unordnung zu ihren eigenen Zwecken ausbeuten. In dem Maße, in dem die öffentlichen Institutionen ihre Aufgabe nicht zu erfüllen vermögen, kann der gewissenlose Journalist im Trüben fischen, und der Gewissenhafte muss sich mit Ungewissheiten herumschlagen.

Die Presse ist kein Ersatz für öffentliche Institutionen. Sie gleicht dem Strahl eines Suchscheinwerfers, der sich ruhelos im Kreise bewegt und bald die eine, bald die andere Episode aus dem Dunkel ans Licht bringt. Die Menschen können nicht bei diesem Licht allein die Arbeit der Welt verrichten. Sie können nicht die Gesellschaft mit Episoden, Begebenheiten, Eruptionen regieren. Nur wenn die Menschen ständig mit eigenen Scheinwerfern arbeiten, ist es der Presse möglich, sobald das Licht auf sie gerichtet ist, eine Situation zu enthüllen, die für eine öffentliche Entscheidung verständlich genug ist. Das Übel liegt tiefer als in der Presse und daher auch das Heilmittel. Es liegt in der sozialen Organisation, die auf einem System von Analyse und Bericht fußt, und in allen natürlichen Folgen dieses Prinzips. Die Theorie des allkompetenten Bürgers muss aufgegeben, eine Entscheidung dezentralisiert, die Entscheidungen müssen durch vergleichbaren Bericht und vergleichbare Analyse koordiniert werden. Wenn die Führungszentren laufend einen Rechenschaftsbericht herausgeben, der die Arbeit für jene, die sie tun, verständlich macht, und ebenso für jene, die sie überwachen, werden die Probleme bei ihrem Auftreten nicht bloß Kollisionen von Blinden sein. Dann werden auch der Presse die Nachrichten durch ein Nachrichtensystem eröffnet, das in gleicher Weise eine Kontrolle über die Presse darstellt.

Das ist der radikale Weg. Denn die Schwierigkeiten der Presse gehen, wie die Schwierigkeiten der parlamentarischen Regierung, arbeite sie nun territorial oder funktional, ebenso wie die Schwierigkeiten der Industrie, sei sie kapitalistisch, genossenschaftlich oder kommunistisch aufgebaut, auf eine gemeinsame Quelle zurück: auf die Unfähigkeit der sich selbst regierenden Menschen, über ihre zufällige Erfahrung und ihre Vorurteile hinauszugehen, indem sie einen Wissensapparat erfinden, schaffen und organisieren. Weil sie gezwungen sind,

ohne ein zuverlässiges Bild der Welt zu handeln, können Regierungen, Schulen, Zeitungen und Kirchen so wenig gegen die augenfälligeren Schwächen der Demokratie ankommen, gegen starke Voreingenommenheit, Apathie, Bevorzugung des seltsam Trivialen wie gegen das Stumpfsinnig-Wichtige, den Hunger nach platter Unterhaltung und dreibeinige Kälber. Das ist der Hauptmangel einer Volksregierung, eine Schwäche, die ihren Traditionen anhaftet und auf welche meines Erachtens alle ihre anderen Schwächen zurückgeführt werden können.

## Achter Teil

# Organisierte Intelligenzen

## Die Bedeutung der Fachleute

### *1*

Wäre das Heilmittel von Interesse, dann hätten amerikanische Pioniere, wie Charles McCarthy, Robert Valentine und Frederick W. Taylor nicht so schwer um Gehör kämpfen müssen. Aber es liegt auf der Hand, warum sie kämpfen mussten und warum Büros für Regierungsforschung, Industriebilanzen, Etatplanung und dergleichen die hässlichen Entchen einer Reform sind. Sie kehren den Prozess um, durch den sich interessante öffentliche Meinungen aufbauen. Statt eine zufällige Tatsache, ein großer Stereotypenfilter und eine dramatische Identifizierung zu bieten, zerschlagen sie das Drama, durchbrechen sie die Stereotypen und geben den Menschen ein ungewöhnliches und unpersönliches Bild von den Tatsachen. Wenn das nicht schmerzlich ist, ist es zumindest stumpfsinnig, und diejenigen, denen es Schmerzen bereitet, nämlich dem Politiker und dem Parteimann, der viel zu verbergen hat, beuten oft die Stumpfheit der Öffentlichkeit aus, um die von ihnen empfundene eigene Pein zu beseitigen.

## *2*

Jede komplexe Gemeinschaft hat jedoch seit je den Beistand besonderer Männer gesucht, wie der Auguren, Priester und Älteste. Obwohl unsere eigene Demokratie auf einer Theorie universeller Zuständigkeit gründet, sucht sie sich Rechtsanwälte zur Führung ihrer Regierung und als Gehilfen der Industrieführung. Man bemerkte, dass der speziell ausgebildete Mensch in unklarer Weise einem größeren Wahrheitssystem zugewandt war als einem System, das sich spontan aus dem Geiste eines Amateurs ergibt. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, dass die traditionelle Ausrüstung eines Rechtsanwalts nicht genügend Beistand gewährt. Die Große Gesellschaft war überraschend gewachsen, noch dazu durch die Anwendung technischer Kenntnisse in gewaltigen Ausmaßen. Sie wurde durch Ingenieure geschaffen, die exakte Messungen und quantitative Analysen anzuwenden gelernt hatten. Es wurde allmählich klar, dass sie nicht durch Männer geführt werden konnte, die deduktiv über Recht und Unrecht dachten. Sie konnte nur durch die Technik selbst, die sie geschaffen hatte, unter die Kontrolle des Menschen gebracht werden. Allmählich haben daher die stärker erleuchteten Köpfe Fachleute berufen, die geschult waren oder sich selbst geschult hatten, damit sie Teile dieser Großen Gesellschaft denen, die sie lenken, greifbar machten. Diese Männer sind unter allen möglichen Bezeichnungen bekannt, als Statistiker, Kalkulatoren, Bücherrevisoren, Industrieberater, Ingenieure vieler Fachrichtungen, wissenschaftliche Direktoren, Personalsachbearbeiter, Forscher, »Wissenschaftler« und manchmal als einfache Privatsekretäre. Jeder von ihnen hat seinen eigenen Jargon mitgebracht, seine Zettel- und

Karteikästen, Diagramme, Loseblattsammlungen und vor allem sein völlig gesundes Ideal von einem Exekutivbeamten, der vor einem flachen Schreibtisch sitzt, ein Blatt maschinegeschriebenen Papiers vor sich, und über politische Angelegenheiten entscheidet, die ihm nur zur Ablehnung oder Zustimmung vorgelegt werden müssen. Diese ganze Entwicklung ist nicht so sehr das Werk einer spontan wirkenden Evolution als vielmehr einer blinden, natürlichen Auslese gewesen. Der Staatsmann, der leitende Beamte, der Parteiführer, der Präsident einer freiwilligen Vereinigung, sie alle fanden, dass sie einen Trainer brauchten, wenn in einem Tagesablauf zwei Dutzend verschiedene Dinge zu besprechen waren. Sie begannen nach Memoranden zu rufen. Sie stellten fest, dass sie ihre Post nicht mehr selber lesen konnten. Sie verlangten nach jemanden, der ihnen bei wichtigen Briefen die interessanten Passagen blau unterstreicht. Sie stellten fest, dass sie nicht den ganzen großen Stapel maschinengeschriebener Berichte bewältigen konnten, die auf den Schreibtischen vergilbten. Sie verlangten Zusammenfassungen. Sie stellten fest, dass sie keine endlosen Zahlenreihen lesen konnten. Sie umarmten den Mann, der daraus farbige Schaubilder machte. Sie stellten fest, dass sie keine Maschine von der anderen unterscheiden konnten. Sie heuerten Beschaffungsingenieure an, die ihnen sagten, wie viel die Maschinen kosteten und was sie leisteten. Sie schoben eine Bürde nach der anderen ab, wie ein Mann zuerst seinen Hut abnimmt, dann seinen Mantel, schließlich seinen Kragen, wenn er sich müht, eine unhandliche Last zu bewegen.

## *3*

Doch seltsamerweise ließen sie sich Zeit, den Sozialwissenschaftler herbeizurufen, obwohl sie wussten, dass sie Hilfe benötigten. Der Chemiker, der Physiker, der Geologe wurden viel früher und freundlicher aufgenommen. Man baute ihnen Laboratorien, schuf ihnen Anreize, denn schnell lernte man die Siege über die Natur schätzen. Der Wissenschaftler jedoch, der als Problem die menschliche Natur vor sich hat, befindet sich in einer anderen Lage. Dafür gibt es mancherlei Gründe: Der hauptsächlichste ist die Tatsache, dass er so wenige äußere Erfolge aufzuweisen hat. Er hat deshalb so wenige Erfolge – es sei denn, er beschäftigt sich mit der historischen Vergangenheit –, weil er seine Theorien nicht beweisen kann, bevor er sie der Öffentlichkeit vorträgt. Der Physiker kann eine Hypothese aufstellen, sie testen, die Hypothese hunderte von Malen berichtigen, und wenn er nach alledem doch unrecht hat, braucht niemand anderes den Preis zu bezahlen. Der Sozialwissenschaftler hingegen kann nicht mit der Sicherheit eines Labortests beginnen. Falls sein Rat befolgt wird und er Unrecht hat, können die Konsequenzen unabsehbar sein. Nach der Natur der Dinge ist er weit verantwortlicher und gleichzeitig weit weniger seiner Sache gewiss.

Aber mehr noch als dies. In den »Laborwissenschaften« hat der Gelehrte das Dilemma von Gedanken und Handlung überwunden. Er bringt das Beispiel einer Handlung an einen ruhigen Ort, wo es beliebig wiederholt und in Ruhe untersucht werden kann. Der Sozialwissenschaftler dagegen ist ständig in ein Dilemma verwickelt. Bleibt er in seiner Bibliothek, wo er die Ruhe zum Nachdenken hat, dann muss er dem außerordentlich zufälligen und mageren gedruckten Bericht trauen, der durch offizielle Meldungen, Zeitungen und Interviews zu ihm gelangt. Geht er in die Welt hinaus, wo sich die Dinge zutragen, muss er eine lange, oft vergeudete Lehrzeit hinter sich bringen, bevor er

an das Heiligtum, wo die Entscheidungen getroffen werden, herangelassen wird. Er kann nicht in die Handlung ein- und wieder daraus emportauchen, gleichgültig, wann es ihm beliebt. Es gibt keine privilegierten Zuhörer. Der Kaufmann, der beobachtet, dass der Sozialwissenschaftler bloß von außen kennt, was er selbst zumindest teilweise von innen kennt, und bemerkt, dass die Hypothese des Sozialwissenschaftlers nicht zu den labormäßig überprüfbaren Dingen gehört und ihre Verifizierung nur in der »wirklichen« Welt möglich ist, hat eine ziemlich geringe Meinung von den Sozialwissenschaftlern gefasst, die nicht seine Ansichten zur öffentlichen Politik teilen.

Im Innersten seines Herzens teilt der Sozialwissenschaftler diese Bewertung seiner selbst. Er besitzt wenig innere Sicherheit von seiner eigenen Tätigkeit. Er glaubt nur halb daran, und weil nichts sicher ist, findet er keinen zwingenden Grund, auf seiner eigenen Gedankenfreiheit zu bestehen. Was kann er denn, im Lichte seines eigenen Gewissens betrachtet, wirklich Positives dafür anführen?[1] Seine Angaben sind unsicher, seine Mittel zur Verifizierung mangelhaft. Seine allerbesten Eigenschaften sind eine Quelle der Enttäuschung. Wenn er nämlich wirklich kritisch und von wissenschaftlichem Geist durchdrungen ist, kann er nicht doktrinär sein und gegen die Treuhänder, die Gelehrten, den Bürgerbund und die konservative Presse für eine Theorie ins Feld ziehen, deren er selbst nicht sicher ist. Wenn wir nach Armageddon ziehen, müssen wir für den Herrn kämpfen, aber der politische Wissenschaftler ist immer ein bisschen im Zweifel, ob ihn der Herr auch wirklich gerufen hat.

Wenn daher so viel in den Sozialwissenschaften eher apologetischen, als konstruktiven Charakter hat, liegt konsequenterweise die Erklärung in den Möglichkeiten der Sozialwissenschaften selbst, nicht im »Kapitalismus«. Die Physiker erreichten ihre Freiheit von klerikaler Bevormundung dadurch,

dass sie eine Methode ausarbeiteten, die Schlüsse einer Art lieferte, die man weder unterdrücken noch übergehen konnte. Sie überzeugten sich selbst, errangen Ansehen und wussten, wofür sie kämpften. Der Sozialwissenschaftler wird erst dann Ansehen und Stärke errungen haben, wenn er seine eigene Methode ausgearbeitet hat. Er muss dafür die Chance ergreifen, wenn die führenden Männer der Großen Gesellschaft das Bedürfnis nach Instrumenten der Analyse haben, durch die eine unsichtbare und erstaunlich schwierige Umwelt greifbar gemacht werden kann.

Aber wie die Dinge jetzt liegen, holt der Sozialwissenschaftler seine Daten aus einer Masse unbearbeiteten Materials. Soziale Prozesse werden ausschnitthaft beschrieben, recht oft als Unfälle der Verwaltung. Ein Kongressbericht, eine Debatte, eine Untersuchung, Gesetzestexte, eine Volkszählung, ein Tarif, ein Steuerentwurf; das Material muss, wie die Hirnschale des Piltdown-Menschen, durch einfallsreiche Kombination zusammengesetzt werden, ehe sich der Gelehrte ein Bild des Vorfalles machen kann, den er untersucht. Obwohl diese Begebenheit vom bewussten Leben seiner Mitbürger handelt, ist sie allzu oft in entmutigender Weise undurchsichtig, weil der Mann, der zu verallgemeinern versucht, praktisch keine Übersicht über die Art hat, in der seine Daten gesammelt werden. Man stelle sich eine medizinische Forschung vor, die durch Gelehrte erfolgt, die selten ein Krankenhaus betreten, keine Tierexperimente machen und gezwungen sind, Folgerungen aus den Krankengeschichten, den Berichten der Pflegerinnen, deren jede ihr eigenes diagnostisches System hat, und aus den Statistiken des Finanzamtes über die außergewöhnlichen Gewinne der Apotheker zu ziehen. Der Gesellschaftswissenschaftler muss normalerweise versuchen, das Beste aus jenen Kategorien zu machen, die sich unkritisch im

Gehirn eines Beamten angesammelt haben, welcher irgendeinen Gesetzesteil auszuführen hat oder dabei war, zu rechtfertigen, zu überzeugen, zu fordern oder zu beweisen. Der Gelehrte weiß das und hat als Schutz dagegen diesen Wissenschaftszweig entwickelt, der ein tiefes Misstrauen in der Frage dokumentiert, woher er seine Informationen nehmen soll.

Das ist eine Tugend, aber sie wird eine sehr schwache Tugend, sobald sie lediglich ein Korrektiv für die ungesunde Lage der Gesellschaftswissenschaft ist. Denn der Forscher ist dazu verurteilt, so scharfsinnig wie möglich zu erraten, warum in einer nicht klar begriffenen Situation das eine oder andere sich ereignet hat. Der Fachmann jedoch, der als Vermittler zwischen den Volksvertretern, als Spiegel und Maßstab der Regierung angestellt ist, hat eine ganz andere Kontrolle über die Tatsachen. Statt der Mann zu sein, der die ihm von den handelnden Männern vorgelegten Tatsachen verallgemeinert, wird er zu dem Mann, der die Fakten für die handelnden Männer vorbereitet. Das ist ein grundlegender Wandel in seiner strategischen Position. Er steht nicht mehr länger draußen, wo er das nachkaut, was ihm von emsigen Kaufleuten vorgeworfen wird, sondern er nimmt seinen Platz vor den Entscheidungen statt danach ein. Heute ist der Ablauf so, dass der Kaufmann seine Fakten findet und sich auf ihrer Grundlage entscheidet. Dann leitet einige Zeit später der Sozialwissenschaftler ausgezeichnete Gründe dafür ab, warum der Kaufmann klug oder unklug entschieden hat. Diese Ex-post-facto-Beziehung ist akademisch im schlechten Sinne dieses schönen Wortes. Der Ablauf sollte sein: Der neutrale Fachmann findet zuerst die Fakten und formuliert sie für den handelnden Mann. Später zieht er seine Folgerungen aus dem Vergleich zwischen der Entscheidung, wie er sie versteht, und den von ihm beigebrachten Fakten.

Für die Naturwissenschaften hat dieser Wandel in der strategischen Position nur langsam begonnen und sich dann rasch beschleunigt. Es gab eine Zeit, in der der Erfinder und der Ingenieur romantische halbverhungerte Außenseiter waren, die man als Käuze behandelte. Der Kaufmann und der Handwerker kannten alle Geheimnisse ihres Handwerks. Dann wurden die Geheimnisse immer geheimnisvoller, und zuletzt war die Industrie von physikalischen Gesetzen immer stärker abhängig und von chemischen Verbindungen, die kein Auge sehen und nur ein geübter Geist begreifen konnte. Der Wissenschaftler zog aus seinem noblen Dachstübchen im Universitätsviertel in Bürohäuser und Laboratorien um. Denn nur er konnte ein brauchbares Bild von der Realität liefern, auf der die Industrie fußte. Aus der neuen Beziehung zog er so viel Nutzen, wie er gab, vielleicht mehr: Die reine Wissenschaft entwickelte sich schneller als die angewandte, obwohl sie ihre wirtschaftliche Unterstützung, einen Großteil ihrer Inspiration und sogar noch mehr von ihrer Bedeutung aus dem ständigen Kontakt mit praktischen Entscheidungen zog. Aber die Naturwissenschaften arbeiteten noch immer unter dem gewaltigen Hindernis, dass die Leute, die Entscheidungen trafen, nur ihren Hausverstand als Berater hatten. Sie regierten ohne wissenschaftliche Hilfe eine Welt, die durch die Wissenschaftler kompliziert geworden worden war. Wieder hatten sie es mit Fakten zu tun, die sie nicht erfassen konnten. Und wie sie einst Ingenieure zu Rate ziehen mussten, müssten sie jetzt Statistiker, Mathematiker und Fachleute jeder Art berufen.

Die Wissenschaftspraktiker sind die wahren Pioniere einer neuen Sozialwissenschaft. Sie sind in »enger Fühlung mit den

treibenden Rädern«,[2] und aus dieser praktischen Verbindung von Wissenschaft und Praxis werden beide wesentlichen Nutzen davontragen. Die Praxis durch Klärung ihrer Vorstellungen, die Vorstellungen durch ständige Erprobung in der Praxis. Wir befinden uns noch in den allerersten Anfängen. Wenn aber zugestanden wird, dass alle großen Formen menschlicher Vereinigungen, gerade um lauter praktischer Schwierigkeiten willen, auf Menschen zurückgreifen müssen, die die Notwendigkeit für einen Fachmann erkannt haben, der ihnen über einen bestimmten Teil der Umwelt Bericht erstattet, dann hat die Phantasie eine Prämisse, auf der sie aufbauen kann. Im Austausch von Technik und Ergebnissen in den Ausschüssen von Fachleuten kann man meines Erachtens den Beginn experimenteller Methoden in der Sozialwissenschaft erblicken. Wenn jeder Schulbezirk, jeder Schuletat, jedes Gesundheitsamt, jede Fabrik, jeder Tarifplan das Grundlagenmaterial für jede andere gleichgeartete Einrichtung ist, beginnt die Zahl der vergleichbaren Erfahrungen sich den Dimensionen des echten Experimentes zu nähern. In 48 Staaten, 2 400 Städten, 277 000 Schulhäusern, 2 700 000 Industriebetrieben, 27 000 Bergwerken und Steinbrüchen liegt ein Reichtum an Erfahrungen vor, der nur aufgezeichnet und zugänglich gemacht zu werden braucht. Und es gibt auch die Chance des Versuchs und Irrtums bei so geringem Risiko, dass man jede vernünftige Hypothese einer gerechten Prüfung unterwerfen könnte, ohne die Grundlagen der Gesellschaft zu erschüttern.

Der Keil ist hineingetrieben, nicht nur durch einige Industriechefs und etliche Staatsmänner, die Hilfe brauchten, sondern durch die Büros für Gemeindeforschung,[3] die Handbibliotheken zur Gesetzgebung, die speziellen Kammern der Genossenschaften, der Gewerkschaften und der öffentlichen Angelegenheiten, durch freiwillige Organisationen wie die Liga

der Wählerinnen, die Verbraucherliga, die Produzentenvereinigungen; durch Hunderte von Handelsvereinigungen und Bürgervereine; durch Veröffentlichungen wie »Searchlight on Congress« (Scheinwerfer auf den Kongress) und »Survey« (Überblick), weiter durch Gründungen wie »General Education Board« (Allgemeine Bildungsbehörde). Keinesfalls sind alle finanziell desinteressiert. Das ist dabei auch nicht der springende Punkt. Sie alle beginnen aber deutlich das Bedürfnis nach einer Art Fachgremium zwischen den einzelnen Bürgern und der riesigen Umwelt aufzuzeigen, in die sie verstrickt sind.

# Informationsarbeit

## *1*

Die Praxis der Demokratie ist ihrer Theorie vorausgeeilt. Denn die Theorie hält daran fest, dass die erwachsenen Wähler gemeinsam Entscheidungen aus einem ihnen innewohnenden Willen treffen. Aber genauso wie herrschende Hierarchien erwachsen sind, die in der Theorie unsichtbar waren, so hat es ein großes Maß konstruktiver Anpassung gegeben, mit der man im Bilde der Demokratie ebenso wenig gerechnet hatte. Mittel und Wege wurden gefunden, um viele Interessen und Funktionen zu vertreten, die normalerweise außerhalb der konkreten Wahrnehmung liegen.

Wir sind uns dessen am stärksten bewusst in unserer Theorie von den Gerichtshöfen, wenn wir ihre gesetzlichen Vollmachten und ihre Vetos aus der Theorie erklären, dass es Interessen gibt, die geschützt werden müssen, weil sie von den Wahlbeamten vergessen werden könnten. Aber auch das Statistische Amt tritt für ungesehene Faktoren in der Umwelt ein, wenn es Leute, Dinge und Veränderungen zählt, klassifiziert und miteinander in Beziehung setzt. Die Bergaufsichtsbehörde zeigt Bodenschätze auf, das Landwirtschaftsministerium vertritt in den Landesausschüssen Faktoren, von denen jeder Bauer lediglich einen winzigen Teil zu Gesicht bekommt. Die Schulbehörden, die Tarifkommissionen, der konsularische Dienst, die Staatskasse vertreten Personen, Ideen und Dinge, die sich von ihrem Blickwinkel aus niemals durch eine Wahl automatisch vertreten fänden. Das Jugendamt ist der Sprecher für einen ganzen

Komplex von Interessen und Funktionen, die gewöhnlich dem Wähler nicht sichtbar sind und daher unmöglich spontan Teil seiner öffentlichen Meinungen werden können. So folgt dem Abdruck vergleichender Statistiken über die Säuglingssterblichkeit oft ein Zurückgehen der Sterblichkeitsquote von Säuglingen. Städtische Beamte und Wähler hatten vor der Veröffentlichung in ihrem Bild von der Umwelt keinen Platz für diese Kinder. Erst die Statistiken machten sie sichtbar, so sichtbar, als ob die Säuglinge einen Ratsherrn gewählt hätten, um ihre Beschwerden an die Öffentlichkeit zu bringen.

Im Außenministerium unterhält die Regierung eine Abteilung für Fernöstliche Angelegenheiten. Wofür ist sie da? Sowohl die japanische als auch die chinesische Regierung sind beide durch Botschafter in Washington vertreten. Können sie nicht für den Fernen Osten sprechen? Sie sind doch deren Vertreter? Aber niemand würde je behaupten, dass die amerikanische Regierung alles, was sie über den Fernen Osten wissen will, durch Konsultierung dieser Botschafter erfahren könnte. Angenommen, sie wären so aufrichtig, wie man sie sich nur vorstellen kann, sie wären trotzdem immer noch begrenzte Informationskanäle. Um sie zu ergänzen, unterhalten wir Botschaften in Tokio und Peking und Konsularbeamte an vielen Orten. Ich nehme an, auch etliche Geheimagenten. Diese Leute sollen Berichte liefern, die durch die Abteilung für Fernöstliche Angelegenheiten an den Außenminister weitergeleitet werden. Was also erwartet nun der Außenminister von dieser Abteilung? Ich kenne einen, der von ihr die Ausgabe der bewilligten Gelder erwartete. Aber es gibt Minister, denen Sonderoffenbarungen versagt bleiben, und sie wenden sich an ihre Abteilungen um Hilfe. Zumindest erhoffen sie, ein anständiges, den amerikanischen Standpunkt rechtfertigendes Argument.

Sie fordern, dass die Experten den Femen Osten auf den Schreibtisch des Außenministers bringen, alle Elemente so geordnet, als scheine der Minister mit dem Fernen Osten selbst in Kontakt zu stehen. Der Experte muss übersetzen, vereinfachen und verallgemeinern, aber die Folgerungen aus dem Ergebnis müssen für den Osten zutreffen, nicht nur für die Prämissen des Berichtes. Wenn der Außenminister sein Geld wert ist, wird er zuallerletzt bei seinen Experten auch nur den bloßen Verdacht einer eigenen »politischen Meinung« zulassen. Er will von ihnen nicht wissen, ob sie die japanische Politik in China billigen. Er will vielmehr wissen, was verschiedene Schichten von Chinesen, Japanern, Engländern, Franzosen, Deutschen und Russen darüber denken und was sie demgemäß wahrscheinlich tun werden. Er will dies alles als Grundlage seiner Entscheidung vorgelegt haben. Je getreuer die Abteilung bietet, was anderweitig nicht geboten wird, weder durch die japanischen noch die amerikanischen Botschaften, noch die Senatoren und Kongressmitglieder von der Pazifikküste, ein umso besserer Außenminister wird er sein. Er mag beschließen, seine Politik nach der Pazifikküste zu richten, aber er wird seine Ansicht über Japan aus Japan selbst beziehen.

## *2*

Es ist kein Zufall, dass der beste diplomatische Dienst auf der Welt derjenige ist, in dem die Trennung zwischen dem Sammeln von Wissen und der Kontrolle der Politik am vollständigsten durchgeführt ist. Während des Krieges gab es in vielen britischen Botschaften und im britischen Außenministerium fast immer Leute, Beamte auf Lebenszeit oder sonstige Sonderbeauftragte,

denen es gelang, die vorherrschende Kriegsstimmung mit Vorsicht aufzunehmen. Sie kümmerten sich nicht um das nutzlose Geschwätz des Dafür und Dagegen, um bevorzugte Nationalitäten, liebgewonnene Abneigungen und nichtgehaltene salbungsvolle Reden in ihrer Brust. Sie überließen dies den Politikern. In einer amerikanischen Botschaft hörte ich jedoch einmal einen Botschafter sagen, er berichte nie etwas nach Washington, was die Leutchen zu Hause nicht aufmuntere. Er war zu all denen freundlich, mit denen er zusammenkam, half manchem gestrandeten Kriegsmann und war großartig beim Enthüllen von Denkmälern.

Er hatte nicht begriffen, dass die Macht des Fachmannes von seiner Fähigkeit abhängt, sich von denen zu trennen, die Entscheidungen fällen, und sich in seiner Eigenschaft als Fachmann nicht darum zu kümmern, was für eine Entscheidung getroffen wird. Einem Mann, der wie der Botschafter eine Linie verfolgt und sich in die Entscheidungen einmischt, kann man bald nur noch zum Teil vertrauen. Da steht er, noch einer mehr auf dieser Seite der Fragestellung. Denn sobald er beginnt, sich zu sehr darum zu kümmern, fängt er an zu sehen, was er zu sehen wünscht, und hört infolgedessen auf zu sehen, was er sehen sollte. Er steht da, um das Ungesehene zu vertreten. Er verkörpert Leute, die keine Wähler sind, Funktionen von Wählern, die nicht offen daliegen, Ereignisse außerhalb der Sicht, Stumme, Ungeborene, Beziehungen zwischen Dingen und Leuten. Er verfügt über eine Wählerschaft von Unerreichbaren. Aber Unerreichbare können nicht zur Bildung einer politischen Mehrheit herangezogen werden, weil das Wählen bei der letzten Analyse eine Prüfung der Stärke, eine sublimierte Schlacht ist und der Experte keine unmittelbar verfügbare Stärke verkörpert. Aber er kann Kraft ausüben, indem er die Stellungen der Kräfte verwirrt. Dadurch, dass er das Unsichtbare sichtbar macht,

konfrontiert er die Leute, die materielle Gewalt ausüben, mit einer neuen Umwelt, lässt Ideen und Gefühle in ihnen arbeiten, wirft sie aus ihrer Position und beeinflusst so aufs stärkste die Entscheidungen.

Menschen können nicht lange in einer Weise handeln, von der sie wissen, dass sie zu der Umwelt, wie sie sie verstehen in Gegensatz steht. Wenn sie in bestimmter Weise zu handeln gewohnt sind, müssen sie die Umwelt neu auffassen, zensieren und rational erklären. Aber wenn sich in ihrer Gegenwart ein beharrliches Faktum befindet, das so sperrig ist, dass man es nicht fortdiskutieren kann, bieten sich drei Möglichkeiten an. Sie können die Tatsache eigensinnig ignorieren, obwohl sie sich im Weiteren selbst behindern, bei ihrer Rolle übertreiben und zu Schaden kommen. Sie können diese Tatsache andererseits zwar in Rechnung stellen, aber das Handeln ablehnen. Sie bezahlen dafür mit innerer Unruhe und Enttäuschung. Oder sie passen ihr ganzes Verhalten der erweiterten Umwelt an. Das ist meiner Meinung nach am häufigsten der Fall.

Der Gedanke, dass der Fachmann eine einflusslose Person ist, weil er andere die Entscheidungen fällen lässt, entspricht nicht der Erfahrung. Je feinsinniger die Elemente, die zur Entscheidung beitragen, desto mehr Macht übt der Fachmann aus, ohne dabei die Verantwortung zu tragen. Überdies wird er in Zukunft mehr Macht ausüben als jemals zuvor, weil sich die entscheidenden Tatsachen dem Wähler und dem Regierenden in steigendem Maße entziehen werden. Alle Regierungsabteilungen werden danach trachten, Forschungs- und Informationsämter aufzubauen, die ihre Fühler ausstrecken und sich ausdehnen werden, wie es die geheimen Nachrichtendienste aller Armeen der Welt auch getan haben. Aber die Fachleute werden Menschen bleiben. Sie werden die Macht genießen, und sie werden in die Versuchung geraten, sich selbst zu Zensoren

aufzuschwingen und auf diese Weise die wirkliche Funktion der Entscheidung an sich zu reißen. Außer wenn ihre Funktion genau umrissen ist, werden sie nur die Fakten, die sie für geeignet halten, weitergeben und die Entscheidungen, die sie befürworten, durchdrücken. Kurzum, sie werden danach trachten, eine Bürokratie zu werden.

Die einzige institutionelle Sicherung dagegen besteht darin, so absolut wie möglich die ausführenden Mitarbeiter von den Untersuchenden zu trennen. Die beiden Stäbe sollten parallele, doch ganz verschiedene Körperschaften sein, auf verschiedene Weise angeworben, wenn möglich aus verschiedenen Geldquellen bezahlt werden, verschiedenen Vorgesetzten verantwortlich und am Erfolg des Personals des anderen wirklich uninteressiert sein. In der Industrie sollten die Rechnungsprüfer, Mathematiker und Inspektoren von Managern, Direktoren und Vorarbeitern unabhängig sein. Ich glaube, wir werden in einiger Zeit erkennen, dass die Berichtsapparaturen von den Direktoren und Aktionären unabhängig sein müssen, wenn wir die Industrie unter gesellschaftliche Kontrolle bringen wollen.

## *3*

Aber beim Aufbau von Informationsdiensten in Industrie und Politik beginnen wir nicht auf geebnetem Boden. Abgesehen davon, dass man auf diese grundsätzliche Trennung der Funktionen bestehen sollte, wäre es hinderlich, das Prinzip für jeden einzelnen Fall zu eng zu definieren. Es gibt Menschen, die an den Informationsdienst glauben und ihn aufnehmen wollen. Es gibt andere, die ihn nicht begreifen, aber ohne ihn ihre Arbeit nicht tun können. Wieder andere werden Widerstand dagegen

leisten. Aber vorausgesetzt, dass das Prinzip irgendwo in jeder gesellschaftlichen Tätigkeit einen Rückhalt besitzt, wird es Fortschritte machen, und man beginnt damit, indem man eben beginnt. In der Bundesregierung zum Beispiel ist es nicht nötig, das Ämtergewirr aufzulösen und die unlogischen Doppelgleisigkeiten zu beseitigen, die im Laufe eines Jahrhunderts entstanden sind. Man wird schon einen angemessenen Platz für Informationsbüros finden, die Washington so bitter nötig hat. Vor der Wahl kann man zwar versprechen, tapfer in die Bresche zu springen. Aber wenn man dann dort atemlos ankommt, stellt man fest, dass jede Widersinnigkeit mit Gewohnheiten, starken Interessen und eng befreundeten Kongressmitgliedern verstrickt ist. Man greift auf der ganzen Linie an und wird jede Kraft der Reaktion entfesseln. Man zieht in den Streit, wie der Dichter sagt, und man fällt immer. Man kann hier ein veraltetes Büro abreißen, dort eine Brut von Kanzlisten abbauen, dort zwei Büros zusammenlegen. Und während man sich emsig mit den Tarifen und den Eisenbahnen herumschlägt, ist die Reformära vorbei. Um eine wirklich logische Restrukturierung der Regierung durchzuführen, wie es alle Kandidaten immer versprechen, würden sie überdies mehr Gemüter erhitzen, als sie jemals wieder beschwichtigen könnten. Und jedes neue Schema, angenommen man hätte eines bei der Hand, braucht Menschen, um es zu handhaben. Sage man über Amtsträger, was man will, selbst Sowjetrussland war froh, viele der alten Beamten wieder zurückzubekommen; wenn sie zu rücksichtslos behandelt werden, sabotieren sie selbst Utopia.

Kein Verwaltungsschema ist arbeitsfähig ohne guten Willen, und guter Wille in fremden Praktiken braucht Bildung. Der bessere Weg besteht darin, überall da, wo man in einer bestehenden Apparatur eine Lücke findet, Informationsämter

einzuführen, die Woche um Woche, Monat um Monat einen Spiegel vorhalten. Dann kann man hoffen, die Apparatur jenen sichtbar zu machen, die sie betreiben, außerdem den verantwortlichen Chefs und der außenstehenden Öffentlichkeit. Sobald die Amtsträger beginnen, sich selbst zu sehen – oder besser, wenn die Außenstehenden, die Chefs und die Untergebenen alle zusammen dieselben Fakten zu sehen beginnen, dieselben erdrückenden Fakten, wenn man will –, wird der Widerstand dagegen geringer werden. Die Meinung des Reformers, dass ein bestimmtes Büro unnütz sei, ist zunächst nur seine eigene Meinung und natürlich in den Augen des Büros nicht so gut wie die eigene Meinung. Halten wir aber die Arbeit dieses Büros fest und analysieren sie, um sie dann mit anderen Büros und mit privaten Unternehmen zu vergleichen, so verschiebt sich das Argument auf eine andere Ebene.

Im Washingtoner Kabinett gibt es zehn Ministerien. Angenommen, es gäbe eine dauernde Informationsabteilung für jedes von ihnen. Wie sähen einige der Bedingungen für ihre Wirksamkeit aus? Vor allem müssten Informationsbeamte sowohl gegenüber Kongressausschüssen, die sich mit diesem Ministerium befassen, als auch gegenüber dem Minister an ihrer Spitze unabhängig sein; sie dürften weder in Entscheidungen noch in Handlungen hineingezogen werden. Die Unabhängigkeit würde sich also hauptsächlich in drei Punkten äußern: in den Geldmitteln, in der Form der Anstellung und im Zugang zu den Fakten. Denn es ist klar, dass dieser Stab in völlige Abhängigkeit geriete, wenn ein bestimmter Kongress- und Ministerialbeamter ihn des Geldes berauben, ihn entlassen oder die Akten vor ihm verschließen könnte.

## *4*

Die Frage der Geldmittel ist ebenso wichtig wie schwierig. Kein Forschungsunternehmen kann wirklich frei sein, wenn es von alljährlichen milden Gaben abhängig ist, je nachdem, ob sie ein eifersüchtiger oder ein sparsamer Kongress gibt. Und doch kann die letzte Kontrolle der Geldmittel nicht dem Parlament entzogen werden. Die finanzielle Regelung sollte den Informationsstab gegen ungeschickte, hinterhältige, verklausulierte Angriffe, sowie gegen schlau eingefädelte Destruktion schützen und gleichzeitig für die weitere Entwicklung vorsorgen. Der Stab sollte so gut verschanzt sein, dass ein Angriff auf seine Existenz in aller Öffentlichkeit erfolgen müsste. Er könnte vielleicht unter einer Bundescharta mit Treuhandfonds und einer für eine Reihe von Jahren gleitenden Skala arbeiten, die auf Anpassung an das Ministerium abgestellt ist, zu dem das Informationsbüro gehört. Große Geldsummen werden jedenfalls nicht gebunden. Der Treuhandfonds könnte die durchschnittlichen Ausgaben und die Kapitallasten für ein gewisses Mindestpersonal decken, die bewegliche Skala die Erweiterungen. Jedenfalls sollte die Anpassung, ebenso wie die Zahlung aller langfristigen Verpflichtungen, den Wechselfällen entzogen sein. Das ist eine viel weniger ernste Methode, »die Hände des Kongresses zu binden«, als die Verabschiedung eines verfassungsmäßigen Abänderungsantrages oder die Ausgabe von Regierungsobligationen. Der Kongress könnte die Charta widerrufen. Aber er müsste sie widerrufen, nicht Sand ins Getriebe streuen.

Die Anstellung der Beamten sollte fürs Leben gelten und mit einer Altersversorgung durch eine großzügige Pension und mit Ferienjahren zur Fortbildung und Schulung verbunden sein. Eine

Entlassung dürfte nur nach einer Verhandlung vor Berufskollegen erfolgen. Die Bestimmungen, die für eine nicht auf Gelderwerb ausgerichtete geistige Laufbahn gelten, sollten auch hier angewendet werden. Wenn die Leistung hervorragen soll, müssen ihre Träger Ansehen, Sicherheit und zumindest in den oberen Stufen jene Geistesfreiheit haben, die man nur dort findet, wo Männer nicht zu unmittelbar mit praktischen Entscheidungen befasst sind.

Der Zugang zu den Materialien müsste im Gründungsakt festgelegt werden. Das Büro sollte das Recht haben, alle Papiere zu prüfen und jeden Beamten oder auch Nichtfachleute zu befragen. Ständige Nachforschungen dieser Art würden nicht im Geringsten den sensationellen parlamentarischen Untersuchungen und den gelegentlichen Fischerei Ausflügen gleichen, die nun ein allgemeiner Grundzug unserer Regierung sind. Das Büro sollte das Recht haben, dem Ministerium Rechenschaftsmethoden vorzuschlagen und bei Zurückweisung oder Verletzung nach deren Annahme eine Eingabe an den Kongress richten zu dürfen.

In erster Linie wäre jedes Informationsbüro das Bindeglied zwischen Kongress und Ministerium, meines Erachtens ein besseres Bindeglied als Regierungsbeamte, die auf dem Boden sowohl des Kongresses als auch des Senates auftreten, obwohl der eine Vorschlag keineswegs den anderen ausschließt.

Das Büro wäre das Auge des Kongresses bei der Ausführung seiner Politik. Es wäre gleichzeitig die ministerielle Antwort auf die Kritik des Kongresses. Weil die Arbeitsweise des Ministeriums ständig sichtbar wäre, würde der Kongress vielleicht aufhören, das Bedürfnis nach einer minuziösen Gesetzgebung zu verspüren, die aus dem Misstrauen und einer falschen Lehre von der Trennung der Gewalten geboren wurde, die so viel dazu beiträgt, eine leistungsfähige Regierung zu erschweren.

Aber selbstverständlich könnte nicht jedes der zehn Büros in einem abgeschlossenen Raum arbeiten. In ihrer Beziehung zueinander liegt die beste Chance für »die Koordination«, von der man so viel hört und so wenig sieht. Es ist klar, dass die verschiedenen Stäbe möglichst vergleichbare Maßstäbe anlegen müssen. Sie würden ihre Berichte austauschen. Wenn also das Kriegsministerium und die Postverwaltung beide Bauholz kaufen, Zimmerleute anheuern und Ziegelwände aufführen lassen, müssen sie das nicht notwendig durch dieselbe Firma machen lassen, denn das könnte hinderliche Überzentralisierung bedeuten. Aber sie wären in der Lage, dasselbe Maß für dieselben Dinge zu verwenden, wären auf Vergleiche bedacht und würden als Konkurrenten behandelt werden. Je mehr Wettbewerb dieser Art, umso besser.

Denn der Wert des Wettbewerbes wird durch den Wert der angewandten Maßstäbe bestimmt. Statt uns demnach zu fragen, ob wir an Wettbewerb glauben, sollten wir uns fragen, ob wir daran glauben, wofür die Konkurrenten in Wettbewerb treten. Kein vernünftiger Mensch erwartet eine »Abschaffung des Wettbewerbes«, denn wenn die letzte Spur von Wetteifer verschwunden wäre, bestünde das gesellschaftliche Streben in mechanischem Gehorsam gegenüber einer Routine, die bei einer Minderheit durch angeborene Inspiration abgeschwächt wäre. Und doch erwartet niemand, dass der Wettbewerb bis zu seiner logischen Folgerung, das heißt zu einem mörderischen Kampf aller gegen alle, getrieben wird. Das Problem liegt vielmehr darin, dass man die Ziele des Wettbewerbes und die Spielregeln auswählt. Fast immer wird der sichtbarste und augenfälligste Maßstab die Spielregeln bestimmen: zum Beispiel Geld, Macht,

Beliebtheit, Beifall oder Herrn Veblens »gewaltige Verschwendung«. Welche anderen Maßstäbe bietet denn normalerweise unsere Kultur? Wie bewertet sie Leistung, Produktivität und Dienstleistung, wonach wir immer rufen?

Im Großen und Ganzen gibt es keine derartigen Maßstäbe und daher auch nicht so viel Wettbewerb, um diese Ideale zu erreichen. Denn der Unterschied zwischen den höheren und den niederen Motiven ist nicht, wie die Leute oft versichern, der Unterschied zwischen Uneigennützigkeit und Eigennutz.[4] Es ist vielmehr der Unterschied zwischen dem Wirken für leicht begriffene Ziele und dem Wirken für Ziele, die dunkel und unbestimmt sind. Sporne einen Mann an, mehr Gewinn als sein Nachbar herauszuholen, und er weiß, wonach er streben soll. Fordere ihn auf, mehr Sozialdienst zu leisten: Wie soll er denn so genau wissen, welcher Dienst sozial ist? Wie sieht der Beweis dafür aus, welcher Maßstab herrscht? Ein subjektives Gefühl, die Meinung von irgendeinem. Man erzähle einem in Friedenszeiten, er solle seinem Vaterlande dienen, und man hat einen frommen Wunsch geäußert. Man erzähle es ihm in Kriegszeiten, und das Wort »Dienst« hat jetzt seinen Sinn; es bedeutet eine Reihe konkreter Taten, Einziehung zum Wehrdienst, Kauf von Kriegsanleihen, Einsparung von Lebensmitteln oder ein ganzes Jahr lang Arbeit für einen Dollar. Der Angesprochene betrachtet jeden dieser Dienste mit Bestimmtheit als Teil eines konkreten Zieles, nämlich eine besser und reichhaltiger bewaffnete Armee als die des Feindes an die Front zu werfen.

Je besser man daher in der Lage ist, die Regierung zu analysieren und vergleichbare Elemente zu entwickeln, desto mehr quantitative Maße für die Qualitäten findet man, die zu fördern wünschenswert ist und desto mehr kann man auch den Wettbewerb auf ideelle Ziele richten. Wenn man die richtigen Indexzahlen zustande bringt,[5] kann man einen Wettbewerb

zwischen den einzelnen Arbeitern in einem Betrieb, zwischen den Betrieben, den Fabriken, den Schulen,[6] den Ministerien, den Regimentern, den Divisionen, den Schiffen, den Staaten, Bezirken und Städten beginnen. Je besser die Indexzahlen, umso nützlicher wird der Wettbewerb sein.

## *6*

Die Möglichkeiten, die sich im Informationsaustausch anbieten, liegen auf der Hand. Jedes Ministerium wünscht jederzeit Informationen, die vielleicht schon ein anderes Ministerium erhalten hat, wenn auch vielleicht in einer etwas anderen Form. Das Außenministerium muss zum Beispiel den Umfang mexikanischer Ölreserven wissen, ihr Verhältnis zum übrigen Weltangebot, die gegenwärtigen Eigentumsverhältnisse in den mexikanischen Ölgebieten, die Bedeutung von Öl für in Bau oder in Planung befindliche Kriegsschiffe und die Vergleichskosten auf verschiedenen Gebieten. Wie beschafft es sich heute solche Informationen? Die Informationen sind wahrscheinlich auf die Ministerien für Inneres, Justiz, Handel, Arbeit und Schifffahrt verstreut. Entweder schaut ein Schreiber im Außenministerium über das mexikanische Öl in einem Handbuch nach, das genau oder ungenau sein mag, oder jemandes Privatsekretär ruft jemandes Privatsekretär an, bittet um ein Memorandum, und nach einiger Zeit erscheint ein Staatsdiener mit einem Armvoll unlesbarer Berichte. Das Ministerium sollte von seinem eigenen Informationsdienst verlangen können, die Fakten so zusammenzustellen, dass sie auf das zur Entscheidung anstehende diplomatische Problem zugeschnitten sind. Und diese Fakten erhielte das diplomatische Informationsbüro von

der Zentralen Rechnungsstelle.[7]

Diese Einrichtung würde ziemlich bald ein Sammelpunkt für Nachrichten der ungewöhnlichsten Art werden. Den Mitarbeitern würde klar, wie die Probleme der Regierung wirklich aussehen. Sie würden sich mit Fragen der Definition, der Terminologie, der statistischen Technik und der Logik beschäftigen. Sie würden wahrlich die ganze Stufenleiter der Gesellschaftswissenschaften durchklettern. Es fällt schwer einzusehen, warum all dieses Material – mit Ausnahme weniger diplomatischer und militärischer Geheimnisse – nicht den Gelehrten des Landes offenstehen sollte. Hier nämlich würde der Gelehrte der Politischen Wissenschaften die wirklichen Nüsse zum Knacken finden und die wirklichen Forschungsaufgaben für seine Studenten. Die Arbeit muss nicht allein in Washington, könnte aber im Hinblick auf Washington getan werden. Das Zentralgebäude trüge so den Grundstein zu einer Nationaluniversität in sich. Der Informationsstab könnte für die Büros dort unter den Graduierten geworben werden. Sie würden nach Konsultationen zwischen den Kuratoren der Nationaluniversität und den über das Land verstreuten Lehrern an ausgewählten Dissertationen arbeiten. Wenn die Gesellschaft so flexibel wäre, wie sie es sein sollte, würde es zusätzlich zum ständigen Mitarbeiterstab einen dauernden Austausch zeitlich begrenzter Ernennungen von Spezialisten aus den Universitäten und von Austauschprofessoren aus Washington geben. So würden Ausbildung und Zusammenstellung der Mitarbeiter Hand in Hand gehen. Ein Teil der Forschung selbst würde von Studenten bewältigt, und die Politische Wissenschaft an den Universitäten würde sich mit der amerikanischen Politik verbinden.

In seinen Grandzügen lässt sich das Prinzip gleicherweise auf Staatsregierungen, Städte und ländliche Bezirke übertragen. Die Arbeit des Vergleichs und der Austausch könnten durch Föderationen staatlicher, städtischer und ländlicher Büros stattfinden. Innerhalb dieser Föderationen ließe sich jede wünschenswerte regionale Kombination schaffen. Solange die Kalkulationssysteme vergleichbar wären, könnte man viel doppelte Arbeit vermeiden. Regionale Koordination ist besonders erwünscht. Denn Gesetzesgrenzen fallen oft nicht mit den tatsächlichen Umwelten zusammen. Doch haben sie aus Tradition eine gewisse Berechtigung, so dass eine Änderung sich als kostspielig erwiese. Durch die Koordinierung ihrer Informationen könnten verschiedene Verwaltungsgebiete die Autonomie der Entscheidung mit der Zusammenarbeit untereinander versöhnen. New York City zum Beispiel ist bereits eine Einheit, die für eine gute Regierung vom Rathaus aus zu schwerfällig geworden ist. Und doch ist für viele Zwecke, wie Gesundheits- und Transportwesen, der weltstädtische Bezirk die wahre Verwaltungseinheit. In diesem Bezirk liegen jedoch große Städte wie Yonkers, Jersey City, Paterson, Elizabeth, Hoboken, Bayonne. Man könnte sie nicht alle von einem einzigen Zentrum aus lenken, und doch sollten sie in vielen Funktionen zusammenarbeiten. Schließlich wäre vielleicht ein flexibler Plan zur örtlichen Regierung, wie ihn Sidney und Beatrice Webb vorgeschlagen haben, die richtige Lösung.[8] Der erste Schritt wäre jedoch eine Koordination, nicht von Entscheidung und Handlung, sondern von Information und Forschung. Die Beamten der verschiedenen Gemeinden sollten ihre gemeinsamen Probleme im Lichte derselben Fakten sehen.

Es wäre unproduktiv abzustreiten, dass ein solches Netz von Informationsbüros in Politik und Wirtschaft ein Hemmschuh und ein ständiges Ärgernis werden könnte. Man kann sich seine Anziehungskraft für Leute, die ruhige Posten suchen, auf Pedanten und auf Wichtigtuer leicht vorstellen. Man kann bereits den Amtsschimmel, Berge von Papieren, Fragebögen bis zum Erbrechen, sieben Durchschläge je Dokument, Bestätigungen, Verzögerungen, verlorene Papiere, den Gebrauch des Formulars 136 statt 29b, die Zurückweisung des Dokumentes wegen Gebrauchs von Bleistift statt Tinte oder von schwarzer statt roter Tinte vor sich sehen. Die Arbeit könnte ganz miserabel ausgeführt werden. Es gibt keine narrensicheren Einrichtungen. Man könnte jedoch annehmen, dass es einen Kreislauf durch das ganze System von Ministerien, Fabriken, Dienststellen und Universitäten gäbe, einen Kreislauf von Leuten, Daten und Kritiken. Dann wäre die Gefahr des Leerlaufs nicht so groß.

Man könnte auch nicht behaupten, dass diese Informationsdienste das Leben verkomplizieren. Im Gegenteil, sie werden durch die Aufdeckung einer Verknüpfung, die nunmehr so groß ist, dass sie von Menschen nicht mehr bewältigt werden kann, zu seiner Vereinfachung beitragen. Das gegenwärtige, grundsätzlich unsichtbare System der Regierung ist so verzweigt, dass es die meisten Leute aufgegeben haben, es zu verfolgen. Weil sie es nicht unternehmen, sind sie versucht, es sich verhältnismäßig einfach vorzustellen. Es ist aber im Gegenteil schwer definierbar, verborgen und undurchsichtig. Die Benutzung eines Informationssystems würde eine Personalverringerung nach Maßgabe des Resultates ergeben, weil es die Anzahl von Versuchen und Irrtümern herabsetzen

würde, indem jedem die Erfahrung eines jeden zugänglich gemacht würde. Gerade weil der Gesellschaftsprozess sichtbar gemacht würde, würde auch das Personal zur Selbstkritik angeleitet. Das System erfordert keine große zusätzliche Beamtengruppe, wenn man die Zeit in Rechnung stellt, die jetzt durch spezielle Forschungsausschüsse, große Sachverständigenausschüsse, Bezirksanwälte, Reformorganisationen und verwirrte Amtsträger verschwendet wird, die ihren Weg durch ein dunkles Gewirr zu finden versuchen.

Wenn die Analyse der öffentlichen Meinung und der demokratischen Theorien in ihrem Verhältnis zur modernen Umwelt grundsätzlich vernünftig erscheint, dann sehe ich nicht ein, wie man der Tatsache ausweichen kann, dass solche Informationsarbeit der Schlüssel zur Besserung ist. Ich komme nicht auf die wenigen in diesem Kapitel enthaltenen Vorschläge zurück. Es handelt sich lediglich um Illustrationen dazu. Die Aufgabe, eine Technik auszuarbeiten, liegt in den Händen der Berufenen, und nicht einmal sie können heute die Gestalt, noch weniger die Einzelheiten vollständig voraussehen. Die Zahl der sozialen Phänomene, die bis dato aufgezeichnet wurden, ist klein, die Mittel der Analyse sind unzulänglich, die Begriffe oft vage und revisionsbedürftig. Aber ich glaube, es ist in genügender Weise aufgezeigt worden, dass ungesehene Umwelten wirksam geschildert werden können, sodass sie Gruppen von unterschiedlicher Meinung in einer Art nahegebracht werden können, die sich deren Voreingenommenheit gegenüber neutral verhält und deren Subjektivismus zu überwinden vermag.

Wenn dies also richtig ist, dann werden die Menschen mit der Entwicklung des Informationsprinzips den Weg finden, um die zentrale Schwierigkeit der Selbstregierung, die Schwierigkeit mit

einer nichtbeobachteten Wirklichkeit, zu überwinden. Wegen dieser Schwierigkeit ist es bisher für jede sich selbst verwaltende Gemeinschaft unmöglich gewesen, ihr Bedürfnis nach Isolierung mit der Notwendigkeit nach ausgedehntem Kontakt in Einklang zu bringen, gleichfalls die Würde und die Individualität lokaler Entscheidung mit der Sicherheit und der überlokalen Koordination, die Ernennung leistungsstarker Führer ohne Opferung der Verantwortlichkeit, die Schaffung brauchbarer öffentlicher Meinungen, ohne dass universelle öffentliche Meinungen auf alles und jeden angewandt werden. Solange es keine Möglichkeit gab, gemeinsame Versionen nichtbeobachteter Ereignisse und gemeinsame Maßnahmen für getrennte Aktionen zu finden, war das einzige arbeitsfähige Bild der Demokratie, selbst in der Theorie, auf eine isolierte Gemeinschaft von Menschen gegründet, deren politische Fähigkeiten nach des Aristoteles berühmter Maxime durch ihren Gesichtskreis begrenzt waren.

Nun aber gab es einen Ausweg, einen komplizierten zwar, aber immerhin einen Ausweg. Es ist grundsätzlich derselbe, der einem Chicagoer Bürger, der keine besseren Ohren und Augen als ein Athener hat, über große Entfernung zu sehen und zu hören erlaubt. Heute ist es möglich, und in Zukunft, wenn mehr Arbeit hineingesteckt wird, wird es noch eher möglich sein, die Diskrepanzen zwischen der erfassten und der tatsächlichen Umwelt zu verringern.

Sobald dies geschehen ist, wird der Föderalismus immer stärker durch Übereinstimmung und immer weniger durch Zwang funktionieren. Denn während der Föderalismus die einzig mögliche Metho-de einer Verbindung zwischen sich selbst regierenden Gruppen ist,[9] schwankt er dort zwischen imperialer Zentralisierung und Gemeindeanarchie hin und her, wo die Union nicht auf richtigen und allgemein akzeptierten

Auffassungen von Bundesangelegenheiten fußt. Diese Ideen ergeben sich aber nicht von selbst. Sie müssen durch Verallgemeinerungen, die auf Analysen gründen, zusammengesetzt werden. Die hierzu notwendigen Instrumente müssen erfunden und durch Forschung erprobt werden.

Kein Wahlapparat, keine Manipulation der Bezirke, kein Wechsel im Besitzsystem trifft den Kern der Sache. Man kann nicht mehr politische Klugheit aus Menschen herauspressen, als in ihnen drinsteckt. Und keine Reform, so sensationell sie auch wäre, ist wirklich radikal, die nicht bewusst eine Methode zur Überwindung des Subjektivismus menschlicher Meinungen vorsieht, die auf der Begrenztheit der individuellen Erfahrung beruhen. Es gibt Regierungs-, Wahl- und parlamentarische Systeme, die eine größere Wirkung als andere haben. Aber schließlich darf Wissen nicht aus dem Bewusstsein kommen, sondern aus der Umwelt, mit der sich das Bewusstsein beschäftigt. Solange Menschen nach dem Prinzip des Verstandes handeln, versuchen sie Fakten zu finden und daraus ihre Schlüsse zu ziehen. Wenn sie es übergehen, wenden sie sich nur nach innen und finden nur, was dort ist. Sie verfeinern ihre Vorurteile, statt ihr Wissen zu erweitern.

# Der Appell an die Öffentlichkeit

## *1*

Im wirklichen Leben handelt niemand nach der Theorie, dass er eine öffentliche Meinung zu jeder öffentlichen Frage haben kann, obwohl diese Tatsache da oft verborgen bleibt, wo jemand denkt, es gäbe keine öffentliche Frage, nur weil er selbst keine öffentliche Meinung hat. Aber in der Theorie unserer Politik denken wir buchstäblicher, als es Lord Bryce beabsichtigte, nämlich dass »die Aktion der Meinung andauert«,[10] selbst wenn ihre Aktion, »es nur mit klaren Grundsätzen zu tun hat«.[11] Und weil wir dann zu glauben versuchen, wir besäßen selbst dauerhafte Meinungen – ohne im Geringsten sicher zu sein, was ein klarer Grundsatz ist –, begrüßen wir ganz natürlich mit peinlichem Gähnen ein Argument, dass das Lesen von noch mehr Regierungsberichten, Statistiken, Kurven und graphischen Darstellungen zu enthalten scheint. Denn alle diese sind auf den ersten Blick genauso verwirrend wie die Parteirhetorik und viel weniger unterhaltsam.

Das Maß verfügbarer Aufmerksamkeit ist bei weitem zu klein für ein Schema, das annahm, alle Bürger der Nation würden, nachdem sie sich die Veröffentlichungen aller Informationsbüros zu Gemüte geführt haben, wachsam, informiert und neugierig auf die Menge realer Fragen sein, die niemals so recht in einen großzügigen Grundsatz hineinpassen.

Ich selbst behaupte das auch gar nicht. In erster Linie ist der Informationsdienst ein Mittel der handelnden Männer, der mit Entscheidungen befassten Volksvertreter und des Arbeiters bei

seiner Arbeit. Wenn er ihnen nicht hilft, wird er letztlich niemandem helfen. Aber sofern er ihnen hilft, die Umwelt zu verstehen, in der sie ständig arbeiten, macht er sichtbar, was sie tun. Und hierdurch empfinden sie der allgemeinen Öffentlichkeit gegenüber eine größere Verantwortung.

Ziel ist also nicht, jeden Bürger mit Spezialmeinungen über alle Fragen zu belasten, sondern diese Bürde von ihm auf den verantwortlichen Verwaltungsfachmann abzuschieben. Ein Informationsdienst hat selbstverständlich seinen Wert als Quelle allgemeiner Informationen und als Überprüfungsmittel der Tagespresse gegenüber. Aber das ist von zweitrangiger Bedeutung. Sein wirklicher Nutzen liegt in der Hilfe für die parlamentarische Regierung und die politischen wie industriellen Verwaltungen. Der Ruf nach dem Beistand von Fachberichterstattern in Gestalt von Mathematikern, Statistikern, Sekretariaten und dergleichen geht nicht von der Öffentlichkeit aus, sondern von Männern, die öffentliche Angelegenheiten durchführen, sie aber nicht länger nach der Daumenregel tätigen können. Er ist dem Ursprung und dem Ideal nach eher ein Hilfsmittel zur besseren Bewältigung öffentlicher Angelegenheiten als ein Hilfsmittel zu der Erkenntnis, wie schlecht öffentliche Angelegenheiten bewältigt werden.

## *2*

Als Privatmann und als souveräner Wähler könnte niemand versuchen, Auszüge aus diesen Dokumenten zu machen. Aber einer Partei in einem Rechtsstreit, einem Ausschussmitglied in einem Parlament, einem Regierungsbeamten, einem Angestellten in einem Geschäft, einem Gewerkschaftsfunktionär,

einem Mitglied eines Industrierates werden Berichte über die spezielle, in Frage stehende Angelegenheit in steigendem Maße willkommen sein. Der an einer Frage interessierte Privatmann würde wie bisher freiwilligen Vereinigungen angehören, von denen Mitarbeiter beschäftigt werden, die die Dokumente studieren und Berichte zur Kontrolle über das Beamtentum abfassen. Zeitungsleute würden dieses Material studieren, vornehmlich aber Fachleute und politische Wissenschaftler. Der Außenstehende jedoch – und jeder von uns ist Außenstehender angesichts aller Aspekte des modernen Lebens, ausgenommen einiger – hat weder Zeit noch Aufmerksamkeit, noch Interesse, noch die Ausbildung für ein Fachurteil. Die täglichen Verwaltungsmaßnahmen der Gesellschaft müssen sich auf die im Inneren unter ordentlichen Bedingungen arbeitenden Menschen stützen.

Die allgemeine Öffentlichkeit draußen kann zu Urteilen darüber, ob diese Bedingungen in Ordnung sind, nur aufgrund des Berichtes *nach* dem Ereignis und aufgrund des Verfahrens *vor* dem Ereignis gelangen. Die groben Prinzipien, die ständig auf die Aktionen der öffentlichen Meinung einwirken können, sind notwendigerweise Verfahrensgrundsätze. Der Außenstehende kann Experten befragen, ob die ausschlaggebenden Fakten gebührend berücksichtigt worden sind. Er kann jedoch in den meisten Fällen nicht selbst entscheiden, was den Ausschlag geben soll oder wie weit eine gebührende Berücksichtigung geht. Der Außenstehende kann allenfalls beurteilen, ob die an der Entscheidung interessierten Gruppen gründlich gehört wurden, ob die Stichwahl, falls es eine gab, einwandfrei verlaufen ist, und vielleicht, ob das Ergebnis ehrlich aufgenommen wurde. Er kann den Verlauf überwachen, wenn die Nachrichten berichten, dass etwas überwacht werden muss. Er kann Fragen stellen, etwa ob der Verlauf selbst in

Ordnung geht, oder ob die normalen Ergebnisse mit seinen eigenen Idealen von einem guten Leben[12] in Widerspruch stehen. Aber wenn er versucht, in jedem Fall sich selbst aus dem Verlauf zu substituieren, öffentliche Meinung wie einen Deus ex machina in den Wendepunkt eines Spieles hineinzubringen, wird er seine eigene Verwirrung nur noch vergrößern. Er wird keinem Gedankengang konsequent folgen.

Denn die Praxis eines Appells an die Öffentlichkeit bei allen Arten verwickelter Angelegenheiten bedeutet fast durchweg den Wunsch, der Kritik derjenigen zu entgehen, die durch das Zusammentrommeln einer großen Mehrheit Bescheid wissen, während diese Mehrheit keine Chance gehabt hat, Bescheid zu wissen. Man macht das Urteil davon abhängig, wer die lauteste oder die begeisterndste Stimme, den geschicktesten oder unverschämtesten »publicity man« und den besten Zugang zum meisten Platz in den Zeitungen hat. Denn selbst wenn der Redakteur gewissenhaft und fair gegenüber der »anderen Seite« ist, genügt Fairness allein nicht. Es kann noch mehrere andere Seiten geben, die von keinem der organisierten, finanzierten und aktiven Parteigänger erwähnt wurden.

Der private Bürger, der sich von der jeweiligen Partei aufgefordert sieht, ihnen seine öffentliche Meinung zu leihen, wird vielleicht bald erkennen, dass dieser Appell kein Kompliment an seine Intelligenz, sondern ein Druck auf seine Gutmütigkeit und eine Beleidigung seines Tatsachensinnes darstellt. Da seine Erziehung als Bürger die Vielfalt seiner Umwelt in Rechnung stellt, wird er sich um die Gerechtigkeit und die Sauberkeit des Verlaufes kümmern. In den meisten Fällen wird er von seinem gewählten Vertreter erwarten, dass dieser auch das noch für ihn überwacht. Er selbst wird es ablehnen, die Last dieser Entscheidungen zu tragen, und er wird denen sein Wohlwollen entziehen, die, in ihrer Hast zu gewinnen, vom Konferenztisch mit

der ersten vertraulichen Information für die Reporter davonstürmen.

Nur wenn der geschäftige Bürger eines modernen Staates darauf besteht, dass die Probleme erst auf ihn zukommen, wenn sie eine Prozedur durchlaufen haben, kann er hoffen, sich mit ihnen in einer verständlichen Form auseinanderzusetzen. Denn Probleme, wie sie von einem Parteimann gestellt werden, bestehen fast immer aus einer komplizierten Reihe von Fakten, wie er sie beobachtet hat, umgeben von einer großen schmalzigen Masse stereotyper Phrasen, die vollgestopft sind mit seinen Emotionen. Der Tagesmode entsprechend wird er aus dem Konferenzzimmer auftauchen und behaupten, er wolle eine beseligende Idee wie Gerechtigkeit, Wohlfahrt, Amerikanertum, Sozialismus. Für solche Probleme kann man im Bürger draußen manchmal Furcht oder Bewunderung erregen, aber niemals ein Urteil. Bevor er mit dem Argument etwas anfangen kann, muss zuerst der Schmalz für ihn entfernt werden.

## *3*

Das kann dadurch geschehen, dass man den Volksvertreter im Innern die Diskussion in Gegenwart eines Vorsitzenden oder Vermittlers weiterführen lässt, der die Zuhörerschaft zwingt, zur Analyse Stellung zu nehmen, die der Experte gegeben hat. Das ist die wesentliche Gliederung einer jeden repräsentativen Körperschaft, die sich mit entlegenen Dingen befasst. Die Parteistimmen sollten da sein, aber die Parteimänner sollten Männern konfrontiert werden, die nicht persönlich in die Angelegenheit verwickelt sind, die genügend Tatsachen kontrollieren und die dialektische Geschicklichkeit besitzen, um

die echte Wahrnehmung von der Stereotype, den abgedroschenen Bildern und der Erfindung zu sondern. Es handelt sich um einen sokratischen Dialog, der das ganze energische Bemühen von Sokrates enthält, durch Worte zu Bedeutungen vorzudringen. Sogar noch etwas mehr als das, weil im modernen Leben Männer die Dialektik führen müssen, die sowohl die Umwelt als auch den menschlichen Geist erforscht haben.

Es handelt sich zum Beispiel um einen schweren Arbeitskonflikt in der Stahlindustrie. Jede Seite veröffentlicht ein Manifest voller höchster Ideale. Die einzige öffentliche Meinung, die in diesem Stadium beachtenswert ist, ist die, dass eine Konferenz anberaumt werden sollte. Denn diejenige Seite, die behauptet, ihre Sache sei zu gerecht, als dass sie durch eine Konferenz verwaschen werden dürfe, kann auf wenig Sympathie hoffen, denn nirgendwo unter Sterblichen existiert eine so gerechte Sache. Vielleicht sagen die gegen eine Konferenz Eingestellten nicht gerade das. Vielleicht behaupten sie, die andere Seite sei zu schlecht, sie könnten Verrätern nicht die Hand geben. Die öffentliche Meinung kann dann nur eine Untersuchung durch öffentliche Beamte veranlassen, um die Beweise der Böswilligkeit vorgelegt zu bekommen. Sie kann nicht die Behauptung einer Partei gelten lassen. Nehmen wir aber an, eine Konferenz kommt zustande und es gibt auch einen neutralen Vorsitzenden, der auf seinen Wink und Ruf die Beratung von den Fachleuten der Stadt, der Gewerkschaft und möglicherweise des Arbeitsministeriums zur Verfügung hätte.

Richter Gary stellt mit vollendeter Ernsthaftigkeit fest, dass seine Leute gut bezahlt und nicht überarbeitet sind, und geht dann dazu über, die Geschichte Russlands von der Zeit Peters des Großen bis zur Ermordung des Zaren aufzuzeigen. Foster erhebt sich, stellt mit gleicher Ernsthaftigkeit fest, dass die Leute

ausgebeutet werden, und geht dann dazu über, die Geschichte menschlicher Emanzipation von Jesus von Nazareth bis zu Abraham Lincoln zu umreißen. An diesem Punkt bittet der Vorsitzende die Informationsleute um Lohntabellen, um anstelle der Wörter »gut bezahlt« und »ausgebeutet« eine Ta-belle einzusetzen, die anzeigt, was die einzelnen Stufen *tatsächlich* verdienen. Glaubt Richter Gary, dass sie alle gut bezahlt sind? Er glaubt es. Glaubt Foster, dass sie alle ausgebeutet werden? Nein, er glaubt, dass die Gruppen C, M und X ausgebeutet werden: Was versteht er unter »ausgebeutet«? Er versteht darunter, dass sie keinen ausreichenden Lohn bekommen. Sie können davon leben, behauptet Richter Gary. Was kann ein Mann von diesem Lohn kaufen? fragt der Vorsitzende. Nichts, sagt Foster. Alles, was er braucht, antwortet Richter Gary. Der Vorsitzende blickt in die Etats und die Preisstatistiken der Regierung.[13] Er errechnet, dass X auf ein Durchschnittseinkommen gelangen kann, C und M dagegen nicht. Richter Gary bemerkt, dass er die offiziellen Statistiken nicht als zutreffend betrachte. Die Einkommen sind zu hoch und die Preise gehen herunter. Auch Foster nennt Annahmen. Das Einkommen ist zu niedrig, die Preise sind gestiegen. Der Vorsitzende stellt fest, dass dieser Punkt nicht unter die Gerichtsbarkeit dieser Konferenz falle, dass die offiziellen Zahlen feststehen und dass Richter Garys und Fosters Experten ihre Forderungen an den ständigen Ausschuss der Bundesinformationsdienste leiten sollten.

Trotzdem, so behauptet Richter Gary, werden wir ruiniert, wenn wir diese Lohnskalen ändern. Was verstehen Sie unter »ruiniert«? fragt der Vorsitzende. Legen Sie Ihre Bücher vor! Das kann ich nicht, sie sind privater Natur, antwortet Richter Gary. Was privat ist, interessiert uns nicht, sagt der Vorsitzende und gibt daher eine Erklärung an die Öffentlichkeit, worin er mitteilt, dass die Löhne der Arbeiter in den Gruppen C und M um soundso

viel unter den offiziellen Mindestlöhnen liegen und dass Richter Gary sie aus Gründen, die er zu nennen ablehnt, nicht erhöhen will. Nach einer Verhandlung dieser Art kann eine öffentliche Meinung im lobenden Sinne des Begriffes[14] existieren.

Der Wert der Vermittlung durch Fachleute besteht nicht darin, dass sie die Meinung aufstacheln, um einen Druck auf die Parteigänger auszuüben, sondern dass sie die Parteilichkeit zerstreuen. Richter Gary und Foster mögen so wenig wie zu Beginn überzeugt bleiben, wenngleich sie jetzt mit anderen Argumenten kommen müssten. Aber fast jeder andere, der nicht persönlich darin verwickelt war, würde sich hüten, mit hineingezogen zu werden. Denn die verwirrenden Stereotypen und Slogans, auf die seine Reflexe so rasch antworten, werden durch diese Art von Dialektik entwirrt.

## *4*

Auf vielen Gebieten von großer öffentlicher Bedeutung, und in wechselnden Graden bei manchen Menschen auch in mehr persönlichen Angelegenheiten, befinden sich die Fäden des Gedächtnisses und der Gefühle in Verwirrung. Dasselbe Wort birgt eine Anzahl verschiedener Ideen: Empfindungen werden von den dazugehörigen Bildern abgetrennt und auf Bezeichnungen übertragen, die den Bezeichnungen dieser Bilder ähneln. In den unkritischen Teilen des Gedächtnisses ergeben sich ziemlich viele Assoziationen durch bloßen Klang, Kontakt und Aufeinanderfolge. Da gibt es verstreute emotionale Bindungen, da gibt es Wörter, die einmal Bezeichnungen waren und nunmehr Masken sind. In Nacht- und Tagträumen und in der Panik enthüllen wir etwas von der inneren Unordnung. Es ist

genug, um zu erkennen, wie das naive Gemüt zusammengesetzt ist und wie es sich verhält, wenn es nicht durch Wachsamkeit und äußeren Widersand diszipliniert ist. Wir finden dort nicht mehr natürliche Ordnung als in einer staubigen alten Dachstube. Da herrscht oft dieselbe mangelnde Übereinstimmung zwischen Tatsache, Idee und Empfindung – wie vielleicht in einem Opernhaus, wenn alle Garderoben auf einen Haufen zusammengeworfen und alle Partituren so gemischt würden, dass Madame Butterfly in einem Walkürengewand in lyrischer Manier auf die Wiederkehr Faustens wartete. »Um die Weihnachtszeit«, sagt ein Leitartikel, »erweichen alte Erinnerungen das Herz. Religiöse Lehren kehren von neuem ins Gedächtnis zurück, wenn die Gedanken zur Kindheit zurückwandern. Die Welt scheint nicht mehr so schlecht zu sein, wenn wir sie durch den Nebel halb glücklicher, halb trauriger Erinnerungen an die nun bei Gott weilenden Lieben betrachten. Kein Herz bleibt von diesem geheimnisvollen Einfluss unberührt … Das Land wird durch rote Propaganda wabenförmig ausgehöhlt – aber eine gute Ausrüstung an Seilen, Muskeln und Laternenpfählen ist vorhanden … Während sich diese Welt bewegt, wird der Geist der Freiheit in der Brust des Menschen brennen.«

Der Mann, der diese Sätze in seinem Verstand vorfand, braucht Hilfe. Er braucht einen Sokrates, der die Wörter trennt, der ihn ins Kreuzverhör nimmt, bis er sie definiert und die Wörter zu den Namen der Ideen gemacht hat. Sie sollen ein spezielles Objekt bedeuten und sonst nichts. Denn diese verkrampften Silben haben sich im Gedächtnis des Leitartiklers durch einfache Erinnerungen an Weihnachten, den Unwillen eines Konservativen und sein Zittern als Erbe einer revolutionären Tradition zusammengebündelt. Manchmal ist die Verwirrung zu stark und alt, um rasch entwirrt zu werden. Manchmal gibt es, wie die

moderne Psychotherapie zeigt, Gedächtnisschichten übereinander, die in die Kindheit zurückreichen und voneinander getrennt und benannt werden müssen.

Die Wirkung des Benennens, das heißt die Wirkung etwa der Aussage, dass die Arbeitsgruppen C und M, nicht aber X, unterbezahlt sind, anstatt zu behaupten, dass die Arbeitskraft ausgebeutet wird, ist von entscheidender Bedeutung. Wahrnehmungen nehmen ihre Identität wieder an, und die Empfindung, die sie wecken, ist spezifischer Natur, da sie nicht länger durch weitläufige und zufällige Beziehungen zwischen allem von Weihnachten bis Moskau verstärkt wird. Die entwirrte Idee, die eine eigene Bezeichnung trägt, und einer Empfindung, die untersucht wurde, ist deutlich offener für Verbesserung durch neue, auf das Problem zielende Daten. Sie war in die ganze Persönlichkeit eingebettet gewesen, war Beziehungen verschiedener Art mit dem ganzen Ego eingegangen: Eine Herausforderung würde die ganze Seele erbeben lassen. Nachdem sie gründlich kritisiert worden ist, ist die Idee nicht länger *ich*, sondern *es*. Sie ist objektiviert, sie ist auf Armlänge abgerückt. Ihr Schicksal ist nicht mit dem meinen verbunden, sondern mit dem der äußeren Welt, auf die ich einwirke.

## *5*

Wiedererziehung dieser Art wird dazu beitragen, unsere öffentlichen Meinungen in Berührung mit der Umwelt zu bringen. Das ist der Weg, auf dem der gewaltige zensierende, stereotypierende und dramatisierende Apparat liquidiert werden kann. Wo es keine Schwierigkeit bereitet zu erkennen, was die sinnvolle Umwelt ist, können die Kritik, der Lehrer und der Arzt

den Geist enträtseln. Wo jedoch die Umwelt dem Analytiker genauso dunkel erscheint wie seinem Schüler, genügt keine analytische Technik. Es wird Informationsarbeit gefordert. Bei politischen und industriellen Problemen kann die Kritik als solche etwas ausrichten, die Dialektik des Analytikers kann jedoch nicht weit reichen, es sei denn, er kann mit Sicherheit von Fachreportern ein gültiges Bild der Umwelt erhalten.

Obwohl hier, wie in den meisten Dingen, »Bildung« das oberste Heilmittel ist, wird der Wert dieser Bildung von der Evolution des Wissens abhängen. Unsere Kenntnisse von menschlichen Institutionen sind immer noch äußerst spärlich und impressionistischer Art. Das Sammeln gesellschaftlicher Kenntnisse ist im Großen und Ganzen ebenfalls noch zufälliger Natur und nicht die normale Begleiterscheinung der Aktion, wie es einmal sein muss. Und doch wird das Sammeln von Informationen sicher nicht seines äußersten Nutzens wegen erfolgen. Es wird geschehen, weil moderne Entscheidungen es erfordern. Aber bei diesem Sammeln wird sich ein Grundbestand an Daten anhäufen, den die Politische Wissenschaft verallgemeinern und für die Schulen zu einem begriffsmäßigen Bild von der Welt aufbauen kann. Sobald das Bild Gestalt annimmt, kann die Staatsbürgerkunde die Vorbereitung für die Beschäftigung mit einer nichtbeobachteten Umwelt werden.

Sobald der Lehrer ein arbeitsfähiges Modell des gesellschaftlichen Systems zur Verfügung haben wird, kann er damit seinen Schülern bewusstmachen, wie sein Geist mit unbekannten Fakten fertig wird. Ehe der Lehrer nicht ein solches Modell besitzt, kann er nicht hoffen, Menschen vollkommen für die Welt vorzubereiten, die sie vorfinden werden. Er kann sie lediglich darauf vorbereiten, dass sie sich bei sehr viel mehr Wissen von ihrem eigenen Geist mit dieser Welt beschäftigen. Er kann durch Anwendung empirischer Beispiele seinen Schülern

die Gewohnheit beibringen, die Quellen ihrer Informationen zu prüfen. Er kann sie zum Beispiel lehren, in ihren Zeitungen nach dem Ort zu schauen, von wo die Depesche gedrahtet wurde, nach dem Namen der Korrespondenten, dem Namen des Pressedienstes, der für die Erklärung zuständigen Institution oder nach den Umständen, unter denen die Behauptung zustande kam. Er kann seine Schüler weiterhin lehren, sich selbst zu fragen, ob der Berichterstatter gesehen hat, was er schildert, und sich zu erinnern, wie dieser Berichterstatter andere Ereignisse in der Vergangenheit geschildert hat. Er kann ihnen das Wesen der Zensur und der Idee der Geheimhaltung erklären und sie mit Kenntnissen von vergangener Propaganda ausrüsten.

Er kann ihnen durch den rechten Gebrauch der Geschichte die Stereotypen bewusstmachen und ihnen die Gewohnheit der Introspektion bei geistigen Vorstellungen anerziehen, die durch Gedrucktes hervorgerufen werden. Er kann durch Kurse in vergleichender Geschichte und Anthropologie eine lebenslange Vergegenwärtigung der Art hervorrufen, wie die Codes der Phantasie ein besonderes Muster aufweisen. Er kann die Menschen lehren, sich selbst beim Bilden von Allegorien, beim Dramatisieren von Beziehungen und beim Personifizieren von Abstraktionen zu ertappen. Er kann den Schülern zeigen, wie er sich selbst mit diesen Allegorien identifiziert, wie er sich dafür interessiert zeigt und wie er die heroische, romantische oder wirtschaftliche Haltung auswählt, die er dann annimmt, wenn er eine besondere Meinung vertritt.

Das Studium des Irrtums hat nicht nur eine im höchsten Grade prophylaktische Bedeutung, es dient auch als eine anregende Einführung ins Studium der Wahrheit. In dem Maße, wie unser Geist immer stärker seines eigenen Subjektivismus bewusstwird, finden wir an der objektiven Methode ein Wohlgefallen, das sonst dort nicht herrscht. Wir sehen in lebhafter Weise, wie wir es

normalerweise nicht können, das ungeheure Unheil und die gelegentliche Grausamkeit unserer Vorurteile. Die Zerstörung eines Vorurteils, obwohl wegen seiner Verbindung mit unserer Selbstachtung anfänglich schmerzhaft, verschafft eine ungeheure Erleichterung und macht einen sehr stolz, wenn wir sie mit Erfolg vollzogen haben. Sie bewirkt eine radikale Erweiterung des Aufmerksamkeitsbereiches. In dem Maße, wie die geläufigen Kategorien sich auflösen, bricht eine harte, einfache Version der Welt hervor. Die Szene wird lebendig und füllt sich. Es folgt ein emotionaler Anreiz zum herzhaften Lob der wissenschaftlichen Methode, ein Anreiz, der sonst nur schwer erreicht und unmöglich aufrechterhalten werden kann. Vorurteile sind so viel leichter und interessanter. Denn wenn man die Prinzipien der Wissenschaft lehrt, als ob sie immer allgemein anerkannt gewesen wären, wird ihre Haupttugend als Disziplin, die Objektivität, die Prinzipien stumpf machen. Aber man lehre sie zuerst als Siege über die abergläubischen Vorstellungen des Geistes, und die Heiterkeit der Jagd und der Eroberung mögen den Schüler über jenen harten Übergang von seiner eigenen ichbezogenen Erfahrung zu der Phase leiten, wo seine Neugier ausgereift ist und seine Vernunft Leidenschaft angenommen hat.

# Der Appell an die Vernunft

## *1*

Ich habe den Schluss dieses Buches mehrmals niedergeschrieben und ihn immer wieder in den Papierkorb geworfen. Jedes Mal hing die Fatalität letzter Kapitel darüber, in denen jede Idee ihren Platz zu finden scheint und alle Geheimnisse, die der Verfasser nicht vergessen hat, enträtselt werden. In der Politik lebt der Held danach niemals glücklich weiter, oder er beendet sein Leben vollendet. Es gibt kein Schlusskapitel, weil der Held in der Politik mehr Zukunft vor sich als aufgezeichnete Geschichte hinter sich hat. Das letzte Kapitel ist lediglich ein Platz, an dem der Autor sich einbildet, der höfliche Leser habe bereits begonnen, heimlich auf seine Uhr zu schauen.

## *2*

Als Plato zu dem Punkt gelangt war, an dem es passend erschien zusammenzufassen, verwandelte sich seine Sicherheit in Nervosität, wenn er daran dachte, wie widersinnig es klingen würde, etwas über den Platz der Vernunft in der Politik zu sagen. Jene Sätze des fünften Buches des »Staates« waren selbst für Plato schwer auszusprechen: Sie sind so rein und stark, dass die Menschheit sie weder vergessen noch mit ihnen leben kann. So lässt er Sokrates zu Glaukon sagen, dass er ganz in Gelächter untergehen werde, weil er gesagt hat, »was die geringste

Veränderung ist, die einen Staat befähigen wird, zu einer echteren Gestalt überzugehen«,[15] weil er den Gedanken, »den er gern geäußert hätte, wenn er nicht zu außergewöhnlich erschienen wäre«, gehabt habe, »dass weder Städte noch die menschliche Rasse jemals vom Übel loskommen werden, bis Philosophen Könige werden oder die Könige und Fürsten dieser Welt den Geist und die Kraft der Philosophie besitzen und politische Größe und Weisheit in eins zusammenfallen«.

Kaum hatte er diese hehren Worte ausgesprochen, als er bemerkte, dass sie ein Rat voll Vollendung waren, und er fühlte Verwirrung angesichts der unnahbaren Größe seiner Idee. So beeilte er sich natürlich hinzuzufügen, »dass der wahre Steuermann ein Schwätzer, ein Sterngucker und ein Taugenichts genannt werden wird«.[16] Obwohl ihn aber dieses wehmütige Zugeständnis gegen den Vorwurf der Griechen schützte, es mangele ihm der Sinn für Humor, flickte er ein erniedrigendes Schwanzende an einen erhabenen Gedanken. Er wird keck und macht Adeimantus darauf aufmerksam, dass er »die Nutzlosigkeit der Philosophen dem Fehler jener zuschreiben müsse, die sich ihrer nicht bedienen wollen, und nicht ihnen selbst. Der Steuermann sollte die Matrosen nicht unterwürfig bitten, sich von ihm kommandieren zu lassen – das ist nicht die natürliche Ordnung.« Und mit dieser hoheitsvollen Geste nahm er schnell die Werkzeuge der Vernunft auf und verschwand in der Akademie, indem er Machiavelli das Wort überließ.

So musste sich in der ersten großen Begegnung zwischen Vernunft und Politik die Strategie der Vernunft im Zorn zurückziehen. Aber mittlerweile ist das Schiff auf See, wie Plato uns erzählt. Es sind viele Schiffe auf See gewesen, seit Plato geschrieben hat, und heute könnten wir, ob wir nun in unserem Glauben klug oder töricht sind, nicht mehr länger einen Mann einen wahren Steuermann nennen, bloß weil er weiß, wie man

»dem Jahr, den Jahreszeiten, dem Himmel, den Sternen, den Winden und gleichgültig, was sonst noch zu seiner Kunst gehört, Achtung schenkt«.[17] Er kann nichts außer Acht lassen, was notwendig ist, um das Schiff glücklich segeln zu lassen. Weil Meuterer an Bord sind, kann er nicht sagen: Umso schlimmer für uns alle … es liegt nicht im Auftrag der Natur, dass ich mich mit einer Meuterei befassen sollte … es ist nicht in der Ordnung der Philosophie, dass ich über Meuterei nachdenken sollte … Ich verstehe zu navigieren … Ich verstehe nicht, ein Schiff voller Matrosen zu navigieren … und wenn sie nicht erkennen, dass ich der Steuermann bin, kann ich nichts daran ändern. Wir werden alle auf Felsen auflaufen, sie, um für ihre Sünden bestraft zu werden, ich, mit der Gewissheit, dass ich es besser wusste …

## *3*

Gleichgültig, wann wir einen Appell an die Vernunft in der Politik erlassen, kehrt die Schwierigkeit dieses Gleichnisses wieder. Denn da liegt eine inhärente Schwierigkeit über den Gebrauch der Methode der Vernunft bei der Beschäftigung mit einer unvernünftigen Welt. Selbst wenn wir mit Plato annehmen, dass der wahre Steuermann weiß, was das Beste für das Schiff ist, müssen wir uns erinnern, dass es nicht so leicht zu erkennen ist und dass diese Ungewissheit einen Großteil der Mannschaft nicht überzeugt. Um es genau zu sagen: Die Mannschaft weiß nicht, was er weiß, und der von den Sternen und Winden in Bann geschlagene Steuermann weiß nicht, wie er die Mannschaft die Bedeutung dessen, was er selber weiß, erkennen lassen kann. Da bleibt bei einer Meuterei auf See keine Zeit, um aus jedem Seemann einen Fachrichter unter Fachleuten zu machen. Da

bleibt für den Steuermann keine Zeit, seine Mannschaft zu befragen und herauszufinden, ob er wirklich so klug ist, wie er sich selbst vorkommt. Denn Bildung ist eine Angelegenheit von Jahren, die Not eine Angelegenheit von Stunden. Es wäre ganz und gar akademisch, dem Steuermann zu erzählen, das wahre Hilfsmittel bestehe zum Beispiel in einer Bildung, die die Seeleute mit einem besseren Wirklichkeitssinn ausstattet. Das kann man bloß Schiffseignern auf dem trockenen Land erzählen. In der Krise bleibt der einzige Rat, ein Gewehr in die Hand zu nehmen oder eine Rede zu halten, ein aufmunterndes Schlagwort von sich zu geben, einen Kompromiss anzubieten, jedes schnelle, verfügbare Mittel anzuwenden, um die Meuterei, und den Wirklichkeitssinn, wie er nun einmal ist zu ersticken. Bloß an der Küste können die Männer die vielen Reisen vorbereiten, die sie planen, und sie müssen sich um ihres eigenen Heils willen mit den Ursachen beschäftigen, die viel Zeit zu ihrer Beseitigung brauchen. Und nichts wird ihre Weisheit mehr Kraft kosten als die Notwendigkeit, falsche Krisen von echten zu unterscheiden. Denn wenn Panik in der Luft liegt und eine Krise nach der anderen folgt, wenn wirkliche Gefahren sich mit eingebildeten Schrecken vermischen, besteht überhaupt keine Chance für einen konstruktiven Gebrauch der Vernunft, und jede gleichwie geartete Ordnung scheint bald jeder Unordnung vorzuziehen zu sein.

Nur wenn eine gewisse Stabilität über einen langen Zeitraum vorausgesetzt werden kann, können die Menschen hoffen, der Methode der Vernunft zu folgen. Nicht etwa deshalb, weil die Menschheit unfähig oder weil der Appell an die Vernunft unrealistisch wäre, sondern weil auf politischem Gebiet die Entwicklung der Vernunft erst in ihren Anfängen steckt. Unsere rationalen Ideen in der Politik sind noch immer großsprecherische, dünne Verallgemeinerungen, viel zu abstrakt

und nicht fein genug für die praktische Führung, außer wo die Ansammlungen groß genug sind, um individuelle Besonderheiten auszuschalten und weitgehende Gleichförmigkeit zu zeigen. Vernunft in politischen Dingen ist besonders unterentwickelt bei der Vorhersage des Verhaltens einzelner Menschen, weil im menschlichen Benehmen oft die kleinste anfängliche Abweichung zu den kompliziertesten Unterschieden auswächst. Das ist vielleicht der Grund, warum wir zerbrechen und in Gelächter untergehen, wenn wir bei plötzlichen Situationen ausschließlich an einem Appell an die Vernunft festhalten.

## *4*

Denn die Geschwindigkeit, mit der die Vernunft, so wie sie uns eigen ist, voranschreiten kann, ist geringer als die Geschwindigkeit, in der gehandelt werden muss. Beim gegenwärtigen Stand der Politischen Wissenschaft besteht daher die Neigung, von der einen Situation zu anderen zu schließen, bevor die erste klar begriffen ist, und auf diese Weise viel im Nachhinein zu kritisieren, aber sonst nicht viel zu machen. Aber sowohl in der Entdeckung des Unbekannten als auch in der Verbreitung des Erwiesenen gibt es ein Zeitdifferential, das in einem viel größeren Grade, als es geschehen ist, den politischen Philosophen beschäftigen sollte. Wir haben hauptsächlich unter der Anregung von Graham Wallas begonnen, die Wirkung einer unsichtbaren Umwelt auf unsere Meinungen zu untersuchen. Wir begreifen jedoch noch nicht – es sei denn ein wenig über den Daumen gepeilt – das Zeitelement in der Politik, obwohl es am unmittelbarsten die praktische Anwendbarkeit eines jeden

konstruktiven Vorschlages beeinflusst.[18] Wir können zum Beispiel erkennen, dass die Relevanz eines jeden Planes irgendwie von der Länge der Zeit abhängt, welche das Unternehmen erfordert. Denn von der Länge der Zeit wird es abhängen, ob die Daten, die der Plan als gegeben voraussetzt, in der Wirklichkeit dieselben bleiben werden.[19] Es gibt hier einen Faktor, den realistische und erfahrene Leute berücksichtigen und der sie von den Opportunisten, Hellsehern, Spießbürgern und Pedanten zu unterscheiden hilft.[20] Aber wie genau die Zeitberechnung in die Politik eingreift, darüber haben wir gegenwärtig noch keine systematischen Kenntnisse.

Bevor wir diese Dinge deutlicher verstehen, können wir uns zumindest daran erinnern, dass es ein Problem äußerster theoretischer Schwierigkeit und praktischer Konsequenz gibt. Es wird uns helfen, Platos Ideal hochzuhalten, ohne seine voreilige Folgerung über den Verkehrtheit jener zu teilen, die nicht auf die Vernunft hören. Es ist schwer, in der Politik zu gehorchen, weil wir dabei versuchen, zwei Vorgänge aufeinander abzustimmen, die jedoch eine verschiedene Gangart und einen verschiedenen Schritt haben. Solange die Vernunft subtil ist und sich dem einzelnen widmet, wird der unmittelbare politische Kampf weiterhin eine Menge angeborenen Schneid, Kraft und unbeweisbaren Glauben erfordern, welche die Vernunft weder vorsehen noch kontrollieren kann, weil die Fakten des Lebens für ihre Verstandeskräfte zu undifferenziert sind.

Die Methoden der Gesellschaftswissenschaft sind so wenig vervollkommnet, dass es bei vielen ersten Entscheidungen und den meisten zufälligen bis heute noch keine andere Wahl gibt außer der des Spieles mit dem Schicksal, wie es die Intuition eingibt.

Aber wir können aus einer dieser Intuitionen einen Glauben an die Vernunft machen. Wir können unseren Geist und unsere Kraft

darauf verwenden, der Vernunft Halt zu geben. Hinter unseren Bildern von der Welt können wir versuchen, die Aussicht auf eine längere Dauer der Ereignisse zu erkennen, und wo es möglich ist, der drängenden Gegenwart zu entfliehen, um dieser Aussicht auf den längeren Zeitraum zu erlauben, unsere Entscheidungen zu kontrollieren. Selbst wenn es diesen Willen gibt, die Zukunft zählen zu lassen, stellen wir doch immer wieder fest, dass wir nicht sicher wissen, wie wir in Übereinstimmung mit den Diktaten der Vernunft handeln sollen. Die Zahl menschlicher Probleme, bei denen die Vernunft zu diktieren bereit ist, erweist sich nämlich als klein.

## *5*

Es gibt jedoch eine edle Täuschung, nämlich in der Nächstenliebe, die aus der Selbsterkenntnis und einem unbestreitbaren Glauben stammt, dass niemand in unserer Menschenherde mit seinem Sehnen nach einer freundlicheren Welt allein ist. So viele der Grimassen, die Menschen einander schneiden, sind von einem Pulsflattern begleitet, dass nicht alle von ihnen wichtig sind. Wo so viel unsicher ist, wo so viele Handlungen nur auf Grund von Vermutungen ausgeführt werden müssen, verlangen wir der zugrundeliegenden Anständigkeit ungeheures ab. Dabei erweist es sich als notwendig, so zu leben, als ob der gute Wille herrschen könnte. Wir können nicht bei jeder Gelegenheit beweisen, dass er es wirklich kann, noch warum Hass, Intoleranz, Misstrauen, Bigotterie, Geheimhaltung, Furcht und Lügen die sieben Todsünden gegen die öffentliche Meinung sind. Wir können bloß behaupten, dass sie keinen Platz in dem Appell an die Vernunft haben, dass sie auf die Dauer Gift

sind. Indem wir einen Standort in einer Ansicht von der Welt einnehmen, die unsere eigenen Voraussagen und unser eigenes Leben überdauert, dürfen wir ein herzhaftes Vorurteil gegen diese Todsünden hegen.

Wir können dies alles umso besser tun, je weniger wir der Furcht und dem Fanatismus erlauben, uns so tief zu beeindrucken, dass wir feige die Hände heben und das Interesse am längeren Lauf der Zeit verlieren, weil wir den Glauben an die Zukunft der Menschheit verloren haben. Es gibt keinen Grund zum Verzweifeln, weil alle die »Wenns«, an denen, wie James sagt, unser Schicksal hängt, so gewichtig sind, wie sie es immer schon waren. Was wir an Brutalität gesehen haben, haben wir gesehen, und weil es uns fremdartig berührte, war es nicht überzeugend. Es waren nur Berlin, Moskau und Versailles von 1914–1919, nicht aber Armageddon, wie wir rhetorisch sagten. Je näher der Realität die Menschen die Brutalität und die Hysterie durchgestanden haben, desto mehr haben sie das Recht, zu behaupten, weil ein weiterer großer Krieg stattgefunden hat, täten die Menschen gut daran zu glauben, dass Intelligenz, Mut und Mühe niemals ein gutes Leben für alle Menschen schaffen könnten.

So groß der Schrecken auch war, er hatte nicht die ganze Welt erfasst. Es gab Korrupte und Unbestechliche. Es gab Wirrwarr und Wunder. Es gab gewaltige Lügereien, aber es gab auch Männer, die gewillt waren, sie zu enthüllen. Es ist kein Urteil, sondern nur eine Stimmung, wenn die Menschen leugnen, dass mehr Menschen und schließlich genug Leute einmal das sein könnten, was zunächst nur einige Menschen gewesen sind. Man kann an dem verzweifeln, was niemals gewesen ist. Man kann darüber verzweifeln, drei Köpfe zu haben, obwohl Bernard Shaw selbst daran zu verzweifeln ablehnt. Aber man kann nicht an den Möglichkeiten verzweifeln, die mit Hilfe all der guten

Eigenschaften existieren könnten, die der Mensch je gezeigt hat. Und wenn man bei all den Übeln dieser Zeit nicht Männer und Frauen gesehen und Augenblicke erlebt hat, die man gern öfter sehen und erleben möchte, kann einem nicht einmal mehr der Herrgott selbst helfen.

# Anmerkungen

## *Einführung von Walter Ötsch und Silja Graupe: Der vergessene Lippmann – Politik, Propaganda und Markt*

1 Einen Überblick über Biographien zu Walter Lippmann gibt Wasniewski 2004, 7ff.

2 Das Folgende basiert auf Adam 1977, Steel 1980 und Goodwin 2013 und 2014.

3 Details des Vorschlags von Lippmann finden sich in Cary, Francine Curro (1967): *The Influence of War on Walter Lippmann 1914–1944*, Madison: State Historical Society of Wisconsin; zitiert nach Jansen 2013a, 309.

4 Wir versuchen in unserer Einführung eine unmittelbare Auseinandersetzung mit *Die öffentliche Meinung*, ohne die reiche Sekundärliteratur dazu systematisch einzubauen, das hätte den hier verfügbaren Rahmen gesprengt. Ebenso wird die Rezeptionsgeschichte des Buches nicht referiert.

5 Genau diesen (in der heutigen Ökonomik) vergessenen Befund hat Adam Smith (der als Begründer der Ökonomie gilt) geteilt: Er geht von einer produktiven Imaginationsfähigkeit des Menschen aus, sie bildet die Grundalge einer imaginativen Bezogenheit auf den Mitmenschen, woraus Mitgefühle (*fellow feelings*) und moralische Normen erwachsen. Nur so wird nach Smith Gesellschaft möglich (vgl. Ötsch 2016a).

6 Einen direkten Vergleich der Begrifflichkeiten von Bernays und Lippmann unternimmt Jansen 2013b.

7 Lippmann hat in den Jahren danach diese Möglichkeiten nicht weiter betont. 1923 verfasst er *The Phantom Public*, er sieht dieses Buch als Fortsetzung von *Public Opinion* an, das Buch wird 1925 veröffentlicht. Jetzt ist Lippmann noch skeptischer geworden und treibt die Demokratiekritik noch weiter (Das Buch ist heute in Vergessenheit geraten.): Die Wähler können die Details der politischen Alltagsprobleme nicht verstehen, weil sie nicht »die Zeit, nicht das Interesse und nicht das Wissen dazu besitzen« (Lippmann 1925, 36f.; unsere Übersetzung). Die alten liberalen Vorstellungen von Publikum und Öffentlichkeit gelten jetzt als reines »Phantom« oder nur als »Abstraktion« (vgl. Gárcia 2017, 7). Ein demokratisches Regime besitzt einen inhärenten Konstruktionsfehler, der nicht repariert werden kann (vgl. Steel 1980, 212ff.).

Die Lösung des Problems der öffentlichen Meinung bestehe nicht in mehr Demokratie, wie die Liberalen meinten, sondern in einer konsequenten Beschränkung der Macht der Masse zugunsten einer »spezialisierten Klasse«, die die soziale Kontrolle zu übernehmen hat (vgl. Bussemer 2005, 87f.).

8 Brief von Walter Lippmann an Louis Rougier vom 28.10.1938, Folder 1848 in den Walter Lippmann Papers, microfilm, Yale University, zitiert in Inset 2017, 203.

9 Die für eine Beeinflussung der öffentlichen Meinung erforderlichen Strategien hat Hayek in mehreren Artikeln formuliert, insbesondere in *Historians and the Future of Europe* 1944, *The Transmission of the Ideals of Economic Freedom* 1951, *The Dilemma of Specialization* 1956, am bekanntesten in *The Intellectuals and Socialism* (Hayek 1960).

10 Strategisch wurden die Think Tanks offiziell von der MPS getrennt, andererseits organisatorisch mit ihr eng verbunden. Dazu wurden von Anfang an in der MPS selbst die Produzenten der Theorien (die *original thinkers*) direkt mit den Finanziers und den Verkäufern, wie Think Tanks und prominenten Medienpersonen (als *second-hand dealers in ideas*) vernetzt (Die Begriffe werden im Text gleich erklärt). Den Thinks Tanks kommt dabei die Aufgabe der Einflussnahme auf Eliten, Politik, Medien und Öffentlichkeit zu. Der Ökonom Antonio Martino, der von 1988 bis 1990 Präsident der MPS – und auch Mitbegründer der *Forza Italia* und Außen- und Verteidigungsminister unter Silvio Berlusconi – war, beschreibt die Think Tanks um die MPS so: Diese »Institute sind im Propaganda-Geschäft tätig, ihr Ziel ist Interessenvertretung [*advocacy*], die Unterstützung politischer Maßnahmen, die den liberalen Ideen eines freien Marktes nützen.« (*Mont Pelerin Society Newsletter* 2, 1991, 3; zitiert nach Walpen 2004, 247, unsere Übersetzung; Vgl. auch Schulmeister 2018, 84ff.)

11 Die Diskreditierung einer gestaltenden Politik wird gefördert und getragen durch ökonomische Theorien, die Politik und Staat direkt der Vorstellungswelt »des Marktes« unterstellen, wie in den Ansätzen von *Public Choice* (vgl. Ötsch u.a. 2017, 216ff.) Politik wird hier meist als spezifischer Markt verstanden, die Vorstellung von Politik als eines Diskursraumes mündiger BürgerInnen wird damit hinfällig. Politische Inhalte als solche spielen in solchen Theorien kaum noch eine Rolle. Dies mündet in der Behauptung, der Politik würde es nicht mehr zustehen, übergeordnete gesellschaftliche Ziele zu formulieren. Ein extremes Beispiel lieferte James Buchanan, einer der führenden Vertreter des *Public-Choice*-Ansatzes, nach

dem Zusammenbruch der kommunistischen Systeme. Zu diesem Zeitpunkt rief er den »Tod des Staates« aus. Die »Public-Choice-Revolution in den Ideen über Politik und politische Felder« habe, so meinte er mit Verweis auf Hayek, die »normative Wahnvorstellung« aufgedeckt, »der Staat sei [...] ein wohlwollendes Wesen und die, die im Namen des Staates Entscheidungen treffen, wären von der Berücksichtigung des allgemeinen oder öffentlichen Interesses geleitet.« Nach dem »Tod des Sozialismus« im Jahre 1989 könne man sich nur wundern, wie sogar »Mitglieder der Akademien« dem »romantischen Mythos« verfallen seien, »eine politisch organisierte Institution« könne unserer Leben besser lenken als »der freie Markt« (Buchanan 1990, unsere Übersetzung).

12 Zur These der Finanzkrise als einer Krise der Schattenbanken vgl. als Einführung Beyer u.a. 2013 sowie Lipson 2009, Nersisyan/Wray 2010, Lysandrou/Nesvetailova 2014 und Nesvetailova 2017.

13 Zu den medialen Bildern von ÖkonomInnen zur Krise und ihrer speziellen Hyperkognition vgl. Pühringer/Hirte 2015 und Pühringer/Egger 2018. Zur Wichtigkeit marktfundamentaler Netzwerke von Ökonomen in Deutschland. vgl. Ötsch u.a. 2017. Zur Persistenz der Nationalökonomie in den USA nach der Großen Krise vgl. Mirowski 2015. Mirowski argumentiert auch mit dem dominanten Einfluss der US-Notenbank auf die (akademische) makroökonomische Forschung in den USA, – die Ökonomen in der Notenbank hätten ihren eigenen Beitrag zur Entstehung der großen Krise nicht reflektiert.

## *Erster Teil: Einleitung*

1 Anm. d. Red.: später Verlagsleiter des *Figaro*; er hatte im Januar 1914 eine Pressekampagne gegen den französischen Finanzminister Joseph Caillaux gestartet, dessen Frau ihn am 16. März 1914 erschoss.

2 *Hexaëmeron* I, Kap. 6, von Henry Osborn Taylor in: *The Mediaevel Mind*, Bd. l, S. 73.

3 Lecky, *Rationalism* in Europe, Bd. l, S. 276–278

4 ibd.

5 Lytton Strachey, *Queen Victoria*, S. 72 12

6 Jean de Pierrefeu, *Grand Quartier Général. Trois ans au Grand Quartier Général*, S. 94 f. 13

7 Teil V

8 ibd. S. 99

9 W. James, *Principles of Psychology*, Bd. II, 5. 638

10 Anm. d. Red.: Vgl. *Great Society – A Psychological Analysis* von Graham Wallas, 1914.

11 G. K. Chesterton, The Mad Hatter and the Sane Householder, *Vanity Fair*, Januar 1921, S. 54

12 Vgl. Wallas, *Our Social Heritage* (Unser gesellschaftliches Erbe), S. 77 ff.

13 Edward J. Kempf, *Psychopathology*, S. 116

14 ibd. S. 151

## *Zweiter Teil: Annäherungen an die äußere Welt*

1 G. Q. G.7 S. 126–129

2 26. Februar 1916. Pierrefeu G. Q. G., S. 133 ff.

Der Verfasser gibt in der Anmerkung zu seiner eigenen Übersetzung des französischen Textes die englische Version der *New York Times* vom 27. Februar 1916. Im Wesentlichen stimmen die beiden Übersetzungen überein, jedenfalls in der deutschen Rückübersetzung. Lediglich die deutschen Verluste werden im französischen Original mit »pertes très élevés« angegeben.

3 Der französische Text sagt: »pertes très élevés – sehr hohe Verluste.« Die englische Übersetzung, wie sie in London am 26. Februar 1916 herausgegeben und am 27. Februar in der *New York Times* abgedruckt wurde, übertreibt noch den Originaltext.

4 Pierrefeu, ibd. S. 134 f.

5 ibd. S. 138 f.

6 ibd. S. 147

7 Wochen vor dem Angriff der Amerikaner bei St-Mihiel und im Argonnen-Maas-Gebiet erzählte in Frankreich jeder jedem das tiefe Geheimnis.

8 George Creel, *How We Advertised America* (Wie wir Amerika informierten)

9 * W. Trotter, *Instincts of the Herd in War and Peace* (Herdeninstinkt in Krieg und Frieden)

10 englischer Titel: *The Age of Innocence*, 1920, deutsch 1951

11 Ross, *Social Psychology* (Gesellschaftspsychologie), Kapitel IX, X, XI

12 Vgl. Teil III

13 Juli 1900. D. F. Wilcox, *The American Newspaper*: A Study in Social Psychology (Die amerikanische Zeitung: Eine sozialpsychologische Untersuchung), Annals of the American Academy of Political and Social Psychology, Bd. XVI, S. 56, (die Statistiken sind wiedergegeben in James Edward Rogers, *The American Newspaper*).

1916 (?) W. D. Scott, *The Psychology of Advertising* (Die Psychologie der Werbung), S. 226 bis 248. S. a. Henry Foster Adams, *Advertising and its Mental Laws* (Die Werbung und ihre geistigen Gesetze), Kap. IV.

Prof. George Burton Hotchkiss u. Richard B. Franken, 1920: *Newspaper Reading Habits of College Students* (Die Lesegewohnheiten von Collegestudenten bei der Zeitungslektüre), veröffentlicht von der Association of National Advertisers, New York.

14 Außer denen, die sie als anstößig erachtet, und denen, die in seltenen Fällen verdrängt werden.

15 Zitiert nach White, *Mechanism of Character Formation* (Der Mechanismus der Charakterbildung)

16 Im Mai 1921 waren infolge des Korfanty-Aufstandes in Oberschlesien die Beziehungen zwischen England und Frankreich gespannt. Die Londoner Korrespondenz des Manchester Guardian (20. Mai 1921) enthielt den folgenden Artikel:

»Der französisch-englische Wortwechsel:

Kreise, die mit der französischen Lebensart und dem französischen Charakter vertraut sind, neigen zu der Auffassung, dass unsere Presse und unsere öffentliche Meinung während der gegenwärtigen Krise ein übermäßiges Feingefühl für die lebhafte und zeitweise unbeherrschte Sprache der französischen Presse gezeigt haben. Dieser Punkt wurde mir von einem gut informierten neutralen Beobachter in der folgenden Weise erläutert:

Wörter sind wie Geld Wertzeichen. Sie haben einen Inhalt, und deshalb steigt und fällt ihr Sinnwert, genau wie beim Geld. Das französische Wort ›étonnant‹ wurde von Bossuet noch mit einem schrecklichen Gewicht an Sinngehalt verwendet. Heute hat es dieses Gewicht verloren. Etwas Ähnliches kann man bei dem englischen Wort ›awful‹ beobachten. Manche Völker neigen ihrer Konstitution nach zu Untertreibungen, andere zu Übertreibungen. Was der

britische Tommy als ›ungesunden Platz‹ bezeichnete, konnte ein Italiener nur unter Aufbietung eines reichhaltigen Vokabulars, unterstützt von überschäumendem Mienenspiel, beschreiben. Nationen, die untertreiben, halten ihre Wortwährung gesund. Nationen, die übertreiben, leiden an der Inflation ihrer Sprache.

Ausdrücke wie ›a distinguished scholar‹ (hervorragender Gelehrter), ›a clever writer‹ (ein geschickter Schriftsteller) müssen im Französischen mit ›a great savant‹ (ein großer Gelehrter), ›an exquisite master‹ (ein ausgezeichneter Meister) wiedergegeben werden. Das ist eine bloße Angelegenheit des Wortwechsels, genau wie in Frankreich ein Pfund Sterling für 46 Franken eingewechselt wird, während man doch weiß, dass das hier in England den Wert des Pfundes keineswegs erhöht. Die Engländer, die die französische Presse lesen, sollten versuchen, ein geistiges Wechselgeschäft vorzunehmen ähnlich dem des Bankbeamten, der Franken in Pfund einwechselt und dabei nicht vergisst, dass das Pfund infolge des Krieges jetzt 46 Franken wert ist, während es zu normalen Zeiten einen Wechselkurs von 25 Franken hatte. Denn es ist eine Fluktuation auf dem Gebiet der Wort- Wechsel ebenso eingetreten wie beim Geld-Wechsel. – Dieses Argument zieht hoffentlich in beiden Richtungen, und die Franzosen erkennen sicherlich, dass hinter der englischen Zurückhaltung ebenso viel Wert steckt wie hinter ihrer eigenen Überschwänglichkeit im Ausdruck.«

17 *The New Republic*, 29. Dezember 1920, S. 142

18 *Internationale Zeitschrift für Ärztliche Psychoanalyse*, 1913. Ins Englische übersetzt und veröffentlicht von Dr. Ernest Jones in: S. Ferenczi, *Contributions to Pschoanalysis* (Beiträge zur Psychoanalyse), Kap. VIII; *Stages in the Development of the Sense of Reality* (Stufen in der Entwicklung des Wirklichkeitssinns).

19 Ferenczi war Pathologe; infolgedessen beschreibt er nicht diese reifere Periode, in der die Erfahrung wie Gleichungen aufgebaut wird, nämlich die Phase des Realismus auf der Basis der Wissenschaft.

20 Zum Beispiel die Diagnostischen Assoziationsstudien, geleitet von C. G. Jung an der Universitätsklinik für Psychiatrie in Zürich. Diese Tests wurden besonders unter der sogenannten Kräpelin-Aschaffenburg-Klassifizierung fortgeführt. Sie zeigen die Reaktions- zeit, klassifizieren die Reaktion auf das Anreizwort als innere, äußere und Klangreaktion, zeigen getrennte Resultate für die ersten und zweiten hundert Wörter, für die Reaktions- zeit und

Reaktionsqualität, sobald der Untersuchte durch einen zweiten Gedanken abgelenkt wird, oder wenn er antwortet, während ein Metronom die Zeit schlägt. Einige der Ergebnisse sind bei Jung, *Psychoanalyse*, Kapitel II, zusammengefasst.

21 Jung, Clark-Vorlesungen

## *Dritter Teil: Stereotypen*

1 Vgl. zum Beispiel Edmond Locard, *L'Enquète Criminelle et les Méthodes Scientifiques*. In den letzten Jahren ist viel interessantes Material zur Frage der Glaubwürdigkeit von Zeugen gesammelt worden; wie ein tüchtiger Rezensent von Dr. Locards Buch in: *Times Literary Supplement* (18. August 1921) bemerkt, zeigt es, dass die Glaubwürdigkeit sich je nach der Art der Zeugen und der Ereignisse und auch nach der Art der Wahrnehmung ändert. So haben Wahrnehmungen der Tast-, Geruchs- und Geschmackssinne nur geringen Zeugniswert. Unser Gehör ist unverlässlich und willkürlich, wenn es die Quelle und die Richtung eines Lautes beurteilen soll, und wenn wir dem Gespräch anderer Leute zuhören, werden »Worte, die nicht verstanden werden, von dem Zeugen in allem guten Glauben ergänzt. Er hat eine Theorie vom Inhalt des Gespräches parat und arrangiert die Laute, die er gehört hat, so, dass sie dazu passen«. Sogar die visuelle Wahrnehmung ist starken Irrtümern unterworfen, so beim Identifizieren und Wiedererkennen von Personen, bei der Beurteilung der Entfernung und beim Schätzen von Zahlen, zum Beispiel von Personenansammlungen. Ein ungeübter Beobachter besitzt ein sehr veränderliches Zeitgefühl. Alle diese ursprünglichen menschlichen Schwächen werden noch durch Gedächtnislücken und die ständige schöpferische Tätigkeit der Einbildungskraft kompliziert. Vgl. auch Sherrington, *The Integrative Action of the Nervous System (Das integrierende Verhalten des Nervensystems*), S. 318–327.

Der verstorbene Professor Münsterberg hat über dieses Thema ein populäres Buch geschrieben. *On the Witness Stand* (Im Zeugenstand).

2 William James, *Principles of Psychology*, Bd. I, S. 488

3 John Dewey, *How We Think* (Wie wir denken), S. 121

4 ibd. S. 133

5 Bernard Berenson, *The Central Italian Painters of the Renaissance*, S. 60 ff.

6 Vgl. auch seine kritischen Erläuterungen zu *Dante's Visual Images, and his Early Illustrators in The Study and Criticism of Italian Art* (First Series), S. 13:

> »Wir können nicht umhin, Vergil als Römer zu kleiden und ihm ein ›klassisches Profil‹ sowie ›würdevolle Haltung‹ zu geben. Dantes visuelles Vergilbild war wahrscheinlich nicht weniger mittelalterlich und nicht mehr auf einer kritischen Erneuerung der Antike gegründet als seine Gesamtfassung des römischen Dichters. Illustratoren des 14. Jahrhunderts lassen Vergil wie einen mittelalterlichen Gelehrten aussehen, der mit Barett und Talar bekleidet ist. Es gibt keinen Grund dafür, warum Dantes visuelles Bild von ihm anders gewesen sein soll. «

7 *The Central Italian Painters*, S. 66–67 65

8 1 Zitat übernommen aus: Edward Haie Bierstadt, *New Republic*, 1. Juni 1921, S. 21.

9 Graham Wallas, *Our Social Heritage*, S. 17

10 Zimmern: *Greek Commonwealth*. Siehe seine Anmerkung S. 383.

11 Aristoteles, *Politik*, I. Kap. 5

12 Fernand van Langenhove, *The Growth of a Legend* (Wie eine Mär wächst). Der Verfasser ist ein belgischer Soziologe.

13 ibd., S. 5–7

14 Nachdem dies geschrieben wurde, ist Erzberger ermordet worden.

15 Tammany organisierte die Demokratische Partei in New York.

16 Aber unglücklicherweise ist es recht viel schwieriger, die zeitgenössische Kultur zu kennen, als die Werke von Genies zusammenzufassen und zu kommentieren. Die gegenwärtige Kultur hat es mit Menschen zu tun, die viel zu beschäftigt sind, als dass sie sich mit dem seltsamen Geschäft abgeben könnten, ihre Glaubenssätze zu formulieren. Sie berichten darüber nur zufällig, so dass der Forscher kaum weiß, wie weit seine Daten als typisch gelten dürfen. Vielleicht folgt er am besten der Anregung von Lord Bryce (Modem Democracies, Band I, S. 156), dass er sich frei »unter allen Arten von Menschen und ihren Lebensbedingungen« bewegen solle, um in jeder Nachbarschaft die unbefangenen Personen herauszufinden, die in der Lage sind, sich ein Urteil zu bilden. »Es gibt so etwas wie einen *Spürsinn*, den lange Übung und ›Einfühlungsvermögen‹ verleihen. Der geübte Beobachter lernt, spärliche Hinweise auszuwerten, wie ein alter Seebär früher als eine Landratte die Anzeichen eines aufziehenden Sturmes erkennt.« Kurzum, es ist damit eine riesige Menge von Vermutungen verbunden. So ist es kein

Wunder, dass Gelehrte, die Genauigkeit schätzen, ihre Aufmerksamkeit so oft auf die akkurateren Formulierungen anderer Gelehrter beschränken.

17 *The Times Literary Supplement*, 2. Juni 1921, S. 352. Prof. Einstein sagte 1921, als er in Amerika war, die Leute neigten dazu, den Einfluss seiner Theorie zu überschätzen und ihre Bestimmtheit zu unterschätzen.

18 J. B. Bury, *The Idea of Progress*, S. 324

19 Tennyson, *Memoir by his Son*, Bd. I, S. 195. Zitiert von Bury, ibd., S. 326.

20 Ich erinnere an den Transport und den Unterhalt von zwei Millionen Soldaten nach Übersee. Professor Wesley Mitchell weist darauf hin, dass die Gesamtgüterproduktion nach unserem Kriegseintritt nicht wesentlich über den Umfang von 1916 hinausging; wohl aber stieg die Kriegsproduktion an.

21 *Back to Methuselah* (Zurück zu Methusalem), Vorwort

22 *The Quintessence of Ibsenism* (Die Quintessenz des Ibsenismus)

23 *The Letters of William Jones*, Bd. I, S. 65

24 *Two Years of Conflict on the Internal Front*, veröffentlicht von der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik, Moskau, 1920. Übersetzt von Malcom W. Davis für die *New York Evening* Post vom 15. Januar 1921.

25 Siehe hierzu Charles Grastys Interview mit Marschall Foch in der *New York Times* vom 26. Februar 1918: »Deutschland marschiert durch Russland hindurch. Amerika und Japan, die dazu in der Lage sind, sollten Deutschland in Sibirien entgegentreten.« Siehe auch Senator Kings (Utah) Resolution vom 10. Juni 1918 und Senator Tafts Feststellung in der *New York Times* vom 11. Juni 19x8 sowie den von A. J. Sack, Direktor des Russischen Informationsbüros, an Amerika gerichteten Aufruf vom 5. Mai 1918: »Wäre Deutschland an Stelle der Alliierten . . . hätte es innerhalb eines Jahres drei Millionen Soldaten an der Ostfront.«

26 *The Letters of William James*, Bd. I, S. 6

27 *Principles of Psychology*, Bd. I, S. 638

28 Zittert von Warren, in: *Human Psychology*, S. 255.

29 Bd. I, S, 639

30 Im Film wird diese Wirkung bewundernswerterweise durch Zeitrafferaufnahmen bewirkt.

31 Englische Ausgabe, Bd. II, S. 605. S. a. James Harvey Robinson, *The New History*, S. 239.

32 In einer Besprechung von *The Salvaging of Civilization*, in: *The Literary Review of the N. Y. Evening Post* vom 18. Juni 1921, S. 5.

33 Vgl. Carter L. Goodrich, *The Frontier of Control* (Die Grenze der Herrschaft)

34 Artikel XIX

35 *The Equipment of the Worker* (Das geistige Rüstzeug des Arbeiters)

36 ibd., Fußnote S. 65

37 William James, *Some Problems of Philosophy*, S. 224

38 A Pluralistic Universe S. 309

39 *The Heart of the Puritan* (Das Herz des Puritaners), S. 177, hrsg. von Elizabeth Deering Hanscom.

40 Zitiert in: *The New Republic*, 24. Dezember 1919, S. 120.

41 Vgl. Freuds Diskussion des Absolutismus in Träumen, in: *Traumdeutung*, Kapitel VI.

## *Vierter Teil: Interessen*

1 *Creative Evolution*, Kapitel III, IV

2 *Beauty and Ugliness* (Schönheit und Hässlichkeit)

3 Eine Tatsache die, die sich stark auf den Charakter von Nachrichten auswirkt. Vgl. Teil VII

4 Vgl. Frances Taylor Patterson, *Cinema Craftsmanship* (Filmkunst), S. 31–32. »III. Wenn der Handlung Spannung fehlt: 1. Füge einen Gegenspieler zu, 2. Füge ein Hindernis zu, 3. Füge ein Problem zu. 4. Hebe eine der Fragen im Kopf des Zuschauers hervor …«

5 ibd. S. 6 f.

6 ibd. S. 46: »Der Held und die Heldin müssen im allgemeinen Jugend, Schönheit, Güte, erhabene Selbstaufopferung und unwandelbare Beständigkeit besitzen.«

7 Siehe als interessantes Beispiel den von C. J. Jung, *Zentralblatt für Psychoanalyse*, 1911, Band I, S. 81, beschriebenen Fall.

8 1 Eine interessante kurze Darstellung der bemerkenswerteren frühen Versuche, den menschlichen Charakter zu deuten, findet sich in Joseph Jastrows *The Psychology of Conviction* (Die Psychologie der Überzeugung), Kapitel: Die Vorläufer der Erforschung von Charakter und Temperament.

9 *Bodily Changes in Pleasure, Pain and Anger* (Körperliche Veränderungen beim Vergnügen, bei Schmerz und Zorn)

10 *The Neurotic Constitution (Die neurotische Konstitution)*

11 *The Autonomic Functions and the Personality*; vgl. auch Louis Berman: *The Glands Regulating Personality* (Die Drüsen, die die Persönlichkeit steuern).

12 Jastrow, ibd., S. 156

13 Von Kempf *in Psychopathologie*, S. 74, wie folgt formuliert:

Manifeste Wünsche
über
in späterer Lebenszeit
unterdrückte Wünsche
über
in der Reifestufe
unterdrückte Wünsche
über
in der Vorreifezeit
unterdrückte Wünsche

gehemmt durch den Widerstand der Umwelt — Verhalten

14 Vgl. das sehr interessante Buch von Everett Dean Martin. *The Behaviour of Crowds* (Das Verhalten der Massen}. Ebenso Thomas Hobbes, *Leviathan*. Teil II, Kap. 25: »Denn menschliche Leidenschaften, die für sich allein gemäßigt sind wie die Hitze eines einzigen Brandes, sind, miteinander verbunden, wie viele Brande, die einander gegenseitig entzünden, besonders wenn sie einander durch Reden aufputschen . . .«

LeBon, *The Crowd* (Die Masse) arbeitet Hobbes' Beobachtungen weiter aus

15 Vgl. Thorstein Veblen, *The Socialist Economics of Karl Marx and his Followers* (Die sozialistische Wirtschaftslehre von Karl Marx und seiner Nachfolger) in: *The Place of Science in Modern Civilization*, besonders S. 413–418.

16 *The Theory of Business Enterprise* (Die Theorie des kommerziellen Unternehmens)

17 Tatsächlich hat Lenin nach genauer Prüfung die materialistische Interpretation der Politik aufgegeben. Hätte er sich ernstlich an die Marxsche Formel gehalten, als er 1917 die Macht ergriff, dann hätte er zu sich selbst sagen müssen: Gemäß den Lehren von Marx wird sich der

Sozialismus aus einem reifen Kapitalismus entwickeln . . . hier stehe ich und habe die Macht über eine Nation, die in eine kapitalistische Entwicklung erst eintritt … Es ist zwar wahr, dass ich ein Sozialist bin, aber ich bin ein wissenschaftlicher Sozialist … Es folgt daraus, dass für den gegenwärtigen Zeitpunkt jeder Gedanke an eine sozialistische Republik außer Frage steht . . . wir müssen den Kapitalismus vorantreiben, damit die von Marx vorhergesagte Evolution stattfinden kann. – Aber Lenin tat nichts dergleichen. Anstatt darauf zu warten, dass sich die Evolution entfalte, versuchte er durch Willkür, Gewalt und Erziehung dem historischen Prozess zu trotzen, den seine Philosophie voraussetzte.

> Seit dies geschrieben wurde, hat Lenin den Kommunismus mit der Begründung völlig preisgegeben, dass Russland noch nicht die notwendige Grundlage in einem reifen Kapitalismus besitze. Er behauptet heute, dass Russland einen Kapitalismus schaffen müsse, der ein Proletariat schaffe, das eines Tages den Kommunismus hervorbringe. Diese Ansicht wenigstens passt zum marxistischen Dogma. Aber sie zeigt, wie wenig Determinismus in den Meinungen eines Deterministen vorhanden ist.

18 *Principles of Psychology* (Prinzipien der Psychologie), Bd. II, S. 383

19 ibd., Bd. II, S. 390

20 *Introduction in Social Psychology*, 4. Aufl., S. 31 f.

21 »Die meisten Definitionen der Instinkte und der instinktiven Handlungen berücksichtigen lediglich ihre triebhaften Aspekte … und es ist ein häufiger Fehler, die kognitiven und affektiven Aspekte der Erkenntnis und der Affekte des instinktiven geistigen Prozesses zu vernachlässigen.« Fußnote ibd., S. 29.

22 ibd., S. 34

## *Fünfter Teil: Die Entstehung eines gemeinsamen Willens*

1 *New York Times* vom 20. Mai 1921

2 Gehalten in der Carnegie Hall, New York City, am 31. Juli 1916.

3 Präsident Wilson führte auf seiner Senatorenkonferenz aus, dass er bis zu seinem Eintreffen in Paris von diesen Verträgen nichts gewusst habe. Diese Behauptung überrascht. Wie der Text zeigt, konnten die Vierzehn Punkte ohne Kenntnis der Geheimabkommen nicht formuliert worden sein. Ihr Kern lag dem Präsidenten vor, als er und Oberst House den endgültigen,

veröffentlichten Text der Vierzehn Punkte vorbereiteten.

4 Die amerikanische Interpretation der Vierzehn Punkte wurde den alliierten Staatsmännern erst vor dem Waffenstillstand erläutert.

5 Werke Bd. IX, S. 87, zitiert von Beard, *Economic Origins of Jeffersonian Democracy* (Die wirtschaftlichen Grundlagen der Demokratie Jeffersons), S. 172.

6 s. das interessante, ziemlich kuriose alte Buch: George Cornewall Lewis, *An Essay on the Influence of Authority in Matters of Opinion* (Essay über den Einfluss der Autorität in Meinungsfragen).

7 Vgl. Bryce, *Modern Democracies*, Bd. II, S. 544 f.

8 Vgl. M. Ostrogorski, *Democracy and the Organization of Political Parties* (Die Demokratie und die Organisation der politischen Parteien) passim; R. Michels, *Political Parties*, passim; Bryce, *Modern Democracies*, besonders Kap. LXXV; auch Ross, *Principles of Sociology*, Kap. XXII-XXIV.

9 ibd. Bd. II, S. 542

10 Vgl. James, *Some Problems of Philosophy* (Einige philosophische Probleme), S. 227. »Bei den meisten unserer Notstände sind Teillösungen unmöglich. Wir können überhaupt selten Teilhandlungen begehen.« Vgl. Lowell, *Public Opinion and Popular Government* (Öffentliche Meinung und Volksregierung), S. 91 f.

11 Vgl. H. J. Laski, *Foundations of Sovereignty* (Die Grundlagen der Souveränität), S. 224. ». . . das Verhältniswahlrecht, das scheinbar zum Gruppensystem führt. . . kann die Wähler ihrer Führerwahl berauben.« Das Gruppensystem tendiert unzweifelhaft dahin, wie Laski behauptet, die Selektion der Exekutive indirekter vorzunehmen, zweifellos tendiert es aber auch dahin, gesetzgebende Versammlungen hervorzubringen, in denen die Meinungsströmungen umfassender in Erscheinung treten. Ob das gut oder schlecht ist, kann nicht im Vorhinein entschieden werden. Man kann jedoch sagen, dass eine erfolgreiche Zusammenarbeit und die Verantwortlichkeit in einer zutreffender zusammengesetzten Volksvertretung eine höhere Organisation der politischen Intelligenz und der politischen Gewohnheiten als in einem strengen Zweiparteien-Parlament verlangen. Es ist eine komplexere politische Form und arbeitet daher vielleicht weniger gut.

12 *The English Constitution*, S. 127, D. Appleton Company, 1914

13 Das Buch von Capt. Peter S. Wright, zweiter Sekretär im Obersten Kriegsrat, *At the Suprime War Council*, verdient besondere Beachtung im Hinblick Geheimhaltung und Kommandoeinheit, obwohl er gegen die alliierten

Politiker eine leidenschaftliche Polemik führt.

14 ibd., S. 98 und 101–105

15 ibd., S. 37. Die Zahlen entnahm Captain Wright den statistischen Beiträgen im Archiv des Kriegsministeriums. Die Zahlen beziehen sich offenbar nur auf die britischen Verluste, möglicherweise auch auf die britischen und französischen Verluste.

16 a. a. O., S. 34. Die Sommeschlacht verursachte fast 500 000 Mann Verluste; die Arras- und Flandernoffensiven von 1917 kosteten die Briten 650 000 Mann.

17 Die Alliierten haben viel blutigere Niederlagen als die am Chemin des Dames erlitten.

18 Vgl. Pierrefeus Bericht über die Ursachen der Meutereien von Soissons und die Methode, die Pétain dagegen anwandte. Pierrefeu, a. a. O., Bd. I, Teil III und ff.

19 Ausgezeichnet analysiert von Martin, *The Behavior of Crowds* (Das Verhalten von Massen), S. 130 ff.

## *Sechster Teil: Das Bild der Demokratie*

1 Albert Bushnell Hart in der Einleitung zu A. Lawrence Lowell, *Public Opinion and Popular Government* (öffentliche Meinung und Volksregierung).

2 The Federalist, Nr. 35 und 36. Vgl. den Kommentar von Henry Jones Ford in seinem Buch *Rise and Growth of American Politics* (Aufstieg und Wachstum der amerikanischen Politik), Kap. V.

3 s. weiter unten S. 243

4 *Politik*, Buch VII, Kap. 4

5 *Leviathan*, Kap. XIII. Von der natürlichen Bedingung der Menschheit, ihr Glück und Elend betreffend.

6 F. S. Oliver sagt in seinem *Alexander Hamilton* über Machiavelli (S.174): »Indem er voraussetzt, dass die existierenden Bedingungen – die Natur des Menschen und der Dinge – unveränderlich wären, geht er, so wie ein Redner über Frösche spricht, in ruhiger, unmoralischer Weise vor, um zu zeigen, auf welche Weise ein tapferer und scharfsinniger Her scher die Ereignisse zu seinem eigenen Vorteil und zur Sicherung seiner Dynastie wenden kann.«

7 H. Principe, Kapitel XVIII. Betreffend die Art, in der Fürsten den Glauben Kalten sollten.

8 »Demokratien sind stets Schauplätze der Unruhe und des Streites gewesen … und haben gewöhnlich ein so kurzes Leben gehabt, wie sie im Tode gewalttätig gewesen sind.« Madison, *Federalist*, Nr. 10.

9 *Democracy in America*, Bd. 1, S. 51 (Deutsch: Die Demokratie in Amerika, 1955)

10 Zitiert von Charles Beard, *Economic Origins of Jeffersonian Democracy* (Die wirtschaftlichen Ursprünge der Demokratie Jeffersons), Kapitel XIV.

11 ibd., S. 426

12 Aristoteles, *Politik*, Buch VII, Kapitel IV

13 Fisher Arnes, den die demokratische Revolution von 1800 in Schrecken versetzte, schrieb im Jahre 1802 an Rufus King: »Wir brauchen, wie alle Nationen, von außerhalb unseres Kreises den Druck eines sehr starken Nachbars, dessen Gegenwart jederzeit stärkere Furcht erregen soll, als Demagogen dem Volk gegen ihre Regierung einflößen können.« Zitiert von Ford, *Rise and Growth of American Politics* (Aufstieg und Wachstum der amerikanischen Politik), S. 69.

14 *Federalist*, Nr. 15

15 Ford, a. a. O., S. 36

16 *Federalist*, Nr. 15

17 *Federalist*, Nr. 51, zitiert von Ford, a. a. O., S. 60.

18 ibd.

19 *Federalist*, Nr. 15

20 Ford, a. a. O., S. 119

21 a. a. O., S. 144

22 a. a. O., S. 47

23 Beard, *Economic Interpretation of the Constitution* (Die wirtschaftliche Interpretation der Verfassung), passim

24 Beard, a. a. O., S. 325

25 *Democracy in America*, Bd. I, Kap. X (3. Auflage 1838), S. 216

26 Vgl. seinen Plan für die Verfassung von Virginia, seine Ideen über einen Senat aus Besitzenden und seine Ansichten zum richterlichen Veto. Beard, *Economic Origins of Jeffersonian Democracy*, S. 450 ff.

27 Der Leser, dem Zweifel hinsichtlich des Ausmaßes der Revolution kommen, die Hamiltons Meinungen von Jacksons Wirken trennten, sollte Henry Jones

Fords Werk *Rise and Growth of American Politics* lesen.

28 Ford, a. a. O., S. 169

29 Siehe G. D. H. Cole, *Social Theory*, S. 142

30 Cole, *Guild Socialism*, S. 107

31 ibd., Kap. VIII

32 ibd., S. 141

33 Vgl. ibd., Kap. X

34 ibd., S. 40

35 ibd., S. 41

36 ibd., S. 40

37 Aristoteles, *Politik*, Buch VII, Kap. IV

38 ibd., S. 42

39 ibd., S. 23 f.

40 Teil 5, *The Meaning of a Common Will*

41 ibd., Kap. XIX

42 *Social Theory*, S. 102 f.

43 Vgl. S. 247: »Da man von jedermann annahm, er interessiere sich genügend für wichtige Dinge, erschienen nur solche Angelegenheiten als wichtig, an denen jedermann interessiert war.«

44 *Guild Socialism*, S. 24

45 Ich habe mich deshalb lieber mit Coles Theorie als mit der Erfahrung Sowjetrusslands beschäftigt, weil alle kompetenten Beobachter angesichts der fragmentarischen Zeugnisse darin übereinzustimmen scheinen, dass das Russland des Jahres 1921 nicht einen kommunistischen Staat unter einer funktionierenden Ordnung zeigt. Russland befindet sich im Zustand der Revolution, und Russland zeigt nur, wie eine Revolution aussieht. Man kann daraus sehr wenig erkennen, wie eine kommunistische Gesellschaft aussehen wurde. Es ist jedoch ungeheuer bedeutsam, dass die russischen Kommunisten zuerst als praktische Revolutionäre und dann als öffentliche Funktionäre sich nicht auf die unmittelbare Demokratie des russischen Volkes gestützt haben, sondern auf die Disziplin, das besondere Interesse und das »noblesse oblige« einer spezialisierten Schicht – der treuen und von der Lehre durchdrungenen Mitglieder der Kommunistischen Partei. In der »Übergangszeit«, für die keine Zeitgrenze festgelegt worden ist, ist meines Erachtens die Kur für die Klassenregierung und den Zwang ausübenden

Staat streng homöopathisch angeordnet.

Es stellt sich auch die Frage, warum ich Coles Bücher dem viel genauer durchdachten Buch *Constitution for the Socialist Commonwealth of Great Britain* von Sidney und Beatrice Webb vorgezogen habe. Ich bewundere dieses Buch sehr; ich konnte mich aber nicht von dem Gegenteil der Ansicht überzeugen, dass es ein intellektueller Gewaltstreich ist. Cole erscheint mir weit zuverlässiger im Geist der sozialistischen Bewegung zu stehen und daher besseres Zeugnis davon abzulegen.

## *Siebter Teil: Zeitungen*

1 Die beste Studie hierzu hat Prof. Zechariah Chafee, *Freedom of Speech* (Redefreiheit), geschrieben.

2 Milton, *Areopagitica*; zitiert am Anfang von Chafees Buch. Ein Kommentar zu dieser klassischen Doktrin der Freiheit, wie sie sich bei Milton, John Stuart Mill und Bertrand Russell zeigt, findet sich in meinem Buch Liberty and the News, Kapitel II.

3 Vgl. zum Beispiel die Veröffentlichung des Lusk-Ausschusses in New York und die öffentlichen Feststellungen und Prophezeiungen von Mitchell Palmer, des Justizministers der USA während Präsident Wilsons Krankheit. 2l8

4 »Eine etablierte Zeitung ist berechtigt, ihre Anzeigentarife so zu gestalten, dass ihre Nettoeinkünfte aus dem Absatz auf der Habenseite des Gewinn-und-Verlust-Kontos übrigbleiben. Um zu den Nettoeinkünften zu gelangen, würde ich vom Ganzen die Kosten der Reklame, des Vertriebes und anderer mit dem Absatz zusammenhängender Aufwendungen abziehen.« Aus einer von Adolph S. Ochs, Verleger der *New York Times*, auf der Philadelphiaer Tagung der Associated Advertising Clubs of the World am 26. Juni 1916 gehaltenen Rede. Zitiert von Eimer Davis in *History of the New York Times*, 1851–1921, S. 397 f.

5 *Making a Newspaper*, S. 13. Dieses technische Buch ist das Beste das ich kenne, und sollte von jedem gelesen werden, der über die Presse diskutieren will. G. B Dibblee, der in der *Home University Library* den Band *Die Zeitung* geschrieben hat, sagt (S. 253), dass »ich nur ein gutes Buch über die Presse kenne, das von Given«.

6 Manchmal ist dieses Geschäft so spekulativ, dass der Verleger eine Zwangsbindung an seine Gläubiger eingehen muss, um Kredite zu

bekommen. Informationen darüber sind sehr schwer zu erhalten, und deshalb wird die allgemeine Bedeutung solcher Bindungen oft stark übertrieben.

7 »Beim Zeitungsverlegen gibt es ein Axiom: je mehr Leser, desto mehr Unabhängigkeit vom Einfluss der Inserenten; je weniger Leser, desto größere Abhängigkeit vom Inserenten. Es mag wie ein Widerspruch klingen (und doch ist es wahr), wenn man versichert: je größer die Zahl der Inserenten, umso weniger Einfluss können sie einzeln auf den Verleger ausüben.« Adolph S. Ochs, vgl. weiter oben.

8 Der Leser möge dies nicht als Ruf nach der Zensur missverstehen. Es könnte trotzdem ganz gut sein, wenn es kompetente, möglichst inoffizielle Gerichtshöfe gäbe, die Anklagen wegen Unwahrhaftigkeit und unfairem Verhalten in den allgemeinen Nachrichten prüfen könnten. Vgl. *Liberty and the News*, S. 73 ff.

9 Man beachte, dass Upton Sinclair Schmähungen gegen sozialistische Blätter unterlässt, selbst gegen jene, die in so gehässiger Weise gegen Unternehmer unfair sind, wie es gewisse von ihm zitierte Blätter gegen Radikale in der Gewohnheit haben.

10 Zitiert von James Melvin Lee, *The History of American Journalism*, S. 405

11 Vgl. John L. Given, *Making a Newspaper*, S. 13

12 Hilaire Belloc unternimmt praktisch dieselbe Analyse für englische Zeitungen. Vgl. *The Free Press*.

13 Upton Sinclair, *The Brass Check. A study of American Journalism*, S. 436.

14 S. das erhellende Kapitel in dem zitierten Buch von John L. Given über das »Entdecken der Nachrichten« (Kap. V).

15 ibd., S. 57

16 Man denke daran, wieviel an Vermutung im Jahre 1921 die Berichte über die Arbeitslosigkeit enthielten!

17 Ansprache vor dem New Yorker Damenklub am 11. Dezember 1919. Nachdruck in *New Republic* am 31. Dezember 1919, S. 44.

18 Vgl. Inez Haynes Irwin, *The Story of the Womans' Party*. Dieses Buch ist nicht nur ein guter Bericht von einem bedeutenden Teil einer großen Agitation, sondern eine Stoffsammlung zur erfolgreichen, nichtrevolutionären, nichtverschwörerischen Agitation unter den modernen Bedingungen der öffentlichen Aufmerksamkeit, des öffentlichen Interesses und der politischen Gewohnheit.

19 Vor kurzem wanderte der Baseballspieler Babe Ruth für zu schnelles Fahren hinter eiserne Gitter. Aus dem Gefängnis entlassen, kurz bevor das Nachmittagsspiel begann, sprang er in das wartende Auto und holte die im Gefängnis verlorene Zeit dadurch ein, dass er auf seinem Weg zum Sportplatz erneut die Geschwindigkeitsgesetze verletzte. Kein Polizist hielt ihn an, aber ein Reporter stoppte seine Zeit und veröffentlichte sie am nächsten Morgen. Babe Ruth ist eine Ausnahme. Die Zeitungen können nicht die Zeiten aller Automobilisten stoppen. Sie müssen ihre Nachrichten über Geschwindigkeitsüberschreitungen von der Polizei erhalten.

20 Vgl. Kap. XI, »Wie Interesse geweckt wird«

21 Aus seinem *Art and Criticism* betitelten Aufsatz. Das Zitat findet sich in einem Absatz, der von Prof. R. W. Brown in *The Writer's Art* zitiert wird (S. 87).

22 Ibd, *supra*

23 Vgl. *A test of the News* von Walter Lippmann und Charles Merz, unter Mitwirkung von Faye Lippmann, in: *New Republic*, 4. August 1920.

24 *On the Emotion of Conviction* (Über das Gefühl der Überzeugung), in: *Literary Studies*, Bd. Ill, S. 172

25 Als ich *Liberty and the News* schrieb, hatte ich diese Unterscheidung noch nicht klar genug begriffen, um sie auszusprechen; vgl. aber S. 89 ff.

## *Achter Teil: Organisierte Intelligenzen*

1 Vgl. Charles E. Merriam, *The Present State of the Study of Politics* in: *American Political Science Review*, Bd. XV, Nr. 2, vom 2. Mai 1921.

2 Vgl. die Ansprache des Präsidenten des Amerikanischen Philosophenkongresses anlässlich seiner 20. Jahrestagung.

3 Die Zahl dieser Organisationen in den Vereinigten Staaten ist überaus groß. Etliche leben, andere sind halb eingeschlafen. Sie befinden sich in einem ständigen Fluss. Hunderte von Listen wurden von Dr. L. D. Upson vom Detroiter Büro für Regierungsforschung, von Frl. Rebecca B. Rankin von der Städtischen Handbibliothek in New York City, von Herrn Edward A. Fitzpatrick, Sekretär des Staatlichen Erziehungsamtes (Wisconsin), von Herrn Savel Zimand vom Büro für Industrieforschung (New York City) zur Verfügung gestellt.

4 Vgl. Kapitel XII »Der Eigennutz unter der Lupe«

5 Ich verwende den Fachausdruck Indexzahlen nicht in seinem rein technischen Sinn, beziehe aber alle Geräte zur Vergleichsmessung sozialer Phänomene ein.

6 Siehe zum Beispiel *An Index Number for State School Systems* von Leonard P. Ayres, Russell Sage Foundation, 1920. Das Prinzip der Quote wurde in den Feldzügen für die Freiheitsanleihe und unter sehr viel schwierigeren Umständen sehr erfolgreich vom Alliierten Seetransportrat angewandt.

7 Es gab eine ungeheure Entwicklung solcher Dienste unter den Berufsgenossenschaften. Die Möglichkeiten eines Missbrauches wurden im Jahre 1921 durch die Untersuchungen gegen die New Yorker Baugenossenschaften enthüllt.

8 *The Reorganisation of Local Government* (Die Erneuerung der Lokalregierung), Kap. IV, in: *A Constitution for the Socialist Commonwealth of Great Britain* (Eine Verfassung für das sozialistische Commonwealth von Großbritannien).

9 Vgl. H. L. Laski, *The Foundations of Sovereignty* (Die Grundlagen der Souveränität) und andere Essays, besonders den Aufsatz dieses Titels, wie auch: *The Problems of Administrative Areas* (Das Problem der Verwaltungsbezirke), *The Theory of Popular Sovereignty and the Pluralistic State* (Die Theorie der Volkssouveränität und der pluralistische Staat).

10 *Modern Democracies*, Bd. I, S. 159

11 ibd., Anmerkung S. 158

12 Vgl. Kap. XX »Ein neues Bild«

13 S. einen Artikel über *The Cost of Living and Wage Cuts* (Die Lebenshaltungskosten und die Lohnbeschneidungen) in *New Republic* (27. Juli 1921) von Dr. Leo Wolman wegen einer brillanten Darstellung des naiven Gebrauches solcher Figuren und »Pseudoprinzipien«. Die Warnung ist von besonderer Bedeutung, weil sie von einem Wirtschaftler und Statistiker kommt, der selbst so viel dazu beigetragen hat, die Technik von Industriearbeitskonflikten zu verbessern.

14 Wie von Lowell in seiner *Public Opinion and Popular Government* (öffentliche Meinung und Volksregierung) verwendet.

15 *Der Staat*, Buch V, S. 473

16 *Der Staat*, Buch VI, S. 488 f.

17 Buch VI, S. 488 f.

18 Vgl. H. G. Wells in den Anfangskapiteln von *Mankind in the Making*.

19 Je besser die ständige Analyse im Informationsdienst einer jeden Institution, desto weniger ist natürlich wahrscheinlich, dass sich die Menschen mit den Problemen von morgen im Lichte der Fakten von gestern beschäftigen werden.

20 Nicht alle, aber einige der Unterschiede zwischen Reaktionären, Konservativen, Liberalen und Radikalen gehen meines Erachtens auf eine unterschiedliche intuitive Einschätzung der Schnelligkeit des Wandels in sozialen Fragen zurück.

# Literaturhinweise der Herausgeber


Adams, Larry L. (1977): *Walter Lippmann*, Boston: Twayne Publishers.

Axelrod, Alan (2009): *Selling The Great War. The Making of The American Propaganda*, New York: Palgrave MacMillan.

Bernays, Edward (2005): *Propaganda*, New York: Ig Publishing 2005 (Reprint of the Original Edition, H. Liveright, New York 1928).

Beyer, Karl Michael/Ötsch, Walter Otto/Mader Laura (2013): Die Finanzkrise 2007–2009 als Krise von Schattenbanken. Eine einführende institutionelle Analyse, *ICAE Working Paper Series* No. 17.

Blundell, John (2003a): How to move a nation. In: derselbe: *Waging the War of Ideas*, London: The Institute of Economic Affairs (Second edition), 17-32 (Ursprünglich publiziert in *Reason* Februar 1987)

Blundell, John (2003b): Hayek and the Second-hand Dealers of Ideas. In: derselbe: *Waging the War of Ideas*, London: The Institute of Economic Affairs (Second edition), 56-64 (Ursprünglich publiziert als Introduction to *The Intellectuals and Socialism*, IEA, Rediscovered Riches no. 4, October 1998)

Bottom, William P./Kong, Dejun Tony (2012): ›The Casual Cruelity of Our Prejudices‹: On Walter Lippmann's Theory of Stereotype and Ist ‚Obliteration' in Psychology and Social Science, *Journal of the History of Behavioral Science*, 84(4), 363-394.

Buchanan James M (1990): Socialism is Dead But Leviathan Lives On. The Annual John Bonython Lecture, *Centre for Independent Studies Occasional Papers* 30, Sydney.

Burgin, Angus (2012): *The Great Persuasion. Reinventing Free Markets since the Depression*, Cambridge, Massachusetts, and London, England: Harvard University Press.

Bussemer, Thymian (2005): *Propaganda, Konzepte und Theorien*. Wiesbaden:

Verlag für Sozialwissenschaften.

Carkeet, John (2007): Cry «Creel!" and Let Slip the Words of War! American Propaganda and The Committee on Public Information 1917–1918, *The Atlanta Review of Journalism History*, vol. 7 (Fall), 33-101.

Clavé, Francis (2015): Comparative Study of Lippman's and Hayek's liberalism (or neo-liberalism), *The European Journal of the History of Economic Thought* 22(6), December, 1-22 (DOI: 10.1080/09672567.2015.1093522).

Cockett, Richard (1995): *Thinking the Unthinkable. Think-Tanks and the Economic Counter-Revolution 1931–1983*, London: HarperCollins Publisher.

Creel, George Edward (1920): *How We Advertised America: The First Telling of the Amazing story of the Committee on Public Information that Carried the Gospel of Americanism to Every Corner of the Globe*, New York and London: Harpers & Brothers.

Denord, Francois (2001): The Origins of Neoliberalism in France. Louis Rougier and the 1938 Walter Lippmann Conference, *Le Mouvement Sociale* 95/2, 9-34.

Ewen, Stuart (1996): *PR! A Social History of Spin*, New York: Basic Books.

Fleck Ludwik (1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, Frankfurt am Main: Suhrkamp [Im Original 1935 erschienen].

Foucault, Michel (1994): Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfus, Hubert L./ Rabinow, Paul (Hg.): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, Belz: Weinheim, 243–261.

García, César (2010): Rethinking Walter Lippmann's legacy in the history of public relations. *PRism 7*(2) [www.prismjournal.org].

Goodwin, Craufurd D. (1995): The Promise of Expertise: Walter Lippmann and the Policy Sciences, *Policy Sciences* 28, 317-353.

Goodwin, Craufurd D. (2013): Walter Lippmann: The Making of a Public Economist, *History of Political Economy*, 45 (annual suppl), 92-113.

Goodwin, Craufurd D. (2014): *Walter Lippmann: Public Economist*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

Graupe, Silja (2015): Vom Kampf der Ideen und seinen Folgen – Der blinde Fleck der Wirtschaftswissenschaft. Ökologisches Wirtschaften, Zeitschrift des Vereins für ökologisches Wirtschaften 2 (DOI: 10.14512/OEW3002011).

Graupe, Silja (2016): 'Gefangene der Bilder in unseren Köpfen'. Die Macht abstrakten ökonomischen Denkens, *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 41(3), Bildlichkeit und Verlust von Bildlichkeit in Philosophie und Ökonomik, 341-364.

Graupe, Silja (2017): *Beeinflussung und Manipulation in der ökonomischen Bildung – Hintergründe und Beispiele*. FGW-Studie Neues ökonomisches Denken 05.

Graupe, Silja (2018a): »Living in mortal terror of a breakdown« Beeinflussung von Bildern über den Staat in ökonomischen Standardlehrbüchern. In: Ötsch, Walter Otto/Graupe, Silja (Hg.): *Macht der Bilder. Macht der Sprache*, Band 37 der Schriftenreihe der Freien Akademie, Berlin: Lenz Verlag, 37-74.

Graupe, Silja (2018b): Der manipulierbare Geist. In: Krautz, Jochen/Burchardt, Matthias (Hg.): *Time for Change? Schule zwischen demokratischem Bildungsauftrag und manipulativer Steuerung*. München: kopaed.

Grose, Peter (2006): *Continuing the Inquiry. The Council on Foreign Relations from 1921 to 1996*, A Council on Foreign Relations Book (ohne Ortsangabe).

Hayek, Friedrich August (1960): The Intellectuals and Socialism. In: de Huszar, George B. (Hg.): *The Intellectuals: A Controversial Portrait*, Glencoe, Illinois: The Free Press, 371-84 (Reprint von *The University of Chicago Law Review*, Spring 1949, 417-433).

Hayek, Friedrich August (1980): *Recht, Gesetzgebung und Freiheit*. Band 1: Regeln und Ordnung. Eine neue Darstellung der liberalen Prinzipien der Gerechtigkeit und der Politischen Ökonomie, München: Verlag Moderne Industrie.

Hayek, Friedrich August (2010): *Studies in the Abuse and Decline of Reason* (Vol. XIII of The Collected Works of F.A.Hayek, edited by Bruce Caldwell), Chicago: University of Chicago Press.

Hayek, Friedrich August (2014): *The Market and Other Orders* (Vol. XV of The Collected Works of F.A.Hayek, edited by Bruce Caldwell), Chicago: University of Chicago Press.

Higgins, John Patrick (2013): *The Struggle for the Good Society: Rolf Hilferding, Ludwig von Mises, and Walter Lippmann, and the Advent of Neoliberalism as Self-Criticism and Self-Defense of Liberal Governmental Style from 1896 to 1938*, Thesis for the Degree of Master in Art in Sociology at George Mason University.

Inset, Ola (2017): *Reinventing Liberalism. Early Neoliberalism in Context, 1920 – 1947*, Thesis submitted for the degree of Doctor of History and Civilization of the European University Institute Florence.

Jansen, Sue Curry (2013a): ›The World's Greatest Adventure in Advertising‹: Walter Lippmann's Critique of Censorship and Propaganda, In: Auerbach, Jonathan/Castronovo, Russ (Hg.): *The Oxford Handbook of Propaganda Studies*, Oxford u.a.: Oxford University Press, 301-325.

Jansen, Sue Curry (2013b): Semantic Tyranny: How Edward L. Bernays Stole Walter Lippmann's Mojo and Got Away With It and Why It Still Matters, *International Journal of Communication* 7, 1094–1111.

Jonas, Hans (1995): Homo Pictor: Von der Freiheit des Bildens, in: Boehm, Gottfried (Hg.): *Was ist ein Bild?*, München: Wilhelm Fink 1995, 105-124;

Kaid, Lynda Lee (2004): Classic Books Revisited: Walter Lippmann Public Opinion, *Journalism Studies* 5(3), 409-415.

Krautz, Jochen/Burchardt, Matthias (Hg.) (2018): *Time for Change? Schule zwischen demokratischem Bildungsauftrag und manipulativer Steuerung*. München: kopaed.

Kracauer, Siegfried (2013): *Totalitäre Propaganda*, Berlin: Suhrkamp.

Lippmann, Walter (1925 [2009]): *The Phantom Public*, New Brunswick, NJ: Transaction.

Lippmann, Walter (1945): Die Gesellschaft freier Menschen. Bern: Francke [1937: *The Good Society*, Boston: Little, Brown and Company]

Lippmann, Walter (1947): *The Cold War. A Study in U.S. Foreign Policy*, New York and London: Harper & Brothers Publishers.

Lipson, Jonathan C. (2009): The Shadow Bancruptcy System, *Boston University Law Review*, 89, 1609-1686.

Lysandrou, Photis/Nesvetailova ,Anastasia (2014): The role of shadow banking entities in the financial crisis: a disaggregated view, *Review of International Political Economy* (DOI: 10.1080/09692290.2014.896269).

Martus, Steffen (2015): *Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert. Ein Epochenbild*. Hamburg: Rowohlt.

Maxwell, Cloe (2015): George Creel and the Committee on Public Information 1917-1918, University Harding, *Tenor of Our Times*, Volume 4, Article 8, 72-83.

Mirowski, Philip (2015): *Untote leben länger: Warum der Neoliberalismus nach der Krise noch stärker ist*, Berlin: Matthes & Seitz.

Mises, Ludwig von (1929): *Kritik des Interventionismus. Untersuchungen zur Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsideologie der Gegenwart*, Jena: Gustav Fischer.

Nersisyan, Yeva, Wray, Randall L. (2010): The Global Financial Crisis and the Shift to Shadow Banking, *Levy Economics Institute of Bard College Working Paper* 587.

Nesvetailova, Anastasia (2017): *Shadow Banking: Scope, Origins and Theories*, London: Routledge.

Ötsch, Walter Otto (2016a): Imaginative Grundlagen bei Adam Smith. Aspekte von Bildlichkeit und ihrem Verlust in der Geschichte der Ökonomie. *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie*, Heft 41/3: Bildlichkeit und Verlust von Bildlichkeit in Philosophie und Ökonomik, 315-340.

Ötsch, Walter Otto (2016b): Die Politische Ökonomie »des« Marktes. Eine Zusammenfassung zur Wirkungsgeschichte von Friedrich A. Hayek. In: Kapeller, Jakob/Pühringer, Stephan/Hirte, Katrin/Ötsch, Walter Otto (Hg.): *Ökonomie! Welche Ökonomie? Zu Stand und Status der Wirtschaftswissenschaft*, Marburg: Metropolis, 19-50.

Ötsch, Walter Otto (2018): *Mythos Markt. Mythos Neoklassik. Kritik des Marktfundamentalismus*, Marburg: Metropolis (im Erscheinen).

Ötsch, Walter Otto/Graupe, Silja (2018): Einführung: Die Bedeutung von Bildern für »das Denken«. In: dieselben (Hg.): *Macht der Bilder. Macht der Sprache*, Band 37 der Schriftenreihe der Freien Akademie, Berlin: Lenz Verlag, 9-19.

Ötsch, Walter Otto/Horaczek, Nina (2017): *Populismus für Anfänger. Anleitung zur Volksverführung*, Frankfurt: Westend.

Ötsch, Walter Otto/Pühringer, Stephan (2017): Right-wing populism and market fundamentalism. Two mutually reinforcing threats to democracy in the 21st century, *Journal of Language and Politics* 16(4), 497–509.

Ötsch, Walter Otto/Pühringer, Stephan/Hirte, Katrin (2017): *Netzwerke des Marktes. Ordoliberalismus als Politische Ökonomie*, Wiesbaden: Springer VS.

Pirker, Reinhard (2011): Über die Schwierigkeit ökonomischer Theorie, Gesellschaft (mit-)zudenken. In: Ötsch, Walter Otto/Hirte, Katrin/Nordmann, Jürgen (Hg.): *Gesellschaft! Welche Gesellschaft? Nachdenken über eine sich*

*wandelnde Gesellschaft*, Marburg: Metropolis,17-32.

Plickert, Philip (2008): *Wandlungen des Neoliberalismus. Eine Studie zu Entwicklung und Ausstrahlung der ›Mont Pèlerin Society‹*, Stuttgart: Lucius & Lucius.

Porter, Patrick (2011): Beyond the American Century: Walter Lippmann and American Grand Strategy, 1943–1950, *Diplomacy & Statecraft* 22/4, 557-577.

Pühringer, Stephan/Egger, Judith (2018): Wie krank ist unser Wirtschaftssystem? Krisen als Krankheiten im ökonomischen Diskurs. In: Ötsch, Walter Otto/ Graupe, Silja (Hg.): *Macht der Bilder. Macht der Sprache*, Band 37 der Schriftenreihe der Freien Akademie, Berlin: Lenz Verlag, 61-84.

Pühringer, Stephan/Hirte, Katrin (2015): The financial crisis as a heart attack. Discourse profiles of economists in the financial crisis, *Journal of Language and Politics* 14(4), 599–626.

Reinhoudt, Jurgen/Audier, Serge (2018): *The Walter Lippmann Colloquium. The Birth of Neo-Liberalism*, Stanford, CA und Paris: Palgrave MacMillan.

Schindelbeck, Dirk (2018): Propaganda auf leisen Sohlen – am Beispiel des Begriffs »Soziale Marktwirtschaft«, auch ein sozialpsychologisches Lehrstück. In: Ötsch, Walter Otto/Graupe, Silja (Hg.): *Macht der Bilder. Macht der Sprache*, Band 37 der Schriftenreihe der Freien Akademie, Berlin: Lenz Verlag, 85-99.

Schulmeister, Stephan (2018): *Der Weg zur Prosperitä*t, Salzburg und München: ecowin.

Shearmur, Jeremy (2006): Hayek's Politics: In: Feser, Edward (Hg.): *The Cambridge Companion to Hayek*, Cambridge u.a.: Cambridge University Press, 148-170.

Shoup, Laurence H. (2015): *Wall Streeet's Think Tank: The Council on Foreign Relations and the Empire of Neoliberal Geopolitics*, *1976–2014*, New York: Monthley Review Press.

Soderlund, Gretchen (2005) Rethinking a Curricular Icon: The Institutional and Ideological Foundations of Walter Lippmann, *The Communication Review* 8, 307-327.

Steel, Ronald (1980): *Walter Lippmann and the American Century*, London, Sydney and Toronto: The Bodley Head.

Thomasberger, Claus (2012): *Das neoliberale Credo. Ursprünge, Entwicklung, Kritik*, Marburg: Metropolis.

Van Horn, Robert, Mirowski, Philip (2009): The Rise of the Chicago School of Economics and the Birth of Neoliberalism. In: Mirowski, Philip, Plehwe, Dieter (Hg.), *The Road from Mont Pelerin. The Making of the Neoliberal Thought Collective*, Cambridge, Massachusetts, and London, England: Harvard University Press 2009, 139-178.

Walpen, Bernhard (2004): *Die offene Feinde und ihre Gesellschaft. Eine hegemonietheoretische Studie zur Mont Pèlerin Society*, Hamburg: VSA.

Wasniewski, Matthew A. (2004): *Walter Lippmann, Strategic Internationalism, The Cold War and Vietnam, 1943-1967*, Dissertation submitted to the Faculty of the Graduate School of the University of Maryland.

Wehling, Elisabeth (2016): *Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet – und daraus Politik macht*, Magdeburg: Herbert von Halem.

Wilke, Jürgen (2007): Nicht nur ein Theoretiker der Öffentlichen Meinung: Walter Lippmann Revisited, *Medien & Kommunikationswissenschaft* 55(4), 595-612.

Williams, Walter E. (2015). Foreword to the Third Edition. In: Blundell, John (Hg.): *Waging the War of Ideas*, London: The Institute of Economic Affairs, XIII-XV.

Zeyer, Kirstin (2018): Bildlichkeit im Laufe der (europäischen) Philosophiegeschichte. In: Ötsch, Walter Otto/Graupe, Silja (Hg.): *Macht der Bilder. Macht der Sprache*, Band 37 der Schriftenreihe der Freien Akademie, Berlin: Lenz Verlag, 20-36.

# Personen- und Sachregister

Adams, Henry 130
Adams, John 249
Adams, J. Q. 257
Adler, Alfred 12, 180
Admiralität, britische 66
Ämtermonopol 256
Allen, William 130
Amerika (Amerikanismus) 87
Anarchismus 240
Andrews, Vizeadmiral 66
Angelsachsen 157
Arbeiterklasse 161ff., 187, 264,
Aristoteles 121ff., 235-240, 246, 277, 332
Asquith, Margot 59, 93
Auswärtige Angelegenheiten 94
Autokratie 245
Automatismus 106, 134, 189
Bagehot, Walter 221, 304
Beard, C. A. 369
Berenson, Bernard 112ff.
Bergson, Henri 169
Berthelot, M. 79
Bill of Rights 278
Bolschewismus 165
Borah, Senator 192
Bowley, Professor 161
Brandegee, Senator 67

Brest-Litowsk 202ff.
Briand, Aristide 102
Brown, R. W. 374
Bryce, Lord 216, 333
Burr, Aaaron 351
Bury, J. B. 129
Cannon, W. B. 180
Carranza, General 195
Castelnau, General de 80
Chesterton, K. G. 70f.
Claudel, Oberst 80
Clemenceau, George 62, 111
Cobb, Frank 296
Cointet, Major 83
Cole, G. D. H. 74, 263
Cox, Politiker 191, 211
Creel, George 14f., 87f.
Croly, Herbert 182
Dalmatien 66, 203
Daniels, Josephus 157, 240
Dante 157, 240
Deimling, General von 79f.
Determinismus 134, 186ff., 289
Deutschland 14, 60, 83, 111, 124ff., 149, 197, 204, 206, 225
Dewey, John 12, 110
Dupont, Oberst 80
Douaumont, Fort 81f.
Elsass-Lothringen 157, 203, 205f.
Emerson, R. W. 300f.
Erzberger, Matthias 126
Evolutionstheorie 128f.
Fachmann 159, 212, 316ff., 321f., 333

Ferenczi 104f.
Feudalismus 240
Fiktion 19, 20f. 28, 43, 58, 62, 64f. 68f. 77, 108, 118, 124, 126, 136, 140, 163, 175, 254, 286
Fiume 145
Foch, Marschall 62, 223, 222
Föderalismus 250, 332
Ford, H. J. 251
Foster, W. Z. 337f.
Frankreich 22, 62, 71, 86, 149, 205-208, 211, 221, 224f., 303
Frauenrechtlerinnen 297
Freud, Professor 12f.
Führer 17, 62, 67, 92, 126, 184, 214f., 220f., 224-226, 230, 272, 331
Gary, Richter 307, 337f.
Gastry, Charles
Geheimhaltung 79, 85, 87, 90, 108
Gesellschaftsordnung 62, 74, 33, 270
Gewerkschaft 12, 25, 99, 162, 200, 216f., 226, 262, 264, 268, 270, 272, 290, 307, 318, 334, 337
Gidding, Professor 73
Gildensozialismus 238, 240, 261, 263, 265, 272
Given, J. L. 282, 292
Gough, General 222
Greeley, Horace 286f.
Griffith, Mr. 119
Große Gesellschaft 69, 72, 94f., 313, 315
Großen Drei (Vier), die 219
Hall, Tammany 251
Hamilton, Alexander 209f., 235, 249, 250f., 252f., 255f., 261,
Harding, Präsident 145, 192, 210, 249-256, 261
Harvey, George 190, 191
Hearst, W. R. 86, 282, 287

Heilige Schrift 56, 57
Herdeninstinkt 92
Hitchcock, Demokratenführer 67
Hobbes, Thomas 239
Hoover, Präsident 23, 88, 192, 199
Hotchkiss und Franken 95
Huerta, General 195, 196
Hughes, C. E. 86, 193, 194, 195, 196, 197, 207, 210
Hunnen 15, 16, 126
Ich, das 178, 183
Ideal 127ff.
Ideal-Tammany-Politiker 127
Industriekapitäne 137
Initiativrecht 219
Instinkt 15, 33, 61, 64, 73, 92, 119, 178, 188, 236, 237, 273, 274, 275
Interalliierte Konferenz 203
Italien 68, 145, 205, 207, 242
Jackson, Andrew 254, 255, 256
James, Henry 150, 151
James, William 11, 65, 151
Janin, General 80
Japan 101, 102, 115, 123, 146, 148, 149, 150, 177, 320, 321
Jastrow, Joseph 180
Jefferson, Präsident 209, 235, 238, 242, 243, 244, 246, 248, 253, 254, 255, 256, 262, 265, 266
Joffre, General 22, 59, 60, 62, 63, 79, 80
Johnson, Senator 192
Jones, William 137
Journalismus 77, 281, 284, 289, 290
Jugoslawien 226
Jung, C. J 12
Karte des Weltalls 58
Katholiken 125, 126

Kempf, E. J. 180
Klassenbewusstsein, -interessen 73, 184
Knapp, Vizeadmiral 66
Knox, Senator 192
Kommunisten 73, 187
Konföderation 208, 209, 249, 250
Kongress 67, 181, 230, 237, 249, 257, 258, 259, 260, 324, 325, 326
Koordination 326, 329, 330
Kriegsmüdigkeit 202
Kriegsziele 203, 204
Kuba 159
Laissez-faire 39, 132ff., 240, 261,
Langenhove, Fernand van 124, 126
Lansdowne, Lord 203
Lansing, Robert 240
LeBon, Gustave 27, 193
Lenin, Nikolai 61, 167, 186, 306,
Lee, Vernon 170, 287,
Lewis, Sinclair 22, 62, 94, 173, 307
Lincoln, Abraham 337, 195, 201, 221
Littel, Philip 137
Lowell, A. L. 192
Ludendorff, General 225
Lusitania 197
Machiavelli, Niccolo 239 - 241, 262f., 343
Madison, James 183f., 250f.
Marx (Marxismus) 43, 73, 127, 134, 174, 186f., 262, 264f.
Mather, Increase 165
Maupassant, Guy de 103
McAdoo 88
McCarthy, Charles 312
McCormick, Senator 67

McDougall, William 188
Meinungsbildner 233
Mesopotamien 203
Metapher 101, 168
Mexiko 9f., 14, 71, 102, 194ff., 198, 237
Monroedoktrin 211, 245
Moralkodex 130, 139f., 248
Mythos 140f., 159
New York Times 288
Nivelle, General 84, 225
Northcliff, Lord 302
Österreich-Ungarn 204
Oktoberrevolution, bolschewist. 15, 202
Olivers Hamilton, Georg 58f.
Paris 89, 110, 132, 145, 179, 203, 205, 220, 225, 239
Parteien, politische 49, 62, 69, 200, 216, 232, 255
Patterson, Frances Taylor 171, 174
Paul, Jean 101
Peel, Sir Robert 193
Pellé, General 79f.
Pierrefeu, Jean de 59, 63, 79, 84
Plato 54, 56, 118, 239f., 343-346
Polen 149, 203, 303
Preußen 13, 16, 205f.
Privatsphäre 86
Proletariat, Diktatur des 159, 265
Pseudoumwelt 19, 21, 26, 28, 32f., 41, 47-52, 64, 68, 72ff., 81, 85, 209
Psychologie 10, 74, 119, 140f., 180, 182, 189, 307
Rassen 91,107, 119, 157, 160, 171, 295
Rat der Zehn 219
Renouard, Oberstleutnant 80

Repington, Tagebücher von 59
Republikaner 135, 191ff., 211, 218, 235
Rheinland 206
Roosevelt, Theodore 12, 38f., 61, 67, 145, 194ff., 201, 262
Ross, Professor 93
Rousseau, J. J. 102, 238, 242, 265,
Ruritanien 146f.
Russland 23, 71, 148f., 187, 199, 201, 221, 303, 324, 337
Saarland 206
Scott, W. D. 95ff.
Selbstbestimmung 151, 203, 245, 205, 273
Senat 252, 292, 326, 66ff.
Shaw, Bernard 12, 74, 132f., 135, 140, 348,
Sinclair, Upton 289ff., 305ff.
Sklaverei 16, 121f.
Smith, Adam 213, 218, 220, 234, 262
Sokrates 336, 339, 343
Sozialismus 336, 12, 37, 103, 187, 238, 240,
Sozialwissenschaft 314-319, 160f., 182
Splendid Isolation 245
Steuerungsausschuss 214, 219
Strachey, Lytton 59
Streik 61, 71, 146, 217, 297, 299-301
Strunsky, Simeon 154
Syndikalismus 240
Taft, Senator 192, 194,
Tagtraum 176, 218, 338
Taylor, F. W. 312
Technisch-physikalische Theorie 128
Tennyson, Alfred 129
Tocqueville, Alexis de 232, 243, 253
Tschechoslowakei 225, 226

Überseele 193, 216f.
Union League Club 103
Väter der Verfassung 253
Valentine, Robert 312,
Veblen, Thorstein 13, 185, 327
Verdun 79f., 82ff.
Vergil 157,
Viktoria, Königin 59, 133
Völkerbund 25, 67, 68, 89, 146, 159, 191f.
Volksentscheid 205, 219, 222, 309,
Volkssouveränität 234, 243, 254, 308,
Wahlen 210, 236, 256, 271, 274f., 294
Wallas, Graham 12, 119, 346,
Washington Post 9, 66
Webb, Sidney und Beatrice 12, 330
Wells, H. G. 12, 154, 219
Weltanschauung 51, 117, 138, 184
Weltkrieg 13, 31, 40, 87, 101, 131, 133, 147, 201, 224, 262
Weitsicht 241f.
Wettbewerb 48, 131ff., 140, 171, 186, 302, 326ff.
Wharton, Edith 92f.
Wilcox, D. F. 97
Wilson, Präsident 9f., 12ff., 16f., 25, 61f., 67, 87, 181, 190-196, 200-203, 207, 210f., 218
Wilson, Sir Henry 222
Wright, Captain 223
Zweifrontenkrieg 149
Zweiparteiensystem 256